

Linguistische Rekonstruktion auf der Basis des präsemiotischen Zeichenmodells

1. Nachdem in Toth (2008b) gezeigt wurde, wie die in Toth (2008a) eingeführte präsemiotische Zeichenrelation

$$\text{PZR} = (3.a \ 2.b \ 1.c \ 0.d)$$

als Modell für sprachliche Zeichen dienen kann, sollen hier einige Grundlagen zu einer wissenschaftlichen Methode der linguistischen Rekonstruktion aufgezeigt werden.

2.1. In der diachronen (historischen) Linguistik werden ältere Sprachstufen einer Sprache A dadurch rekonstruiert, dass aus dem Vergleich sprachlicher Zeichen aus A “Lautgesetze” abgeleitet werden, welche die Veränderung dieser sprachlichen Zeichen als Funktion der Zeit beschreiben sollen. Im Idealfall soll mittels Lautgesetzen von A und weiteren Sprachen B, C, D, ..., welche als mit A verwandt vorausgesetzt werden, gegenwärtige Sprachen A, B, C, D, ... auf eine zeitlich weit zurückliegende “Ursprache” U zurückgeführt werden. Die Kriterien für die stipulierte Verwandtschaft von B, C, D, ... mit A sind dabei rein hypothetisch. Da ferner am Ende eben diese Verwandtschaft zwischen A einerseits und B, C, D, ... andererseits, ausgehend von der rekonstruierten hypothetischen Ursprache U, “bewiesen” werden soll, liegt hier aber ein Zirkelschluss vor. Andererseits könnte aber auf der Basis von A oder B oder C oder D oder ... allein keine genügende Menge von Lautgesetzen gewonnen werden, die eine Rekonstruktion von U und damit die Verwandtschaft von A, B, C, D, ... “beweisen” würden. Der letztere Umstand wird daher in der Indogermanistik, welche sich um die Rekonstruktion des “Ur-Indogermanischen” aus den ältesten Zeugnissen von hypothetisch angenommenen “indogermanischen” Sprachen wie Altgriechisch, Sanskrit, Latein, usw. bemüht, als “Rechtfertigung” für die Valabilität der rekonstruktiven Methode genommen. Dass damit der logische Zirkelschluss keineswegs ausser Kraft gesetzt und die rekonstruktive Methode daher unwissenschaftlich ist, steht aber ausser Frage.

2.2. Obwohl sich das Arbeiten mit “Lautgesetzen” erst seit den Junggrammatikern im späten 19. Jahrhundert eingebürgert hatte, geht das von der Indogermanistik und

anderen rekonstruktiven Sprachwissenschaften vorausgesetzte Konzept einer “Ursprache” bereits auf die Romantik zurück. Allerdings war das zur Zeit der Romantik gültige Zeichenmodell ein arbiträres, sog. “objektives” Zeichenmodell, bei dem also das “Band” zwischen Zeichen und Bezeichnetes als motiviert aufgefasst wurde, denn “in der Ursprache der vorzeitlichen Wesen (...) ist ein jeder ihrer Namen ‘das Lösungswort für die Seele des Naturkörpers’”, und “es wird hinzugefügt, dass jede Idee eine Skala von Namen habe, deren oberster und unterster unennbar seien” (Fiesel 1927, S. 13 f.). Der Zeichengeber wird dabei meist mit Gott, den Engeln oder Adam identifiziert, so dass sich zwischen der Wertschöpfung und der jeweiligen Gegenwart eine semiotische Kontinuität der Repräsentation zwischen den Zeichen und ihren Bezeichneten ergibt. Da sich bei diesem objektiven, motivierten Zeichenmodell also kein diskontextueller Abbruch auftritt, spricht Novalis auch vom “sympathischen Abgrund”: “Geist – das heisst hier: archeus signator. Die Welt als Signatur. MAGIE. (Mystische Sprachlehre). Sympathie des Zeichens mit dem Bezeichneten. (Eine der Grundideen der Kabbalistik) Wechselrepräsentationslehre des Universums” (Novalis, ed. Kluckhohn und Samuel, 1960 ff., Bd. III, S. 266). Mit anderen Worten: Das mit der Annahme einer Ursprache untrennbare verknüpfte Phänomen von “Lautgesetzen”, welche diese Kontinuität der semiotischen Repräsentation zwischen Genesis und Apokalypse repräsentieren, steht und fällt mit dem romantischen (aber letztlich schon auf Platon zurückgehenden) arbiträren Zeichenmodell.

2.3. Man kann den zuletzt formulierten Sachverhalt aber auch anders ausdrücken: Die Konzepte von Ursprache und Lautgesetzen, die heute noch die nie ernsthaft in Frage gestellte theoretische Basis der rekonstruktiven historischen Sprachwissenschaften ausmachen, sind unvereinbar nicht dem seit Saussure allgemein akzeptierten arbiträren Zeichenmodell, weil dieses Zeichenmodell ja gerade auf einer beliebigen Zuordnung von Zeichen und Bezeichnetem basiert (Saussure 1916, S. 99 ff.), die demnach keine Kontinuität zwischen den Zeichen als Funktion der Zeit im Sinne einer rekonstruktiven Entwicklung zwischen Ursprache und Gegenwartssprache bzw. ältester bezeugter Sprache zulässt. Paradoxerweise basiert aber die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft gerade auf dem Saussureschen Zeichenbegriff, und man hat deshalb, sich mittels des folgenden Tricks aus dieser Paradoxie zu helfen (vgl. Untermann 1973): Gerade weil die Beziehung zwischen Zeichen und Bezeichnetem arbiträr sei, könne nicht von einem Zufall ausgegangen werden, wenn zwei oder mehr verschiedene Zeichen die gleiche Veränderung in Sprachen A, B, C, ... mitgemacht

hätten. Wenn es nun aber gelinge, diese Veränderungen durch Lautgesetze zu systematisieren, dann könne davon ausgegangen werden, dass A, B, C, ... miteinander verwandt seien und dass sie auf eine rekonstruierbare Ursprache U zurückgingen.

2.4. Allein, das Problem besteht darin, dass auch in diesem Fall A, B, C, ... schon zum vornherein als verwandt angenommen werden und der logische Zirkelschluss also nicht aufgelöst wird. Ausserdem betreffen die Veränderungen der ihren Bezeichneten arbiträr zugeordneten Zeichen vom Standpunkt der Peirceschen Semiotik lediglich die Mittelbezüge. Was also bestenfalls durch die Erarbeitung von Lautgesetzen herauskommt, ist eine Theorie der Zeichenträger in Funktion von der Zeit und somit beileibe keine Theorie der Zeichen, die ja im semiotischen Falle triadisch und im präsemiotischen Falle sogar tetradische Relationen sind. Ferner wurde in Toth (2008b) gezeigt, dass zwischen den vier Relaten der präsemiotischen Zeichenrelation nicht weniger als 5 Partialrelationen bestehen, von denen 4 sogar bilateral sind. Wir kommen damit also zum Schluss, dass die bis heute geübte Methode der linguistischen Rekonstruktion unwissenschaftlich ist, weil

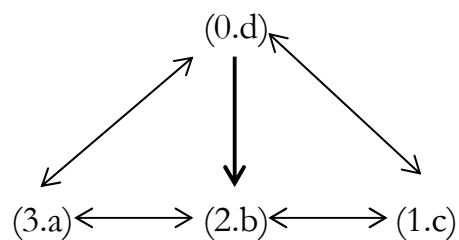
2.4.1. die Konzepte Ursprache und Lautgesetze ein nicht-arbiträres Zeichenmodell voraussetzen, die vergleichende Sprachwissenschaft jedoch auf dem arbiträren Saussureschen Zeichenmodell basiert.

2.4.2. sich mittels des arbiträren Saussureschen Zeichenmodells keine historische Rekonstruktion treiben lässt, da das arbiträre "Band" zwischen Zeichen und Bezeichnetem die Kontinuität der Repräsentation eines Zeichens zwischen Ursprache und ältest bezeugter Sprachstufe bzw. Gegenwartssprache gar nicht zulässt.

2.4.3. die vergleichende historische Rekonstruktion auf der unbegründeten logischen Voraussetzung der Verwandtschaft von Sprachen beruht, die ja durch die Rekonstruktion erst "bewiesen" werden soll (circulus vitiosus).

2.4.4. durch die Lautgesetze bestenfalls eine Theorie der Veränderung der Zeichenträger, also des semiotischen Mittelbezugs, keinesfalls aber eine Theorie der vollständigen Zeichenrelationen herauskommt.

3.1. Wenn wir nun das präsemiotische sprachliche Zeichenmodell betrachten, das in Toth (2008b) eingeführt worden war, so sehen wir, dass nur eine der 5 möglichen Relationen unliteral ist: die Relation $(0.d) \rightarrow (2.b)$ bzw. $[\delta, (d.b)]$. Hier ist es also so, dass ein kategoriales Objekt $(0.d)$ immer einen Objektbezug beeinflusst, wobei das Gegenteil, d.h. die konverse Relation, wegen des Benseschen Invarianzprinzips (Bense 1975, S. 40 ff.) ausgeschlossen ist, das besagen würde, dass ein Zeichen (hier: qua Objektbezug) imstande sei, aussersprachliche Realität zu verändern. Wäre ein Zeichen nämlich dessen fähig, so wäre es unmöglich, zwischen Zeichen und Objekten zu unterscheiden; damit würden auch Begriffe wie Substitution, Repräsentation usw. sinnlos werden. Mit anderen Worten: Allein die unilaterale Partialrelation $(0.d) \rightarrow (2.b)$ bzw. $[\delta, (d.b)]$ weist eine eindeutige Richtung auf, so dass hier retrograde Beeinflussung der freien durch die abhängige Variable der Zeichenfunktion ausgeschlossen ist. Man sieht aus dem untenstehenden präsemiotischen Zeichenmodell ausserdem, dass der Mittelbezug, auf deren Veränderungen ja die “Lautgesetze” der Junggrammatiker beruhen, gleich doppelt in bilaterale Relationen eingebunden ist, so dass Zeichenträger also von Anfang an als Basis für die linguistische Rekonstruktion ausgeschlossen sind.

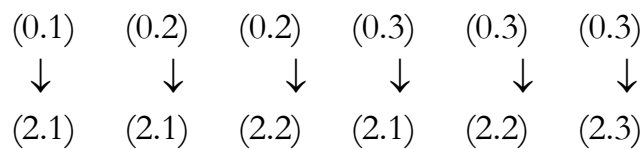


Ferner erkennt man, dass $(0.d) \rightarrow (2.b)$ bzw. $[\delta, (d.b)]$ die zentrale Relation im präsemiotischen Zeichenmodell ist. Wie in Toth (2008b) ausgeführt, liegt hier in linguistischer Interpretation des Zeichenmodells die Relation zwischen aussersprachlicher Realität und semiotischen Objektbezügen und damit die denotative Semantik vor. Daraus folgt also, dass, in der Terminologie des Saussureschen Zeichenmodells gesprochen, nicht etwa die Phonologie im Zentrum der sprachlichen Rekonstruktion stehen kann, wie das in der historischen Sprachwissenschaft mit ihren Lautgesetzen der Fall ist, sondern die denotative, d.h. in der Peirceschen Terminologie, die auf der Bezeichnungsfunktion eines Zeichens basierende Semantik. Bei der Rekonstruktion sprachlicher Zeichen mit dem Ziel, ihre genetische Verwandtschaft aufzuzeigen, muss also von den denotativen Bedeutungen ausgegangen werden, denn

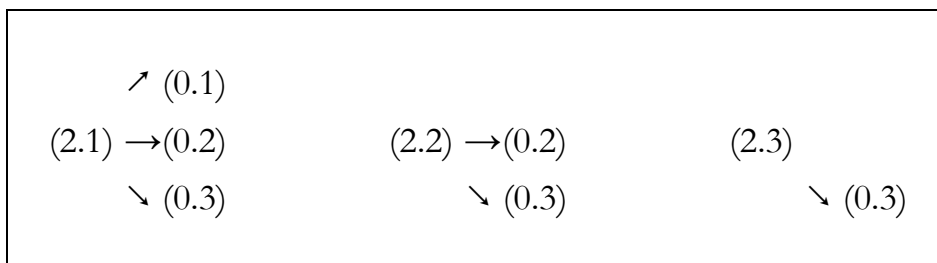
die konnotativen Bedeutungen bzw. die Sinn-Semantik würde im obigen Zeichenmodell ja die bilaterale Relation (3.a) \leftrightarrow (2.b) bzw. $[\beta^\circ, (a.b)]$ betreffen.

3.2. Was eine denotative Bedeutung ist, bleibt meistens relativ unbestimmt. In der Linguistik wird darunter eine “neutrale” oder “Grund”-Bedeutung, auch der inhaltliche “Kern” verstanden, von dem “subjektive”, “emotionale”, “assoziative” u.a. “Nebenbedeutungen” oder Konnotationen ausgeschlossen sind (vgl. Bussmann 2002, s.v. “Denotation”). Da wir uns in einer gesonderten Arbeit mit dem ebenso semiotischen wie linguistischen Problem der Unterscheidung zwischen denotativer und konnotativer Bedeutung bzw. extensionaler und intensionaler Semantik befassen werden, lassen wir es bei der Zitierung dieser vagen Angaben vorerst bleiben.

3.3. Rein semiotisch gesehen ergeben sich für die präsemiotische Partialrelation (0.d) \rightarrow (2.b) bzw. $[\delta, (d.b)]$ aufgrund des semiotischen inklusiven Ordnungsprinzips ($b \geq d$), $b, d \in \{.1, .2, .3\}$ die folgenden 6 möglichen Kombinationen denotativ-semantischer Relationen:



Bei einer historischen Rekonstruktion bekommen wir also die folgenden Möglichkeiten:



bzw.

$[\delta^\circ, id1]$		
$[\delta^\circ, \alpha]$	$[\delta^\circ, id2]$	
$[\delta^\circ, \beta\alpha]$	$[\delta^\circ, \beta]$	$[\delta^\circ, id3]$

Nach Walther (1979, S. 100 ff.) lassen sich nun sämtliche Wortarten oder Wortklassen durch den vollständigen Objektbezug eines Zeichens, das heisst entweder durch das Icon (2.1), den Index (2.2) oder das Symbol (2.3) klassifizieren. Ferner steht in der präsemiotischen trichotomischen Klassifikation nach Götz (1982, S. 4, 28) (0.1) für “Sekanz”, (0.2) für “Semanz” und (0.3) für “Selektanz”, welche nach Toth (2008c) die zeichentheoretischen Entsprechungen der realitätsthematischen Klassifikation von “Form”, “Struktur” und “Gestalt” sind. Daraus folgt also, dass wir in den beiden obigen Schemata auch eine doppelte Klassifikationsmöglichkeit linguistischer Einheiten haben, die man wie folgt schematisieren kann (WK1 bedeutet “Wortklasse”):

	\nearrow Form			
WK1	\rightarrow Struktur	WK2	\rightarrow Struktur	WK3
	\searrow Gestalt		\searrow Gestalt	\searrow Gestalt

Zu WK1 gehören nach Walther (1979, S. 100 ff.) Adjektive und Adverbien; zu WK2 Eigennamen, Numeralia, Pronomina, finite Verben; zu WK3 Nomina, Artikel, infinite Verben, etc. Da bei linguistischen Rekonstruktionen primär von Lexemen auszugehen ist (die historische Morphologie geht davon aus, dass Morpheme aus primären Lexemen entwickelt sind), steht in diesem Fall die präsemiotische Form für Phoneme oder Laute, die präsemiotische Struktur für Silben (d.h. die “taktisch” möglichen Kombinationen von Phonemen) und die präsemiotische Gestalt für Lexeme (denn Lexeme oder Wörter sind mehr als die Summe ihrer Silben; vgl. etwa Komposita wie “Waldmeister”, “Erdbeere”, “Meerjungfrau”, etc.).

Mit anderen Worten: Gestützt auf den hier entwickelten formalen Apparat einer denotativen Semiotik, basierend auf der präsemiotischen Partialrelation (0.d) \rightarrow (2.b) bzw. $[\delta, (d.b)]$ und den darauf basierenden 6 Möglichkeiten denotativer Relationen sowie den gegebenen linguistischen Interpretationen dieser denotativen Relationen kann eine wissenschaftliche rekonstruktive Sprachwissenschaft nur von den mutmasslichen Hauptbedeutungen sprachlicher Zeichen ausgehen, und zwar am besten,

indem sie die denotativen Bedeutungen des Grundwortschatzes einer Sprache anhand von Lexemen miteinander vergleicht. Da wegen des Gesetzes der semiotischen Inklusion

(0.3) \supset (0.2) \supset (0.1)

die präsemiotische Form in der präsemiotischen Struktur und beide in der präsemiotischen Gestalt semiotisch inkludiert sind, ist also auch von hier aus gesehen das Rekonstruieren anhand von Lexemen sicherer als das Rekonstruieren mit Silben oder gar nur mit Lauten, wie das etwa in der Phonosymbolik getan wurde und wird.

3.4. Wie dies konkret aussieht, sei im folgenden anhand einer Liste von ungarischen Lexemen gezeigt, die ich Prof. Dr. László Marác (Universität van Amsterdam) verdanke (Marác 1999). Die in dem vorliegenden Aufsatz semiotisch begründete Methode einer wissenschaftlichen linguistischen Rekonstruktion habe ich selbst in meinen ungarischen etymologischen Wörterbüchern angewandt (vgl. z.B. Toth 2006, 2006a). Marác spricht im Zusammenhang mit der hier von mir semiotisch entwickelten Methode von “word bushes”. Ein solcher “Wortbusch” ist also linguistisch gesprochen ein semantisches Feld mit einer denotativen (Kern-)Bedeutung. Wenn man ungarische Wörter zusammenstellt, welche die Denotation “rund, kreisförmig”, bezeichnen, erhält man z.B. den folgenden Wortbusch:

kar “Arm”
kar-ika “Reif(en)”
kar-ima “Rand, Bräme”
kar-ám “Pferch”
ker-ek “rund”
ker-ül “rundherum gehen, umgehen”
ker-ít “einschliessen”
kor-c , “Saum”
kör-öz “umzirkeln”
kör-ny “Umgebung”
kör-nyez “umgeben”
kur-itol “schärfen, entrunden”
kur-kál “suchen, umzingeln”

Durch Minimalpaaranalyse lassen sich dann die Stämme kar-, ker-, kor-, kör-, kur- und einige Endsilben unterscheiden, die offenbar keine Lexeme, sondern Morpheme sind. (Tatsächliche treten sie auch an viele weitere ungarische Verbalstämme an, aber niemals alleine auf.) Dieses Verfahren ist semiotisch dadurch gerechtfertigt, dass die Gestalt eben die Struktur und die Form ihrer Bestandteile präsemiotisch einschliesst, d.h. linguistisch gesprochen, dass die Wörter die Silben und die Laute einschliessen. Hier wird also mit einem rein denotativ-semantischen Verfahren die genetische Verwandtschaft der Lexeme des obigen Wortbusches nachgewiesen, und zwar unabhängig von der Farbe des Stammvokals (/a/ : /e/ : /o/ : /ö/ : /u/), d.h. allein aufgrund des durch diese Methode isolierbaren konsonantischen Nexus /k-r/. Die einzige Vorab-Annahme, die hier also getroffen wurde, lautet: Es gibt (auch) in der ungarischen Sprache ein oder mehrere Lexeme, welche die denotative Bedeutung “rund” bezeichnen. Da das Wissen, dass es runde Gegenstände gibt, zu den anthropologischen kognitiven Universalien gehören, braucht diese Annahme nicht bewiesen zu werden, und es folgt, dass unsere hier gezeigte Methode sowohl semiotisch als auch linguistisch einwandfrei ist.

Um noch darauf hinzuweisen, dass die Resultate der phonologisch basierten und der semantisch basierten historischen Rekonstruktion sich in den meisten Fällen nicht decken, sei hier aufgezeigt, wie die bereits behandelten sowie einige weitere, auf Grund der semantischen Methode ebenfalls als genetisch verwandt zu betrachtende Wörter von dem “massgeblichen” etymologischen Wörterbuch des Ungarischen (Benkő et al. 1993 ff.) punkto Unterscheidung von Erbwörtlichkeit versus Entlehnung klassifiziert werden (Liste direkt aus Marác 1999 kopiert):

kar (Old-Turkish), arm
karika (possibly Magyar), hoop
karima (northern-Slavic), brim
karám (unknown origin), pen, fold
karing (not mentioned), to circulate, to circle
ker (not mentioned),
kerek (the further development of ker-), round
kerül (Finno-Ugrian), to move around something
kerít (Finno-Ugrian), to enclose
kering (further development of ker), to fly in a circular pattern

kéreg (derivative), bark, outer covering
kor (Turkish origin), age, as in aetas
korong (Slavic origin), disk
korc (Old French),
korlát (unknown origin), railing
kör (created by analogies), circle
körös (Magyar development), circular
köröz (formation), to circle around
körny (new creation from the 19th c.)
környez (19th c. creation), to neighbor a location
körül (finno Ugrian), around
kur (not mentioned),
kur-itol (unknown origin), to grind, to sharpen
kur-kál (origin uncertain), to search

Wie man sieht, basieren also diese Entscheidungen für die Methode der phonologischen Rekonstruktion einzig und allein auf der Gestalt des Mittelbezugs dieser sprachlichen Zeichen, wozu wir schon oben bemerkten, dass diese Methode logisch zirkulär und semiotisch sogar völlig ausgeschlossen ist. Am Rande sei noch darauf hingewiesen, dass man mit dieser phonologischen Methode gewisse semantisch verwandte Wörter aufgrund von prekären lautlichen Kriterien als nicht-erbwörtlich (ab-)klassifizieren kann. Wenn man dies für den gesamten Wortschatz einer Sprache tut, wie dies im Falle des Ungarischen und auch des Indogermanischen wiederholt geschehen ist, erhält man am Ende einen irreduziblen Stock von einigen hundert “Grundwörtern”, in dem sich auch solche Wörter befinden, die beispielsweise Pflanzen oder Tiere bezeichnen, deren Vorkommen auf begrenzte geographische Regionen beschränkt ist. Auf diese Weise kommt man also vom hypothetischen Konzept einer “Ursprache” zum potenziert-hypothetischen Konzept einer “Urheimat” im Sinne derjenigen Region, in welcher in grauer Vorzeit diese “Ursprache” gesprochen worden sei und woher durch linguistische Ausgliederung im Zuge von Auswanderungen, Vermischungen, fremden Einflüssen (den bereits genannten Lehnwörtern) usw. die heutigen Einzelsprachen entstanden seien. Es bedarf noch unseren bisherigen Ausführungen wohl keiner Erläuterungen mehr, um zu begründen, weshalb diese Rekonstruktion einer “Urheimat” in nicht mehr zu überbietendem Masse unwissenschaftlich ist (vgl. auch Toth 2007a).

Andererseits haben wir mit unserer semantischen Methode bisher lediglich gezeigt, dass die “inkriminierten” Wörter in den obigen zwei Tabellen innerhalb des Wortschatzes der ungarischen Sprache miteinander genetisch verwandt sind, da wegen der grossen Anzahl von Laut-Bedeutungs-Entsprechungen ein Zufall sehr unwahrscheinlich wäre). Eine “Urform”, zugehörig einer hypothetischen “Ursprache”, wie dies in der phonologisch basierten historischen Linguistik getan wird, kann jedoch mittels unserer denotativ-semantischen Methode nicht rekonstruiert werden. Was man aber mit unserer Methode sehr wohl tun kann, ist, das gleiche linguistische Verfahren der Zusammenstellung mutmasslicher “Wortbüsche” auch in weiteren Sprachen anzuwenden – und zwar ohne dass damit diese Sprachen bereits als genetisch verwandt vorausgesetzt werden müssen, wie das in der phonologisch basierten historischen Rekonstruktion der Fall ist. Man kann also z.B. ohne weiteres nach den Wörtern zur Bezeichnung für “rund” oder “kreisförmig” in beliebigen weiteren Sprachen suchen und wird dabei etwa finden, dass verschiedene Arten von Vokalisierungen des konsonantischen Nexus /kr-/ ausser im Ungarischen vor allem in denjenigen Sprachen auftreten, die ursprünglich in der (hypothetischen) Sprachfamilie der Turanischen Sprachen zusammengefasst wurden (vgl. Toth 2007b). Man wird allerdings auch finden, dass die Verbreitung dieses durch den Nexus /kr-/ bezeichneten semantischen Feldes mit grösserer geographischer Entfernung vom antiken Sprachgebiet des Zweistromlands Sumer her in recht systematischer Weise abnimmt (vgl. Toth 2007c), bis sie etwa im Vietnamesischen ganz zu versickern scheint (vgl. Toth 2007d).

Abschliessend ist es wichtig, nochmals zu betonen, dass mit der denotativ-semantischen Methode nicht von an sich bedeutungstragenden Konsonanten oder Vokalen ausgegangen wird wie in manchen Versuchen, etwa denjenigen Trombettis, die Verwandtschaft aller Sprachen der Erde aufgrund von Lautähnlichkeiten nachzuweisen. Unsere Methode der semantischen Rekonstruktion ist ja primär semiotisch begründet und daher von jeder Etymologie unabhängig. Ferner stehen am Ausgangspunkt dieser Methode nicht die Laut-Bedeutungsähnlichkeiten, sondern die Kodierung aussersprachlicher Objekte durch Objektbezüge, unter denen die iconische Bezeichnungsrelation nur eine von insgesamt drei Relationen ist. Die semantische Methode ist natürlich ebenfalls kein Beweis im logischen Sinne, aber sie ist im Gegensatz zur phonologischen Methode wenigstens wissenschaftlich akzeptabel und, wie es scheint, von allen bisher bekannten Methoden zur Rekonstruktion genetischer Verwandtschaften von Sprachen die mit Abstand beste. Logische Beweise im strengen

Sinne gibt es in der Linguistik nicht, aber das bedeutet nicht, dass man deswegen auf jede Wissenschaftlichkeit zu verzichten braucht.

Bibliographie

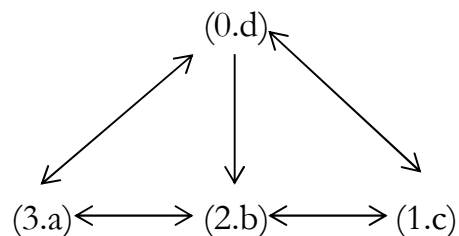
- Benkő, Loránd et al., Etymologisches Wörterbuch des Ungarischen. 3 Bde. Budapest 1993 ff.
- Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975
- Bussmann, Hadumod, Lexikon der Sprachwissenschaft. 3. Aufl. Stuttgart 2002
- Fiesel, Eva, Die Sprachphilosophie der deutschen Romantik. Tübingen 1927
- Marác, László, A finnugor elmélet tarthatatlansága nyelvészeti szempontból. In: Főnix 6-7, 1999, S. 75-92
- Novalis, Schriften. Hrsg. von Paul Kluckhohn und Richard Samuel. Stuttgart 1960 ff.
- Saussure, Ferdinand de, Cours de linguistique générale. Paris 1916
- Toth, Alfred, Etymological Dictionary of Hungarian (EDH). 5 Bde. Budapest und Den Haag 2006 (2006a)
- Toth, Alfred, Hungarian-Mesopotamian Dictionary. Budapest und Den Haag 2006 (2006b)
- Toth, Alfred, On the reconstruction of urheimat. In: Mikes International. Magyar szellemi fórum 8/2, 2008, S. 89-92 (2007a)
- Toth, Alfred, Is the Turanian language family a phantom? Budapest und Den Haag 2007 (2007b)
- Toth, Alfred, Sumerian and its closest relatives. In: Mikes International. Magyar szellemi fórum 8/2, 2008, S. 66-69 (2007b)
- Toth, Alfred, The common Sumerian-Hungarian substrate in Vietnamese (Annamese). In: Mikes International. Magyar szellemi fórum 7/2, 2007, S. 43-48 (2007c)
- Untermann, Jürgen (Hrsg.), Theorie, Methode und Didaktik der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft. Wiesbaden 1973
- Walther, Elisabeth, Allgemeine Zeichenlehre. 2. Aufl. Stuttgart 1979

Die präsemiotische Zeichenrelation als sprachliches Zeichenmodell

1. Die in Toth (2008) eingeführte präsemiotische Zeichenrelation

$$\text{PZR} = (3.a \ 2.b \ 1.c \ 0.d)$$

kann man relationstheoretisch wie folgt schematisch darstellen:



Mit einer Ausnahme sind also sämtliche 5 möglichen Relationen bilateral; einzig die Relation $*(2.b) \rightarrow (0.d)$ kann es semiotisch nicht geben, denn ein Zeichen kann nach Benses Invarianzprinzip ein Objekt nicht verändern (Bense 1975, S. 40 ff.). Nachfolgend schauen wir uns die 5 Relationen im einzelnen an.

1.1. Die unilaterale Relation $(0.d) \rightarrow (2.b) \equiv [\delta, (d.b)]$

Das kategoriale Objekt (0.d) ist das vorgegebene Objekt zuzüglich dessen präsemiotische trichotomische Kennzeichnung als Sekanz (0.1), Semanz (0.2) oder Selektanz (0.3). Im Rahmen der Semiosis wird das kategoriale Objekt in einen Objektbezug (2.b) des Zeichens im Sinne eines Meta-Objekts (Bense 1967, S. 9) transformiert. Diese Relation ist also nicht arbiträr, weil die trichotomische Gliederung den vorgegebenen Objekten inhäriert.

1.2. Die bilaterale Relation $(3.a) \leftrightarrow (2.b) \equiv [\beta^\circ, (a.b)]$

Der Objektbezug tritt einerseits im Rahmen der Bedeutungsfunktion in Relation mit dem Interpretanten, andererseits tritt der Interpretant mit dem Objektbezug im Rahmen der Replikationsfunktion in Relation. Diese Relationen sind nicht-arbiträr, wenn es sich um natürliche Zeichen (Anzeichen) handelt, wenn also ein Objekt selbst als Zeichen

dient, da vorausgesetzt werden kann, dass Objekte von allen Menschen in etwa derselben Weise wahrgenommen, um überhaupt identifiziert zu werden. Die Relationen sind jedoch dann arbiträr, wenn der Zeichenträger, d.h. das Mittel der Zeichenrelation, nicht mit dem zu substituierenden Objekt identisch bzw. kein Teil davon ist. Beispielsweise ist ja der Objektbezug eines verknoteten Taschentuches nur für den Zeichengeber bekannt.

1.3. Die bilaterale Relation $(2.b) \leftrightarrow (1.c) \equiv [\alpha^\circ, (b.c)]$

Diese Teilrelation der vollständigen Zeichenrelation entspricht dem Saussureschen Zeichen als Relation zwischen einem Objektbezug und einem Mittel bzw. umgekehrt. In der Theoretischen Semiotik wird auch von der Bezeichnungsfunktion $(1.c) \rightarrow (2.b)$ und der Involutionsfunktion $(2.b) \rightarrow (1.c)$ gesprochen. Beide Relationen sind arbiträr, wie etwa die Verschiedenheit der Lexeme für dieselben Objekte zwischen verschiedenen Sprachfamilien, manchmal sogar innerhalb von Sprachfamilien zeigt.

1.4. Die bilaterale Relation $(3.a) \leftrightarrow (0.d) \equiv [\gamma^\circ\delta^\circ, (a.d)]$

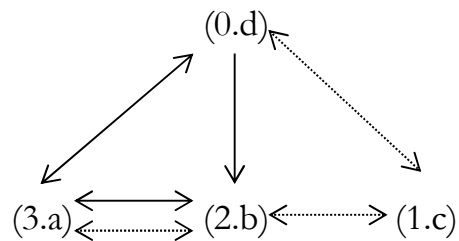
Diese Relationen betreffen die Wahrnehmung des vorgegebenen Objektes als kategoriales durch den Interpretanten, d.h. das Bewusstsein jemandes, der das Objekt als Zeichen interpretiert. Da angenommen werden darf, dass prinzipiell alle Menschen Objekte in etwa derselben Weise wahrnehmen, ist diese Relation nicht-arbiträr.

1.5. Die bilaterale Relation $(0.d) \leftrightarrow (1.c) \equiv [\gamma, (d.c)]$

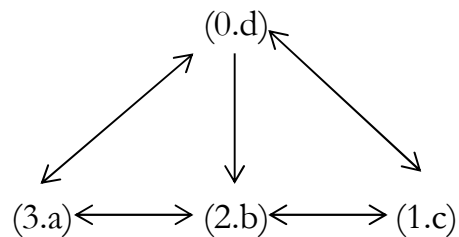
Diese beiden Relationen betreffen das Verhältnis des kategorialen Objektes zum Mittel, d.h. Zeichenträger. Da der Zeichengeber völlig frei ist, mit welchem Zeichenträger er ein Objekt repräsentiert – und das gilt sogar für seine Entscheidung, entweder das Objekt bzw. ein Teil von ihm selbst im Falle von natürlichen Zeichen oder einen objektfremden Zeichenträger im Falle von künstlichen Zeichen zu wählen –, sind diese Relation arbiträr.

Wir können deshalb unser obiges präsemiotisches Modell des sprachlichen Zeichens bezüglich der Verteilungen von Arbitrarität und Nicht-Arbitrarität auch wie folgt

darstellen (ausgezogene Pfeile bezeichnen nicht-arbiträre, gepunktete Pfeile bezeichnen arbiträre Relationen):



2. Wie man anhand unserer beiden Varianten des präsemiotischen Zeichenmodells bemerkt haben wird, gibt es hier also 5 elementare sprachliche Relationen, wovon 4 sogar bilateral sind. Dass hiermit die übliche grobe Einteilung der semiotischen Linguistik seit Charles Morris, bestehend aus Syntaktik oder Syntax, Semantik und Pragmatik, wie sie etwa auch in Toth (1993, 1997a, 1997b) vorausgesetzt wurde, hinfällig ist, versteht sich von selbst.



Wir schauen uns wieder die einzelnen Relationen, diesmal innerhalb einer Theorie der sprachlichen Zeichen, an:

2.1. (0.d) → (2.b):

Das durch diese Relation fundamentalkategorial gekennzeichnete Gebiet umfasst die Beziehungen der aussersprachlichen Realität zu der durch die sprachlichen Zeichen kodierten denotativen oder Bezeichnungs-Semantik.

2.2. (0.d) ↔ (1.c):

Das durch diese Relation fundamentalkategorial gekennzeichnete Gebiet umfasst die Beziehungen der außersprachlichen Realität zu den sprachlichen Mitteln, d.h. Zeichenträgern.

2.3. (0.d) ↔ (3.a):

Das durch diese Relation fundamentalkategorial gekennzeichnete Gebiet umfasst die Beziehungen der außersprachlichen Realität zu ihrer Wahrnehmung.

2.4. (2.b) ↔ (3.a):

Das durch diese Relation fundamentalkategorial gekennzeichnete Gebiet umfasst die Beziehungen zwischen denotativer und designativer Semantik, d.h. zwischen Bezeichnungs- und Bedeutungs- oder Sinn-Semantik.

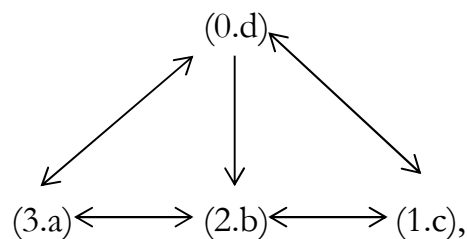
2.5. (1.c) ↔ (2.b):

Das durch diese Relation fundamentalkategorial gekennzeichnete Gebiet umfasst die Beziehungen zwischen den Zeichenträgern und den Objektbezügen der Zeichen. Es handelt sich also im Sinne der traditionellen Grammatik um die Zuordnung von Lauten zu "Bedeutungen".

Wie man sieht, entspricht also gerade ein einziges durch die fünf Relationen gekennzeichnetes Gebiet einem traditionellen linguistischen Teilgebiet (2.5.). Die den Relationen (2.1.) bis (2.3.) entsprechenden Gebiete gehören zwar wegen des Einbezugs außersprachlicher Objekte an sich zur Pragmatik, werden aber innerhalb der Linguistik kaum oder marginal behandelt. Das der Relation (2.4.) entsprechende Gebiet verweist auf die ausserhalb der französischen Semiologie nicht sehr weit gediehenen systematischen Untersuchungen zum Verhältnis denotativer und konnotativer Bedeutungen. Zusammenfassend darf man also sagen, dass die linguistische Interpretation des allgemeinen präsemiotischen Zeichenmodells die grammatischen Teilgebiete der Semantik und der Pragmatik nicht verwirft, aber aufgliedert und in eigene Teilgebiete verweist. Somit kommt in einer auf der Präsemiotik basierenden

Grammatiktheorie einzig der Syntax kein spezielles Gebiet zu. Im Anschluss an die Argumentationen bei Toth (1997a, S. 119 ff.) kann man aber festhalten, dass in einer semiotischen Linguistik die eine Syntax zugunsten von mehreren "Taktiken" aufgegeben wird, die damit die möglichen Kombinationen von Lauten und Silben innerhalb eines Wortes ebenso festlegen wie die Kombinationen von Wörtern in einem Satz, von Sätzen in einem Text oder, in Übereinstimmung mit der Stratifikationsgrammatik, sogar von Sememen oder Elementarbedeutungen zu syntagmatischen oder thematischen Bedeutungskomplexionen.

3. Unsere obigen Differenzierungen der möglichen Teilrelationen innerhalb des prä-semiotischen Zeichenmodells hinsichtlich von Arbitrarität und Nicht-Arbitrarität betrafen, das muss hier ausdrücklich betont werden, ausschliesslich dieses Zeichenmodell als sprachliches, d.h. linguistisches Zeichenmodell, denn vom rein semiotischen Standpunkt aus gesehen ist keine der fünf Teilrelationen vollständig arbiträr, wenn man darunter eine zeichentheoretische Willkürlichkeit versteht. Wenn wir also unser Zeichenmodell in seiner ersten Variante nochmals anschauen:



dann ist es klar, dass die ihm zugrunde liegende fundamentalkategoriale Ordnung genau wie beim triadischen Peirceschen Zeichenmodell eine retrosemiosis-degenerative ist:

$$(3.a) \rightarrow (2.b) \rightarrow (1.c) \rightarrow (0.d) \text{ mit } a, b, c, d \in \{.1, .2, .3\}$$

und dass die möglichen trichotomischen Stellenwerte (also die Werte für a, ..., d) durch das allgemeine semiotische Ordnungsprinzip für Zeichenklassen

$$(a \leq b \leq c \leq d)$$

eingeschränkt werden. Zeichenrelationen wie *(3.3 2.2 1.1 0.1), *(3.1 2.2 1.3 0.2), *(3.2 2.1 1.2 0.3), usw. sind also keine Zeichenklassen. Aus diesem Ordnungsprinzip folgt

also, dass wir die 5 möglichen Partialrelationen berechnen können und dass sie also deshalb semiotisch nicht-arbiträr sind, obwohl einige von ihnen linguistisch arbiträr sind. Wir bekommen die folgenden möglichen Partialrelationen:

3.1. (0.d) \rightarrow (2.b): (0.1, 2.1); (0.2, 2.1), (0.2, 2.2); (0.3, 2.1), (0.3, 2.2), (0.3, 2.3)

3.2. (0.d) \leftrightarrow (1.c): (0.1, 1.1); (0.2, 1.1), (0.2, 1.2); (0.3, 1.1), (0.3, 1.2), (0.3, 1.3)

3.3. (0.d) \leftrightarrow (3.a): (0.1, 3.1); (0.2, 3.1), (0.2, 3.2); (0.3, 3.1), (0.3, 3.2), (0.3, 3.3)

3.4. (2.b) \leftrightarrow (3.a): (2.1, 3.1); (2.2, 3.1), (2.2, 3.2); (2.3, 3.1), (2.3, 3.2), (2.3, 3.3)

3.5. (1.c) \leftrightarrow (2.b): (1.1, 2.1); (1.2, 2.1), (1.2, 2.2); (1.3, 2.1), (1.3, 2.2), (1.3, 2.3)

In kategoriethoretischer Notation:

3.1'. $[\delta, (d.b)]$: $[\delta, id1]; [\delta, \alpha^\circ], [\delta, id2]; [\delta, \alpha^\circ\beta^\circ], [\delta, \beta^\circ], [\delta, id3]$

3.2'. $[\gamma, (d.c)]$: $[\gamma, id1]; [\gamma, \alpha^\circ], [\gamma, id2]; [\gamma, \alpha^\circ\beta^\circ], [\gamma, \beta^\circ], [\gamma, id3]$

3.3'. $[\delta\gamma, (d.a)]$: $[\delta\gamma, id1]; [\delta\gamma, \alpha^\circ], [\delta\gamma, id2]; [\delta\gamma, \alpha^\circ\beta^\circ], [\delta\gamma, \beta^\circ], [\delta\gamma, id3]$

3.4'. $[\beta, (b.a)]$: $[\beta, id1]; [\beta, \alpha^\circ], [\beta, id2]; [\beta, \alpha^\circ\beta^\circ], [\beta, \beta^\circ], [\beta, id3]$

3.5'. $[\alpha, (c.b)]$: $[\alpha, id1]; [\alpha, \alpha^\circ], [\alpha, id2]; [\alpha, \alpha^\circ\beta^\circ], [\alpha, \beta^\circ], [\alpha, id3]$

Wie man leicht erkennt, liegt den Teilrelationen (3.1.') bis (3.5.') also eine gemeinsame abstrakte kategoriethoretische Struktur

$[\text{—}, id1]; [\text{—}, \alpha^\circ], [\text{—}, id2]; [\text{—}, \alpha^\circ\beta^\circ], [\text{—}, \beta^\circ], [\text{—}, id3],$

wobei die den 5 Relationen zugeordneten grammatischen Teilgebiete je eindeutig durch einen initialen Morphismus charakterisiert werden, nämlich

3.1. (0.d) \rightarrow (2.b) durch δ

3.2. (0.d) \leftrightarrow (1.c) durch γ

3.3. (0.d) \leftrightarrow (3.a) durch $\delta\gamma$

3.4. (2.b) \leftrightarrow (3.a) durch β

3.5. (1.c) \leftrightarrow (2.b) durch α

Die nicht-arbiträren Relationen des als sprachliches interpretierten präsemiotischen Zeichens sind also auf semiotischer Ebene nicht mehr sichtbar. Auf semiotischer Ebene ist die Arbitrarität des präsemiotischen Zeichens durch den Rahmen der 6 möglichen natürlichen Transformationen pro Partialrelation und innerhalb der Transformationen durch je einen konstanten zweiten Morphismus für alle 6 natürlichen Transformationen sowie durch einen pro Partialrelation konstanten ersten Morphismus eingeschränkt.

Bibliographie

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Toth, Alfred, Semiotik und Theoretische Linguistik. Tübingen 1993

Toth, Alfred, Entwurf einer Semiotisch-Relationalen Grammatik. Tübingen 1997 (1997a)

Toth, Alfred, Auf dem Weg zur ersten semiotischen Grammatik. In: Bayer, Udo/Hansen, Juliane (Hrsg.), Signum um Signum. Festschrift Elisabeth Walther. Baden-baden 1997, S. 298-310 (1997b)

Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2008

Die reflexionale Struktur der Präsemiotik

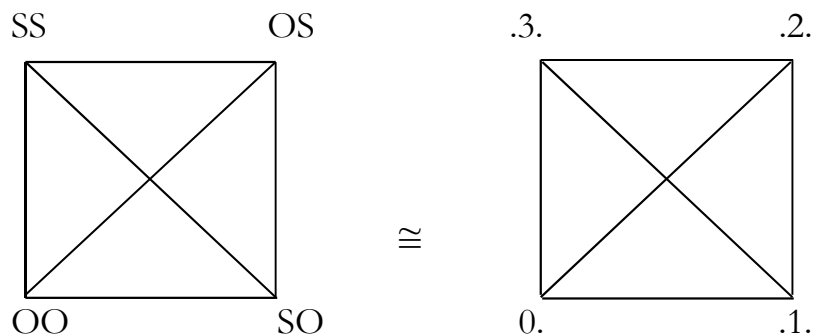
In seinem Aufsatz “Die aristotelische Logik des Seins und die nicht-aristotelische Logik der Reflexion” (1958) hatte Günther die möglichen Umtauschrelationen u.a. in einer vierwertigen Logik untersucht und sie den Hegelschen Unterscheidungen zwischen doppelter Reflexion, Reflexion-in-sich und Reflexion-in-anderes wie folgt zugeordnet (1976, S. 185):

$$\begin{array}{l} 1 \leftrightarrow 2 \\ 2 \leftrightarrow 3 \\ 3 \leftrightarrow 4 \end{array}$$

$$\begin{array}{l} 1 \leftrightarrow 3 \\ 2 \leftrightarrow 4 \end{array}$$

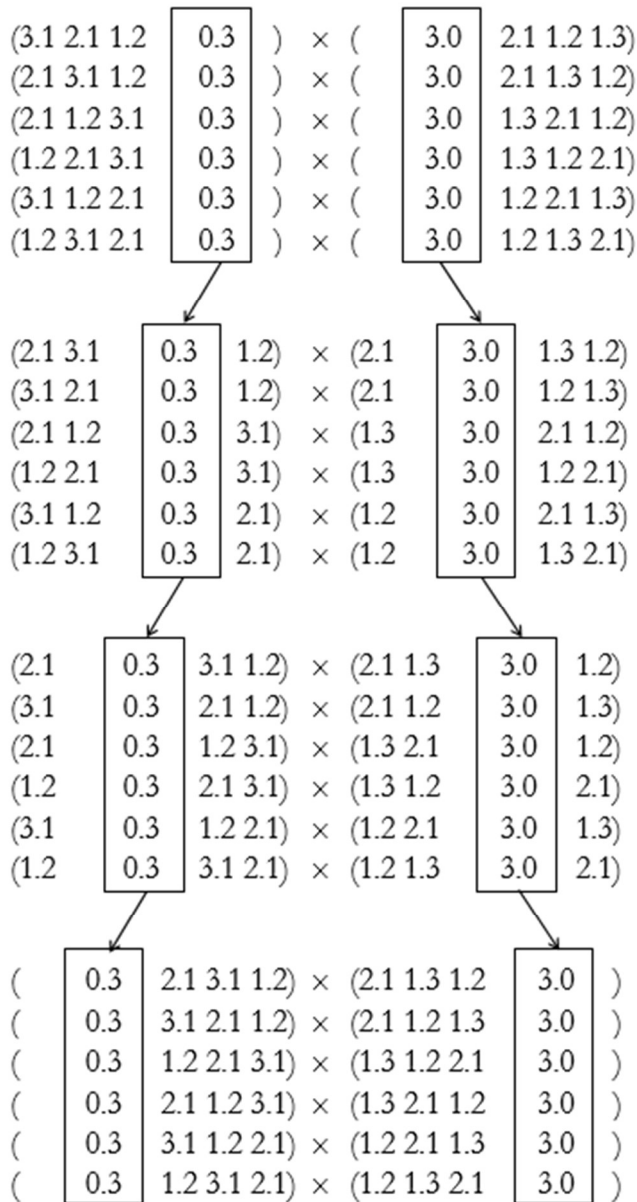
$$1 \leftrightarrow 4$$

In einer vierwertigen Logik sind damit 6 Umtauschrelationen möglich, die den 4 mal 6 Permutationen einer tetradischen Zeichenklasse entsprechen, wie sie die Basis der Präsemiotik (Toth 2008a, b) darstellt. Dabei ist festzuhalten, dass eine n-wertige Logik generell n-1 Subjekte besitzt, so dass wir im Fall einer 4-wertigen Logik also im Anschluss an Günther (1976, S. 336 ff.) zwischen subjektivem Subjekt (SS), subjektivem Objekt (sO), objektivem Subjekt (oS) und objektivem Objekt (oO) unterscheiden können. Damit ergibt sich eine logisch-semiotische Äquivalenz zwischen einer 4-wertigen Logik und dem tetradischen Modell, wie es der Präsemiotik zugrunde liegt:



wobei die Diagonalen also in je verschiedener Weise die Subjekt- und Objektbereiche voneinander trennen.

Man kann nun die 24 möglichen Permutationen der tetradischen präsemiotischen Zeichenklassen nach den Positionen der die triadischen semiotischen Zeichenklassen lokalisierenden objektalen Nullheiten und damit den Reflexionsbereichen anordnen. Als Beispiel wählen wir die Prä-Zeichenklasse (3.1 2.1 1.2 0.3) mit ihrer Prä-Realitätsthematik (3.0 2.1 1.2 1.3):



Nun interessieren uns aber natürlich auch die Thematisationsstrukturen der 24 präsentierten Realitäten:

$$\begin{aligned}
 (3.1 \ 2.1 \ 1.2 \rightarrow \ 0.3) \times (3.0 \ \leftarrow \ 2.1 \ \underline{1.2} \ \underline{1.3}) \\
 (2.1 \ 3.1 \ 1.2 \rightarrow \ 0.3) \times (3.0 \ \leftarrow \ 2.1 \ \underline{1.3} \ \underline{1.2}) \\
 (2.1 \ 1.2 \ 3.1 \rightarrow \ 0.3) \times (3.0 \ \leftarrow \ \underline{1.3} \ 2.1 \ \underline{1.2}) \\
 (1.2 \ 2.1 \ 3.1 \rightarrow \ 0.3) \times (3.0 \ \leftarrow \ \underline{1.3} \ \underline{1.2} \ 2.1) \\
 (3.1 \ 1.2 \ 2.1 \rightarrow \ 0.3) \times (3.0 \ \leftarrow \ \underline{1.2} \ 2.1 \ \underline{1.3}) \\
 (1.2 \ 3.1 \ 2.1 \rightarrow \ 0.3) \times (3.0 \ \leftarrow \ \underline{1.2} \ \underline{1.3} \ 2.1)
 \end{aligned}$$

$$\begin{aligned}
 (2.1 \ 3.1 \ \rightarrow 0.3 \leftrightarrow \ 1.2) \times (2.1 \ \leftrightarrow 3.0 \leftarrow \ \underline{1.3} \ \underline{1.2}) \\
 (3.1 \ 2.1 \ \rightarrow 0.3 \leftrightarrow \ 1.2) \times (2.1 \ \leftrightarrow 3.0 \leftarrow \ \underline{1.2} \ \underline{1.3}) \\
 (2.1 \ 1.2 \ \rightarrow 0.3 \leftrightarrow \ 3.1) \times (\underline{1.3} \ \leftrightarrow 3.0 \leftarrow \ 2.1 \ \underline{1.2}) \\
 (1.2 \ 2.1 \ \rightarrow 0.3 \leftrightarrow \ 3.1) \times (\underline{1.3} \ \leftrightarrow 3.0 \leftarrow \ \underline{1.2} \ 2.1) \\
 (3.1 \ 1.2 \ \rightarrow 0.3 \leftrightarrow \ 2.1) \times (\underline{1.2} \ \leftrightarrow 3.0 \leftarrow \ 2.1 \ \underline{1.3}) \\
 (1.2 \ 3.1 \ \rightarrow 0.3 \leftrightarrow \ 2.1) \times (\underline{1.2} \ \leftrightarrow 3.0 \leftarrow \ \underline{1.3} \ 2.1)
 \end{aligned}$$

$$\begin{aligned}
 (2.1 \ \leftrightarrow 0.3 \leftarrow \ 3.1 \ 1.2) \times (2.1 \ \underline{1.3} \ \rightarrow 3.0 \leftrightarrow \ \underline{1.2}) \\
 (3.1 \ \leftrightarrow 0.3 \leftarrow \ 2.1 \ 1.2) \times (2.1 \ \underline{1.2} \ \rightarrow 3.0 \leftrightarrow \ \underline{1.3}) \\
 (2.1 \ \leftrightarrow 0.3 \leftarrow \ 1.2 \ 3.1) \times (\underline{1.3} \ 2.1 \ \rightarrow 3.0 \leftrightarrow \ \underline{1.2}) \\
 (1.2 \ \leftrightarrow 0.3 \leftarrow \ 2.1 \ 3.1) \times (\underline{1.3} \ \underline{1.2} \ \rightarrow 3.0 \leftrightarrow \ 2.1) \\
 (3.1 \ \leftrightarrow 0.3 \leftarrow \ 1.2 \ 2.1) \times (\underline{1.2} \ 2.1 \ \rightarrow 3.0 \leftrightarrow \ \underline{1.3}) \\
 (1.2 \ \leftrightarrow 0.3 \leftarrow \ 3.1 \ 2.1) \times (\underline{1.2} \ \underline{1.3} \ \rightarrow 3.0 \leftrightarrow \ 2.1)
 \end{aligned}$$

$$\begin{aligned}
 (0.3 \ \leftarrow \ 2.1 \ 3.1 \ 1.2) \times (2.1 \ \underline{1.3} \ \underline{1.2} \ \rightarrow \ 3.0) \\
 (0.3 \ \leftarrow \ 3.1 \ 2.1 \ 1.2) \times (2.1 \ \underline{1.2} \ \underline{1.3} \ \rightarrow \ 3.0) \\
 (0.3 \ \leftarrow \ 1.2 \ 2.1 \ 3.1) \times (\underline{1.3} \ \underline{1.2} \ 2.1 \ \rightarrow \ 3.0) \\
 (0.3 \ \leftarrow \ 2.1 \ 1.2 \ 3.1) \times (\underline{1.3} \ 2.1 \ \underline{1.2} \ \rightarrow \ 3.0) \\
 (0.3 \ \leftarrow \ 3.1 \ 1.2 \ 2.1) \times (\underline{1.2} \ 2.1 \ \underline{1.3} \ \rightarrow \ 3.0) \\
 (0.3 \ \leftarrow \ 1.2 \ 3.1 \ 2.1) \times (\underline{1.2} \ \underline{1.3} \ 2.1 \ \rightarrow \ 3.0)
 \end{aligned}$$

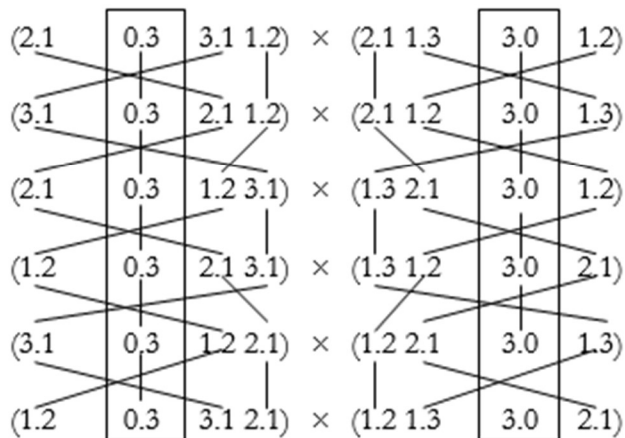
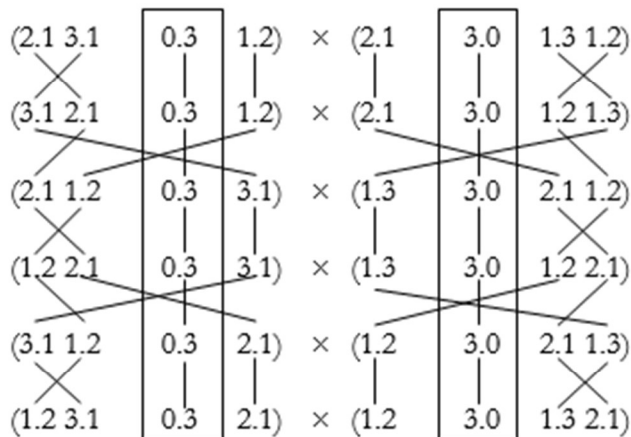
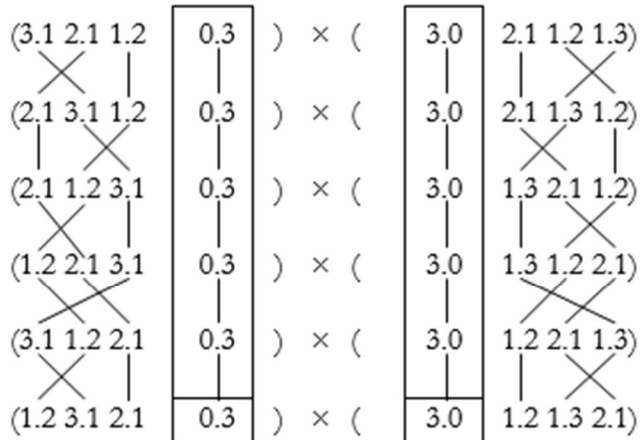
Wenn wir nun von den konkreten Belegungen der tetradischen Positionen absehen und statt dessen Symbole einsetzen, wobei gelten soll:

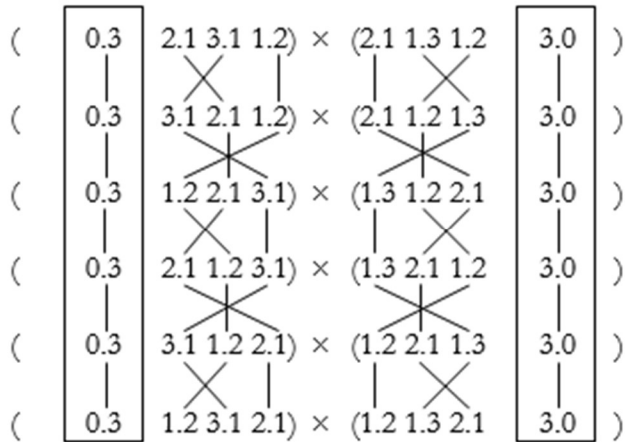
$$\begin{aligned}
 (3.a) &:= \blacksquare & (1.c) &:= \circ \\
 (2.b) &:= \blacktriangledown & (1.d) &:= \square,
 \end{aligned}$$

dann bekommen wir folgendes allgemeines Schema der 24 Permutationen des abstrakten präsemiotischen Dualsystems (3.a 2.b 1.c 0.d) × (d.0 c.1 b.2 a.3), wobei ⇒ auf die Hauptbelegungsrichtung der triadischen (Präzeichenklassen) bzw. der tetradischen (Prärealitätsthematiken) Positionen hinweist:

$$\begin{array}{l}
 (\blacksquare \blacktriangledown \circ \square) \times (\square \circ \blacktriangledown \blacksquare) \Rightarrow (3.a \ 2.b \ 1.c \ 0.d) \times (d.0 \ c.1 \ b.2 \ a.3) \\
 (\blacktriangledown \blacksquare \circ \square) \times (\square \circ \blacksquare \blacktriangledown) \Rightarrow (2.b \ 3.a \ 1.c \ 0.d) \times (d.0 \ c.1 \ a.3 \ b.2) \\
 (\blacktriangledown \circ \blacksquare \square) \times (\square \blacksquare \circ \blacktriangledown) \Rightarrow (2.b \ 1.c \ 3.a \ 0.d) \times (d.0 \ a.3 \ c.1 \ b.2) \\
 (\circ \blacktriangledown \blacksquare \square) \times (\square \blacksquare \blacktriangledown \circ) \Rightarrow (1.c \ 2.b \ 3.a \ 0.d) \times (d.0 \ a.3 \ b.2 \ c.1) \\
 (\blacksquare \circ \blacktriangledown \square) \times (\square \blacktriangledown \circ \blacksquare) \Rightarrow (3.a \ 1.c \ 2.b \ 0.d) \times (d.0 \ b.2 \ c.1 \ a.3) \\
 (\circ \blacksquare \blacktriangledown \square) \times (\square \blacktriangledown \blacksquare \circ) \Rightarrow (1.c \ 3.a \ 2.b \ 0.d) \times (d.0 \ b.2 \ a.3 \ c.1) \\
 \\
 (\blacktriangledown \blacksquare \square \circ) \times (\circ \square \blacksquare \blacktriangledown) \Rightarrow (2.b \ 3.a \ 0.d \ 1.c) \times (c.1 \ d.0 \ a.3 \ b.2) \\
 (\blacksquare \blacktriangledown \square \circ) \times (\circ \square \blacktriangledown \blacksquare) \Rightarrow (3.a \ 2.b \ 0.d \ 1.c) \times (c.1 \ d.0 \ b.2 \ a.3) \\
 (\blacktriangledown \circ \square \blacksquare) \times (\blacksquare \square \circ \blacktriangledown) \Rightarrow (2.b \ 1.c \ 0.d \ 3.a) \times (a.3 \ d.0 \ c.1 \ b.2) \\
 (\circ \blacktriangledown \square \blacksquare) \times (\blacksquare \square \blacktriangledown \circ) \Rightarrow (1.c \ 2.b \ 0.d \ 3.a) \times (a.3 \ d.0 \ b.2 \ c.1) \\
 (\blacksquare \circ \square \blacktriangledown) \times (\blacktriangledown \square \circ \blacksquare) \Rightarrow (3.a \ 1.c \ 0.d \ 2.b) \times (b.2 \ d.0 \ c.1 \ a.3) \\
 (\circ \blacksquare \square \blacktriangledown) \times (\blacktriangledown \square \blacksquare \circ) \Rightarrow (1.c \ 3.a \ 0.d \ 2.b) \times (b.2 \ d.0 \ a.3 \ c.1) \\
 \\
 (\blacktriangledown \square \blacksquare \circ) \times (\circ \blacksquare \square \blacktriangledown) \Rightarrow (2.b \ 0.d \ 3.a \ 1.c) \times (c.1 \ a.3 \ d.0 \ b.2) \\
 (\blacksquare \square \blacktriangledown \circ) \times (\circ \blacktriangledown \square \blacksquare) \Rightarrow (3.a \ 0.d \ 2.b \ 1.c) \times (c.1 \ b.2 \ d.0 \ a.3) \\
 (\blacktriangledown \square \circ \blacksquare) \times (\blacksquare \circ \square \blacktriangledown) \Rightarrow (2.b \ 0.d \ 1.c \ 3.a) \times (a.3 \ c.1 \ d.0 \ b.2) \\
 (\circ \square \blacktriangledown \blacksquare) \times (\blacksquare \blacktriangledown \square \circ) \Rightarrow (1.c \ 0.d \ 2.b \ 3.a) \times (a.3 \ b.2 \ d.0 \ c.1) \\
 (\blacksquare \square \circ \blacktriangledown) \times (\blacktriangledown \circ \square \blacksquare) \Rightarrow (3.a \ 0.d \ 1.c \ 2.b) \times (b.2 \ c.1 \ d.0 \ a.3) \\
 (\circ \square \blacksquare \blacktriangledown) \times (\blacktriangledown \blacksquare \square \circ) \Rightarrow (1.c \ 0.d \ 3.a \ 2.b) \times (b.2 \ a.3 \ d.0 \ c.1) \\
 \\
 (\square \blacktriangledown \blacksquare \circ) \times (\circ \blacksquare \blacktriangledown \square) \Rightarrow (0.d \ 2.b \ 3.a \ 1.c) \times (c.1 \ a.3 \ b.2 \ d.0) \\
 (\square \blacksquare \blacktriangledown \circ) \times (\circ \blacktriangledown \blacksquare \square) \Rightarrow (0.d \ 3.a \ 2.b \ 1.c) \times (c.1 \ b.2 \ a.3 \ d.0) \\
 (\square \circ \blacktriangledown \blacksquare) \times (\blacksquare \blacktriangledown \circ \square) \Rightarrow (0.d \ 1.c \ 2.b \ 3.a) \times (a.3 \ b.2 \ c.1 \ d.0) \\
 (\square \blacktriangledown \circ \blacksquare) \times (\blacksquare \circ \blacktriangledown \square) \Rightarrow (0.d \ 2.b \ 1.c \ 3.a) \times (a.3 \ c.1 \ b.2 \ d.0) \\
 (\square \blacksquare \circ \blacktriangledown) \times (\blacktriangledown \circ \blacksquare \square) \Rightarrow (0.d \ 3.a \ 1.c \ 2.b) \times (b.2 \ c.1 \ a.3 \ d.0) \\
 (\square \circ \blacksquare \blacktriangledown) \times (\blacktriangledown \blacksquare \circ \square) \Rightarrow (0.d \ 1.c \ 3.a \ 2.b) \times (b.2 \ a.3 \ c.1 \ d.0)
 \end{array}$$

Wenn wir nun abschliessend noch die Zeichenverbindungen zwischen den permutierten präsemiotischen Zeichenklassen anschauen, ergeben sich die Zusammenhänge zwischen den in die tetradischen präsemiotischen Zeichenklassen eingebetteten triadischen semiotischen Zeichenklassen und deren objektral-reflektionaler Lokalisierung im Rahmen nicht-arbiträrer präsemiotischer Dualsysteme:





Es ist nun sehr einfach, für die vier tetradischen Zeichenwerte gemäss dem obigen Korrespondenzschema zwischen logischem und semiotischem Quadrat die polykontextural-epistemologischen Kategorien SS, oS, sO und OO einzusetzen, weshalb wir uns dies hier ersparen, da die entsprechenden reflektionalen Verhältnisse auch durch die obigen numerischen Verhältnisse ausgedrückt werden.

Es gibt wohl keine bessere Art, die Nichtarbitrarität von (0.), (.1.), (.2.) und (.3.) aufzuzeigen. Wegen der Vererbung der präsemiotischen Trichotomie (0.1) > (0.2) > (0.3) auf die semiotischen Triaden und die dadurch bedingte Ausbildung der trichotomischen Triaden des vollständigen semiotischen Zeichenbezugs ergibt sich die Nichtarbitrarität aller vier Teilrelationen des präsemiotischen Zeichens, deren Zusammenhänge innerhalb der vier Teilsysteme der 24 Permutationen die obige Tabelle aufzeigt (vgl. Toth 2008c, d). Darüber hinaus zeigt diese Tabelle aber auch die spiegelsymmetrischen Realitätsverhältnisse der 24 präsemiotischen Permutationen auf, und es macht allen Anschein, dass wir hier die tiefste präsemiotisch-mathematische Formalstruktur einer beinahe hellsichtig zu nennenden Einsicht Foucaults in Bezug auf die Signaturenlehre des Paracelsus vor uns haben, die wir hier in der Paraphrasierung durch Hartmut Böhme zitieren: “Der Weg, den das Zeichen vom Ding zum Wort nimmt, ist spiegelsymmetrisch zu dem, den die Signatur von der Oberfläche der Dinge auf ihr unsichtbares Wesen weist. Diese Korrespondenz von Signatur und Sprache entlässt ‘ein und dasselbe Spiel (...), und deshalb können die Natur und das Verb sich unendlich durchkreuzen und für jemanden, der lesen kann, gewissermassen einen grossen und einzigen Text bilden’ (Foucault 1971, S. 66)” (cit. ap. Böhme 1988, S. 14).

Bibliographie

Böhme, Hartmut, Natur und Subjekt. Frankfurt am Main 1988. Kapitel “Denn nichts ist ohne Zeichen” als Digitalisat:

www.culture.hu-berlin.de/hb/static/archiv/volltexte/texte/natsub/zeichen.html

Foucault, Michel, Die Ordnung der Dinge. Frankfurt am Main 1971

Günther, Gotthard, Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik. Bd. 1. Hamburg 1976

Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2008 (2008a)

Toth, Alfred, Der sympathische Abgrund. Klagenfurt 2008 (2008b)

Toth, Alfred, Subjekte, Abjekte und Rejekte in der Semiotik. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2008c

Toth, Alfred, Grundriss einer “objektiven Semiotik”. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2008d

Notiz zu natürlichen Zeichen

1. In früheren Arbeiten, besonders in Toth (2008a), wurde wiederholt darauf hingewiesen, dass nur künstliche Zeichen im Rahmen einer Semiose “gesetzt” bzw. “thetisch eingeführt” werden. Bei sog. natürlich Zeichen tritt an die Stelle der thetischen Setzung die Interpretation. Allerdings wurde in Toth (2008b) auch ausführlich dargestellt, dass es streng genommen keine wirklich “arbiträren” Zeichen gibt, da die präsemiotische Trichotomie von Sekanz, Semanz und Selektanz (Götz 1982, S. 4, 28) bzw. eine trichotomische “Disponibilität” auf kategorialer Ebene als präsemiotische Vorstufe der semiotisch-relationalen Ebene (Bense 1975, S. 45 f., 65 f.) bereits mit der Perzeption von Objekten, praktisch etwa durch deren Form, Funktion und Gestalt, vor-semiotisch mit-verstanden wird, bevor und damit es zur Setzung des Zeichens im Sinne der Transformation eines Objektes in ein Meta-Objekt (Bense 1967, S. 9) kommt.

2. Falls diese Annahme, die übrigens durch neuere kognitionswissenschaftliche Untersuchungen erhärtet wird (vgl. Edeline 1998), korrekt ist, folgt daraus, dass die Grenze zwischen künstlichen und natürlichen Zeichen nicht in der Willkürlichkeit der Zeichengebung liegen kann, sondern dass im Gegenteil auch die thetische Setzung eine mehr oder minder starke Interpretation zur Semiose voraussetzt, nämlich eine Interpretation, welche die präsemiotische Trichotomie der disponiblen Mittel auf die semiotische Trichotomie der relationalen Mittel abbildet. Das folgende Beispiel stammt aus Bense (1975, S. 45):

$O^\circ \Rightarrow M^\circ$: drei disponible Mittel

$O^\circ \Rightarrow M1^\circ$: qualitatives Substrat: Hitze

$O^\circ \Rightarrow M2^\circ$: singuläres Substrat: Rauchfahne

$O^\circ \Rightarrow M3^\circ$: nominelles Substrat: Name

Dies ist also die 1. (präsemiotische) Phase der Erklärung eines Objekts (O°) zum Zeichen im Sinne eines disponiblen Mittels, das in der drauffolgenden 2. (semiotischen) Phase zum relationalen Mittel transformiert wird, das als monadische Teilrelation der vollständigen triadischen Zeichenrelation fungieren wird. Anders ausgedrückt: Bei der Wahrnehmung eines Objektes wird bereits auf präsemiotischer Stufe dreifach differenziert – im Hinblick auf $M1^\circ$, $M2^\circ$ und $M3^\circ$ bzw. (0.1), (0.2), (0.d), die dann auf

semiotischer Stufe zu (1.1), (1.2) (1.3) selektiert werden. Oder nochmals anders ausgedrückt: Die Wahrnehmung eines Objektes im Hinblick auf Form, Funktion und Gestalt bzw. (0.1), (0.2), (0.3) stellt bereits eine Interpretation dar.

3. Wir kommen damit zum Schluss, dass es *sensu stricto* keine Unterscheidung zwischen thetischer Setzung und Interpretation gibt und dass daher die Differenzierung zwischen künstlichen und natürlichen Zeichen auf andere Weise erfolgen muss, nämlich offenbar in den verschiedenen Arten der Interpretationen selber. Hierzu betrachten wir kurz die semiotische Stellung von Symptomen und Signalen sowie weiteren natürlichen Zeichen. Bühler (1934) unterscheidet in seinem Organonmodell bekanntlich Symbole, Signale und Symptome. Dabei ist ein Zeichen ein Symbol “kraft seiner Zuordnung zu Gegenständen und Sachverhalten”, ein Symptom “kraft seiner Abhängigkeit vom Sender, dessen Innerlichkeit es ausdrückt”, und ein Signal “kraft seines Appells an den Hörer, dessen äusseres oder inneres Verhalten es steuert wie andere Verkehrszeichen”. Da ein vollständiges Zeichen jedoch ein Kommunikationsschema ist (vgl. Bense/Walther 1973, S. 54), sind sowohl Symbole, Signale als auch Symptome Zeichen und unterscheiden sich also in ihrem Objektbezug voneinander. Offenbar kann man daher mit Bühler den Objektbezug des Peirceschen Symbols (2.3) dem “Symbol”, den Objektbezug des Peirceschen Index (2.2) mit dem “Signal” und den Objektbezug des Peirceschen Icons (2.1) mit dem “Symptom” identifizieren. Dann kann man aber auch sagen, die Beziehung eines Symptoms zu seinem Objekt sei kausal, die Beziehung eines Signals zu seinem Objekt sei assoziativ, und die Beziehung eines Symbols zu seinem Objekt sei normiert.

4. Nun stellt semiotisch gesprochen die Interpretation die Herstellung eines Konnexes über der Bezeichnungsfunktion des Zeichens dar:

$$((M) \Rightarrow (M \Rightarrow O)) \Rightarrow (M \Rightarrow O \Rightarrow I).$$

Wir unterscheiden also mindestens drei Formen von Interpretationen natürlicher Zeichen:

$$((1.) \Rightarrow ((1. \Rightarrow 2.1)) \Rightarrow (1. \Rightarrow 2. \Rightarrow 3.)) \text{ (Symptom)}$$

$$((1.) \Rightarrow ((1. \Rightarrow 2.2)) \Rightarrow (1. \Rightarrow 2. \Rightarrow 3.)) \text{ (Signal)}$$

$$((1.) \Rightarrow ((1. \Rightarrow 2.3)) \Rightarrow (1. \Rightarrow 2. \Rightarrow 3.)) \text{ (Symbol)}$$

Damit erhalten wir also die folgenden möglichen Zeichenklassen für Symptome:

(3.1 2.1 1.1)

(3.1 2.1 1.2)

(3.1 2.1 1.3),

von den übrigen sehen wir hier ab, denn sie fallen nicht unter natürliche Zeichen (oder höchstens bei mystisch-mythologischer Interpretation).

Wenn wir nun die präsemiotische Trichotomie hinzunehmen, erhalten wir tetradische Zeichen, die sich dadurch auszeichnen, dass die bezeichneten Objekte in die Zeichenklassen eingebettet sind, und zwar Übereinstimmung, dass natürliche Zeichen im Gegensatz zu künstlichen ja nicht nur ein "reales" Substrat im Mittelbezug besitzen, sondern selber Teil der "Realität" sind:

(3.1 2.1 1.1 0.1)

(3.1 2.1 1.1 0.2)

(3.1 2.1 1.1 0.3)

(3.1 2.1 1.2 0.2)

(3.1 2.1 1.2 0.3)

(3.1 2.1 1.3 0.3).

Wie man also erkennt, ergeben sich jetzt drei Gruppen differenzierter Interpretantenbezüge für natürliche Zeichen wie Symptome und "Anzeichen" – worunter etwa Eisblumen, das Verdunkeln des Himmels im Hinblick auf ein nahendes Gewitter und andere bei Buysens (1943, S. 5-32) besprochene Beispiele usw. zu verstehen sind. Es wird eine Aufgabe der Zukunft sein, z.B. für eine zu erneuernde medizinische Semiotik (vgl. etwa Michaelis/Krauss 1940), eine neue Typologie der natürlichen Zeichen auf der Basis einer objektiven, d.h. nicht-arbiträren Semiotik (vgl. Toth 2008c) aufzubauen.

Bibliographie

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Edeline, Francis, Die Rhetorik des Umrisses. In: Zeitschrift für Semiotik 20/3-4, 1998, S. 269-283

Götz, Matthias, Schein Design. Diss. Stuttgart 1982

Michaelis, Adolf Alfred, Semiotik oder Die Lehre von den Krankheitszeichen. Aken
1907, 2. Aufl. zus. mit Herbert Krauss, 1940

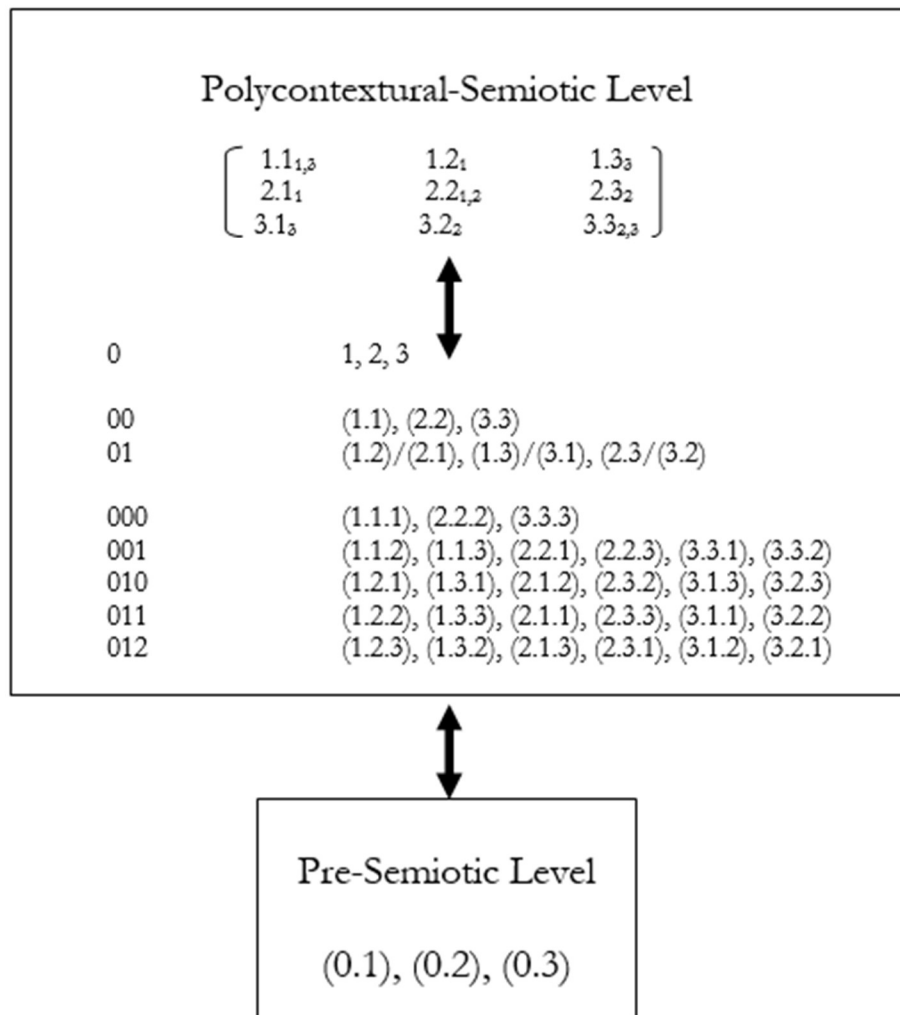
Toth, Alfred, Semiotics- and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2008

Toth, Alfred, Der sympathische Abgrund. Klagenfurt 2008

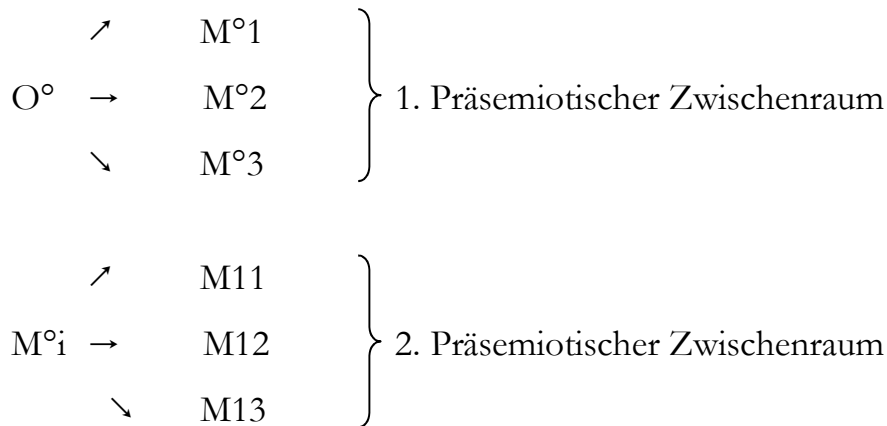
Toth, Alfred, Vorarbeiten zu einer objektiven Semiotik. Klagenfurt 2008

Das Werden aus dem Nichts

1. Wo Sein und Nichts sich berühren, dort liege das Werden – so kann man einen bekannten Hegelsatz paraphrasieren. Nun wurde die Meontik von Günther (1976-80) als der Strukturbereich des Nichts bestimmt. Die Semiotik bildet nach Bense (1975, S. 45 f. u. 65 f.) einen semiotischen Raum und die Welt der Objekte einen ontischen Raum. Allerdings weist Bense auch daraufhin, dass zwischen ontischem und semiotischem Raum ein Raum disponibler Objekte als präsemiotischer Vermittlungsraum anzunehmen ist. In Toth (2009) hatte ich versucht, diese erkenntnistheoretischen Räume abgekürzt wie folgt zu skizzieren:



Danach enthält also die “Welt” als ontologischer Raum zunächst alle Objekte. Diese können durch Semiose, d.h. durch ihre Verwandlung in Meta-Objekte (Bense 1967, S. 9), zu Zeichen erklärt werden. Allerdings ist die Sache nicht so einfach. Nach Bense (1975, S. 45 f., 65 f.) gibt es nämlich einen ersten Zwischenraum, in dem die “disponiblen Objekte” auf “disponible” Mittel abgebildet werden:



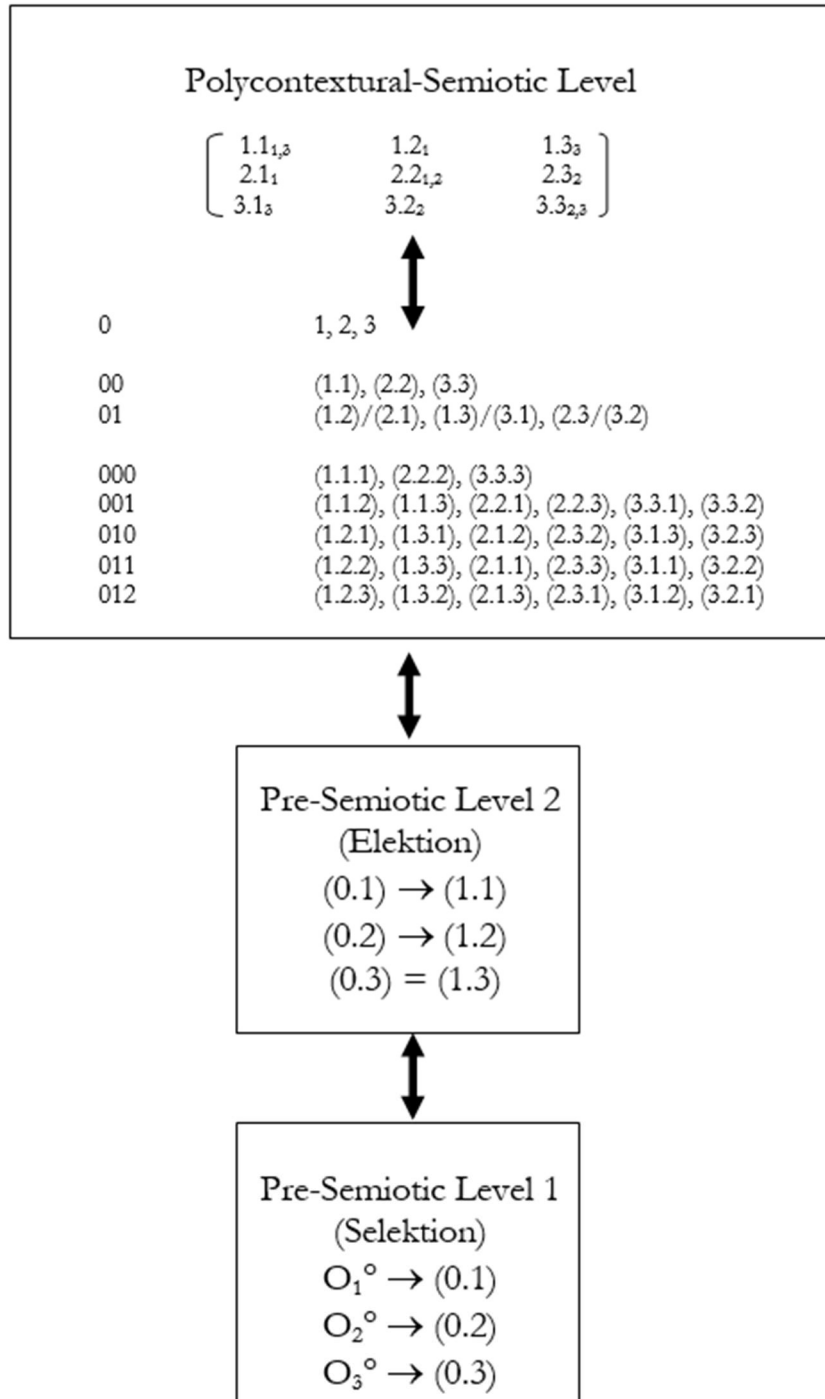
Nun ist aber zum ersten Zwischenraum zu sagen, dass diese Disponibilität bereits den Objekten anheften muss, und zwar hatte Bense zwischen

- dem elementar-materialen,
- dem intentional-phänomenalen und
- dem formal-intelligibeln

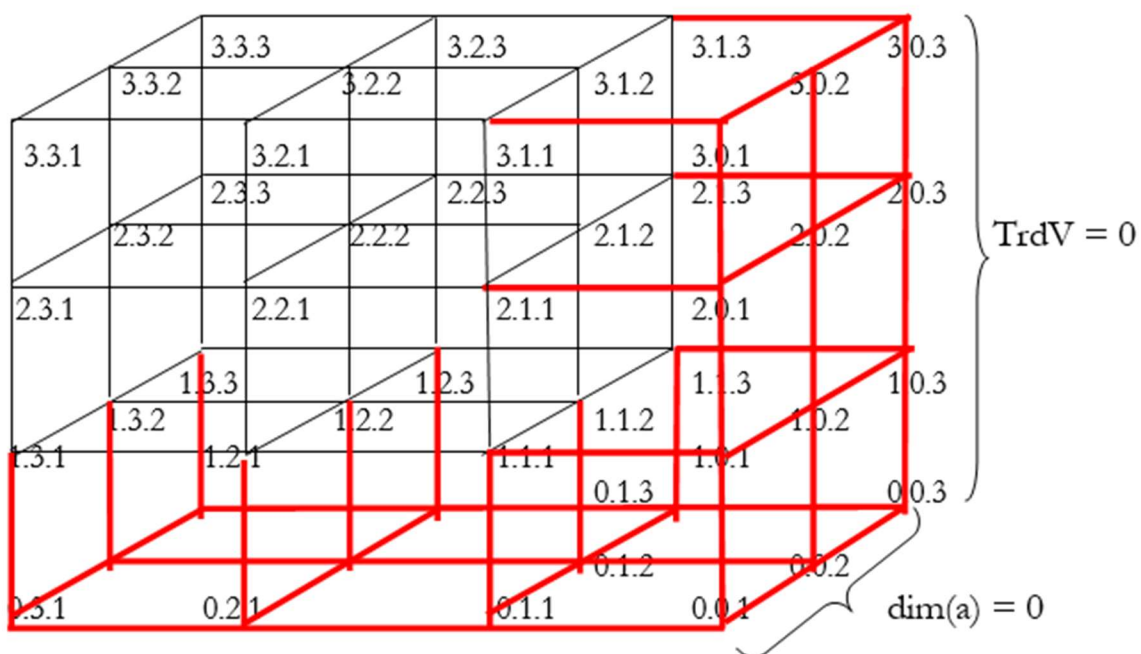
“Weltaspekt inserer geistigen Aktivität” (Bense 1986, S. 95) unterschieden. Daraus folgt, dass das Zeichen nicht-arbiträr ist (Toth 2008). Bei der Abbildung der $O^{\circ} \rightarrow M^{\circ}i$ handelt es sich also um präsemiotische **Selektion**, wobei dieser Begriff wohl mit dem Selektionsbegriff aus der neusten Arbeit Rudolf Kaehrs (vgl. Kaehr 2009) und weniger mit dem Selektionsbegriff Beneses übereinstimmt. Im zweiten Zwischenraum werden dann die disponiblen Mittel auf die relationalen Mittel abgebildet, wobei also nach Kaehr nach der Selektion eine **Elektion** eintritt. (Man kann diese beiden durch Selektion und Elektion gekennzeichneten intermediären Räume mit gewissen Stufen im akademischen Berufungsverfahren vergleichen, wo ja zunächst aus der Menge der Objekte, d.h. der Kandidaten (denen selbst ja die Selektionsfähigkeit eignen muss) eine provisorische Lste erstellt wird, aus dem dann ein Kandidat durch Elektion gewonnen wird.) Auch dann, wenn man z.B. einen Flughafen mittels Piktogrammen beschriften

will, wird man zunächst mehrere Repertoires auf interkulturelle Verständlichkeit abchecken, d.h. der eigentlichen Election eine Selektion vorausgehen lassen.

Darauf folgt also, dass unser obiges Modell den neuen Ergebnissen angepasst werden muss:



2. Zur Darstellung semiotischer Ebenen und Räume, von denen hier durchgehend die Rede ist, ist das 2-dimensionale Peirce-Bensesche Zeichenmodell nicht mehr genügend. Ich hatte daher schon in früheren Publikationen auf Stiebings Zeichenkubus (Stiebing 1978) zurückgegriffen und in Toth (2009) ein vollständiges Modell semiotischer Nullheit entworfen. Darunter sei also der semiotisch-topologische Gesamtbereich dimensionaler, triadischer und trichotomischer Nullheit verstanden, wobei dieser topologische Raum nach dem oben Gesagten die beiden präsemiotischen Stufen der Selektion und der Elektion enthält. Das in Toth (2009) vorgestellte Modell sei hier nochmals reproduziert:



Man erkennt, dass dieses Modell wohl die dimensionale Nullheit als auch die triadische Nullheit enthält, nicht jedoch die trichotomische Nullheit. Zur modelltheoretischen Fixierung von $\text{TrchV} = 0$ müsste man also auf der linken Seite des Kubus nochmals denselben rechten roten Teil spiegelverkehrt anbauen. Warum ist das hier nicht geschehen? Das müsste eigentlich völlig klar sein allen denen, die begriffen haben, was semiotische Nullheit ist. Semiotische Nullheit ($\mathbf{0}$) ist der Inbegriff der kategorialen Nullheit mit Relationalzahl $r > 0$, also die Menge aller Zeichenrelationen

$$\mathbf{0} := \{x \mid x \in (a.b)_r k \text{ mit } r > 0 \text{ und } k = 0\}.$$

Aufgrund von dieser Definition kann man nun auch sagen, dass semiotische Nullheit die Menge aller Zeichenrelationen sind, welche die 3-adischen 3-dimensionalen semiotischen Strukturen

1. (0.a.b)
2. (a.0.b)
3. (a.b.0)

erfüllen. Damit können wir nun in erstaunlich einfacher Art das Werden aus dem Nichts mathematisch definieren: Es sind genau die rot-schwarzen Grenzpunkte im obigen erweiterten Stiebing-Kubus, allgemein also

Dimensionszahl = 0:

$$(0.a.b) \rightarrow \left\{ \begin{array}{l} 1. \\ 2. \\ 3. \end{array} \right\} a. b$$

Triadischer Wert = 0:

$$(0.a.b) \rightarrow a. \left\{ \begin{array}{l} 1. \\ 2. \\ 3. \end{array} \right\} b$$

$$a, b \in \{1, 2, 3\} \text{ und } a \leq b$$

Bibliography

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Repräsentation und Fundierung der Realitäten. Baden-Baden 1986

Günther, Gotthard, Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik. Klaenfurt 2008

Kaehr, Rudolf, Polycontextural and diamond dynamics. <http://www.thinkartlab.com/pkl/lola/Polychange/Polychange.pdf> (2009)

- Stiebing, Hans Michael, Zusammenfassungs- und Klassifikationsschemata von Wissenschaften und Theorien auf semiotischer und fundamentalkategorialer Basis. Diss. Stuttgart 1978
- Toth, Alfred, Der sympathische Abgrund. Klagenfurt 2008
- Toth, Alfred, The complete semiotic space of Zeroness. In: Electronic Journal of Mathematical Semiotics, 2009

Semiotische Objekte

1. „Unter einem Zeichenobjekt verstehen wir mit Bense ein bestimmtes Objekt, das er in seiner Objekttheorie den von ihm unterschiedenen ‚Naturobjekten‘, ‚technischen Objekten‘, ‚Designobjekten‘ und ‚Kunstobjekten‘ als ein besonderes Objekt semiotischer Intention hinzufügt. Ein Zeichenobjekt verdankt seine Existenz nämlich allein der Tatsache, dass es als Träger von Zeichen (auch im Sinne des Morrisschen ‚sign-vehicle‘) fungiert oder nur dazu geschaffen wurde, damit Zeichen besser, schneller und sicherer wahrgenommen werden können. So sind zum Beispiel Wegweiser mit Orts- und Entfernungsangaben, Schilder mit Verkehrszeichen, Fahnenstangen mit Fahnen, Litfass-Säulen mit Plakaten, Wandtafeln, Hausnummernschilder, Verkehrsampeln, farbige Leuchtmarkierungen von Landebahnen, Bahn- und Zollschranken, Grenzsteine, Wappen, Uniformen usw. usw. solche semiotischen Objekte“ (Walther 1979, S. 122).

2. Nachdem wir in vergangenen Aufsätzen Objekt- und Zeichenrelation unterschieden und eine lange Reihe von Interrelationen zwischen beiden herausgearbeitet haben, muss unter den Beispielen, die Walther bringt, zunächst unterschieden werden zwischen den Fällen, wo ein Zeichen einfach deshalb als „semiotisches Objekt“ interpretiert werden kann, weil es kraft seines Zeichenträgers ein Objekt ist, und den übrigen Fällen, wo die Dinge komplizierter liegen.

Ein Wegweiser ist lediglich kraft seines Zeichenträgers ein semiotisches Objekt, denn er kann z.B. auch an einer Hauswand angebracht sein. Dass er überhaupt einen Träger braucht, unterscheidet ihn aber im Grunde nicht von allen übrigen Zeichen, denn alle benötigen zur Manifestation einen materialen Zeichenträger. Die besondere Form des Trägerobjekts ist hier und in weiteren Fällen – etwa der Fahnenstange, der Verkehrsampel, der Litfass-Säule, der Wandtafel, der Leuchtmarkierungen oder dem Wappen – einfach aus praktischen Gründen gegeben: Man sieht einen am Wege an einem Pfosten angebrachten Wegweiser besser als einen an eine Hausmauer geschraubten, etc. All erwähnten Fälle fallen also unter die in Toth (2009b) eingeführte konkrete Zeichenrelation

$KZ1 = (M, M, O, I)$.

Zur Unterscheidung von KZ1 von $ZR = (M, O, I)$, also der Peirceschen Zeichenrelation, sei daran erinnert, dass die letztere eine abstrakte Zeichenrelation bzw. ein abstraktes Zeichenschema ist und dass das Mittel als Mittelbezug, d.h. einer Relation, vom Mittel als Zeichenträger, d.h. einem materialen Objekt, natürlich wohl zu unterscheiden ist.

3. Etwas anders liegen die übrigen Beispiele Walthers, d.h. die Hausnummernschilder, Verkehrsampeln, farbigen Leuchtmarkierungen von Landebahnen, Bahn- und Zollschranken, Grenzsteine und Uniformen. Ihnen ist allen gemeinsam, dass hier die Objekte, die als Zeichenträger fungieren, nicht von den Zeichen trennbar sind, da ihre Lokalisierung nicht-arbiträr ist. Ein Hausnummerschild, z.B. „Nr. 66“ identifiziert sein Objekt, d.h. das Haus, in dem z.B. der gesuchte Mensch wohnt, nur dann, wenn es am Hause selbst oder in dessen unmittelbarer Nähe mit eindeutigen Verweis auf das Referenzobjekt angebracht ist. Eine falsch plazierte Verkehrsampel ist entweder sinnlos oder führt – wie man dies v.a. in den frühen amerikanischen Slap-Stick-Filmen sowie in Comic-Strips sehen kann, zu barem Chaos. Was passiert, wenn Landebahnmarkierungen versetzt werden, denkt man sich besser nicht aus. Schranken, Barrieren und andere Grenz- und Übergangsmarkierungen stehen und fallen mit dem Ort, auf den sie Bezug nehmen, d.h. hier ist sogar der Ort selber nicht einfach eine Lokalisation, sondern das Referenzobjekt selbst, während etwa bei einer Hausnummer der Ort die Parzelle, aber nicht das Referenzobjekt „Haus“ selber ist. Eine Uniform schliesslich, in der nicht ihr Träger steckt, gibt einfach Auskunft über die Waffengattungszugehörigkeit, den Dienstgrad, die Auszeichnungen etc. eines abstrakten Armeeingehörigen, ist also ebenfalls an ihren Träger gebunden. Allen diesen hier besprochenen Beispielen ist also nicht nur die Relevanz des Ortes – die sogar zum Referenzobjekt selber werden kann, gemeinsam, sondern es handelt sich um Zeichen, die einmalig sind, obwohl ihre thetische Einführung durchaus auf Konvention beruht.

Will man also eine Zeichen- bzw. Objektrelation für diese letzteren Beispiele einführen, so muss die Lokalisierung von m und seine besondere Relation zu Ω definiert werden:

$KZ2 = (m, \Omega, M, O, I)$ mit $m \in \Omega$ oder $m = \Omega$

Ist $\mathcal{M} \in \Omega$, dann befindet sich der Zeichenträger des Zeichens am Objekt, das als Träger des ganzen konkreten Zeichens $KZ1 = (\mathcal{M}, M, O, I)$ dient. Dies ist also in der Mehrzahl der obigen Beispiele der Fall, z.B. bei der Hausnummer, die als Zeichenträger \mathcal{M} ein Element des Trägers des ganzen Zeichens ist, d.h. des Hauses Ω .

Ist dagegen $\mathcal{M} = \Omega$, dann ist der Zeichenträger mit seinem Referenzobjekt identisch. Dies ist also in der zweiten Gruppe der oben besprochenen Beispiele der Fall, d.h. z.B. bei den Grenzsteinen und Barrieren, wo der Ort das Referenzobjekt Ω ist und der Zeichenträger \mathcal{M} im Grunde nur dazu dient, diesen Platz, der ohne Zeichen nicht ohne weiteres erkenntlich wäre, herauszuheben, zu markieren.

Man bemerkt natürlich, dass wir uns durch die Restriktionen $\mathcal{M} \in \Omega$ und $\mathcal{M} = \Omega$ im Grunde genommen eine metrische Topologie über \mathcal{M} und Ω erspart haben. Verlockend wäre natürlich die Idee, die Abstände von \mathcal{M} und Ω mit topologischen Filtern darzustellen.

4. Es gibt jedoch noch einige weitere Beispiele für „semiotische Objekte“, die bei Walther fehlen, nämlich etwa die bereits in Toth (2008) aus anderer Perspektive behandelten Markenprodukte sowie die Attrappen. Bevor wir in die Details gehen, sei festgestellt, dass ein Markenprodukt, wie z.B. das Abwaschmittel „Ajax“, ein Objekt-Zeichen ist und als solches von einer Attrappe, z.B. einer Vogelscheuche, die ein Zeichen-Objekt ist, dual unterschieden ist. Wie man leicht praktisch nachvollziehen kann, entsteht ein Objekt-Zeichen dadurch, dass jemand ein Zeichen, d.h. eine Marke, auf ein Objekt klebt und deren Verbindung dadurch verselbständigt, dass sie konventionalisiert wird. Eine Marke fiel damit in die Walthersche Liste, nicht aber das Markenprodukt. Bei einer Attrappe ist es so, dass ein Zeichen möglichst objektsnah gestaltet wird, wobei hier zu sagen ist, dass dies im Falle der Vogelscheuche kaum ein reales Objekt ist. Eine Beinprothese aber sollte möglichst alle definitorischen Merkmale des realen Objektes „Bein“ haben. Attrappen unterscheiden sich also von Skulpturen wie Statuen dadurch, dass die Attrappen bewusst auf Täuschung, d.h. auf die Verwischung des realen Unterschiedes zwischen dem Zeichen und seinem bezeichneten Objekt, angelegt sind, während dies bei Skulpturen nicht der Fall ist, für

die Ähnlichkeit im Sinne von Wiedererkennung des dargesellten Objektes (z.B. einer Person) genügt.

4.1. Damit ist ein Markenprodukt die untrennbare Verbindung einer Objektrelation und einer Zeichenrelation, d.h. wir haben

$$\text{OR} = (\mathbf{3.a\ 2.b\ 1.c}) \equiv \text{ZR} = (3.a\ 2.b\ 1.c)$$

4.2. Eine Attrappe ist dann dual definiert durch die ebenfalls untrennbare Verbindung einer Zeichenrelation und einer Objektrelation, d.h. wir haben hier

$$\text{ZR} = (3.a\ 2.b\ 1.c) \equiv \text{OR} = (\mathbf{3.a\ 2.b\ 1.c}).$$

5. In einem weiteren Schritt kann man die Unterscheidung zwischen Zeichen-Objekten und Objekt-Zeichen dadurch operationalisierungen, dass man von den Dyaden der kleinen semiotischen Matrix zu den Dyaden-Paaren der grossen semiotischen Matrix übergeht und die Subzeichen von ZR und OR ähnlich wie bei gruppentheoretischen Verknüpfungen links- bzw. rechtsadjungiert. Damit können wir Zeichen-Objekte und Objekt-Zeichen nun als Mengen von Dyaden-Paaren bzw. Partialrelationen wie folgt definieren:

$$\text{OZ} = \{(\mathbf{a.b})\ (a.b)\}$$

$$\text{ZO} = \{(a.b)\ (\mathbf{a.b}),$$

wobei jeweils gilt $(a.b) \in \{(1.1), (1.2), (1.3), \dots, (3.3)\}$ und $(\mathbf{a.b}) \in \{(1.1), (1.2), (1.3), \dots, (3.3)\}$.

Damit ergeben sich also sowohl für OZ wie für ZO jeweils Mengen von 81 möglichen Dyaden-Paaren, die genau den Subzeichen-Reperaires der Grossen Matrix entsprechen. Zeichenklassen können dann auf vielfältige, z.B. in Toth (2009a) diskutierte Weisen konstruiert und die Objekt-Zeichen sowie Zeichen-Objekte, worunter natürlich auch Walthers Beispiele fallen, exakt operationalisiert werden.

Bibliographie

- Toth, Alfred, Zeichenobjekte und Objektzeichen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2008
- Toth, Alfred, Die erweiterte Semiotik auf der Basis der Grossen Matrix. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009a
- Toth, Alfred, Toth, Alfred, Das Zeichen als Fragment. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009b
- Walther, Elisabeth, Allgemeine Zeichenlehre. 2. Aufl. Stuttgart 1979

Sprechende und nicht-sprechende Zeichen

1. Das Thema dieses Aufsatzes ist die Struktur der Referenzobjekte von Zeichen im weitesten Sinn, d.h. die Struktur dessen, was Bense den „Objektbereich“ von Zeichen genannt hatte (Bense/Walther 1973, S. 72).

2. Als Beispiel diene die alte und die neue Sozialversicherungsnummer der Schweiz, kurz AHV-Nummer genannt, benannt nach der „Alters- und Hinterbliebenen-Versicherung“, einem wunderschönen Pseudo-Euphemismus des 19. Jahrhunderts.

2.1. Die alte AHV-Nummer ist eine Folge von Zeichen, die Zahlen sind und das Geburtsdatum, das Geschlecht, den Anfangsbuchstaben des Namens sowie den Parameter [\pm Schweizer Bürger] einer Person kodieren, und zwar kodieren innerhalb der 11-stelligen Zahlenzeichen-Folge:

2.1.1. Ziffern 1-3: Beginn des Nachnamens

2.1.2. Ziffern 4-5: Geburtsjahr

2.1.3. Ziffern 6-8: Geburtstag und Sexus

2.1.4. Ziffern 9-11: Ordnungsnummer; [\pm Schweizer Bürger]; Prüfziffer

Zur Prüfziffer ist zu sagen, dass sie eine Funktion aller vorhergehenden 10 Ziffern ist, d.h. sich aus ihr berechnen lässt.

2.2. Semiotisch gesehen, strukturiert also die 11-stellige AHV-Nummer sowohl die Mittelrepertoires, die Objektbereiche als auch die Interpretantenfeld der Objektrelation

OR = (\mathcal{M} , Ω , \mathcal{I}).

Wohlverstanden: Es handelt sich hier nicht um eine Zeichenklasse, da die AHV-Nummer ja zur Identifikation einer REALEN PERSON dient. Daher betrifft hier also das Mittelrepertoire den materialen Zeichenträger \mathcal{M} , der Objektbereich das reale Objekt Ω und das Interpretantenfeld die Person oder den Interpreten \mathcal{I} . Hier ergeben sich

nun einige Besonderheiten, die in den bisherigen Arbeiten zu OR nicht zum Vorschein gekommen sind:

1. ($m \subset \Omega$),

d.h. das Geburtsjahr, das zum Träger m der durch die AHV-Nummer bezeichneten Person Ω gehört, ist selbst ein Teil von Ω . Sie gehört zur „Grammatik seiner Existenz“, wie sich Max Bense einmal ausdrückte.

2. ($\Omega \subset \mathcal{J}$),

d.h. der Interpret \mathcal{J} ist primär das Objekt Ω , d.h. die Person selbst, mit dem die Person qua AHV-Nummer ja identifiziert wird und die deshalb auch nur ihm selbst (sowie durch seine Autorisation anderen \mathcal{J} 's) bekannt ist. Es wäre also sinnlos, etwa das Sozialversicherungsamt (die AHV selber) mit \mathcal{J} zu identifizieren, denn dann müsste man ein weiteres \mathcal{J} ansetzen, um auszudrücken, dass das Objekt Ω , d.h. die Person, und ihr interpretierendes Bewusstsein \mathcal{J} , das die Identifikation seiner selbst durch die Nummer thetisch setzt, indem sie sie akzeptiert, miteinander identisch sind.

Damit haben wir also die erstaunliche Objektrelation

3. ($m \subset \Omega \subset \mathcal{J}$)

gefunden. Nun gehört aber der ebenfalls in der AHV-Nummer kodierte Name der Person selbst zur „Grammatik seiner Existenz“, d.h. zu m , so dass wir haben

4. $M1 \subset m$

5. Dann gibt es an Mittelrepertoirebestandteilen noch die Prüfziffer, aber diese ist nicht arbiträr, sondern abhängig von den übrigen Ziffern, d.h.

$$M_2 = f(M_n),$$

wobei natürlich

$$M_1 \in M_n$$

ist. Nun gilt wegen $m \subset \Omega$ aber auch

$$M \subset O,$$

denn das innere Objekt der AHV-Nummer, d.h. die Person, die sie identifiziert, und die das äussere, reale Objekt, d.h. wiederum die Person, die durch die Ziffern-Zeichen-Folge der AHV-Nummer bezeichnet wird, sind identisch, d.h. aber auch, dass

$$O = \Omega$$

und deshalb

$$M \subset \Omega$$

gilt. Ferner wissen wir bereits aus Toth (2009), dass in allen konkreten Zeichenrelationen gilt

$$I \subset \mathcal{J},$$

d.h., kurz und einfach gesagt, sämtliche semiotischen Kategorien sind nicht nur in semiosis-generativer Ordnung ineinander enthalten, d.h.

$$M \subset O \subset I,$$

sondern auch sämtliche ontologischen Kategorien, d.h.

$$m \subset \Omega \subset \mathcal{J},$$

aber zusätzlich sind die semiotischen und die ontologischen Kategorien auch gekreuzt ineinander enthalten, d.h.

$$M \subset \mathcal{M}$$

$$O \subset \Omega$$

$$I \subset \mathcal{I},$$

woraus natürlich folgt

$$\text{AHV-Nr. (alt)} = ((M \subset \mathcal{M}) \subset (O \subset \Omega) \subset (I \subset \mathcal{I}))$$

Mit anderen Worten: Die Identifikation einer realen Person als Objekt durch eine AHV-Nummer setzt eine Objektrelation und eine Zeichenrelation voraus, die derart miteinander korreliert sind, dass jeweils einer der drei semiotischen und ontologischen Kategorien als Partialrelation mengentheoretisch ineinander inkludiert sind. Das ist darüberhinaus die allgemeine Definition eines „sprechenden Zeichens“, denn statt Nummern hätte man natürlich auch Buchstaben, „Wingdings“ oder irgendein Kodierungssystem verwenden können, solange nur die Zuordnung von ZR \rightarrow OR eineindeutig, d.h. bijektiv ist.

3. Bei den „nicht-sprechenden“ Zeichen, d.h. Nummern (= Folgen von Ziffern), Buchstabenfolgen, usw. können wir uns sehr kurz fassen: seit dem 1.7.2008 gilt in der Schweiz eine neue 13-stellige AHV-Nummer, die „keine Rückschlüsse auf die Person mehr zulässt“, wie es in einem Presstext heisst. Sie besteht aus einem international bekannten Ländercode für die Schweiz, einer 9-stelligen zwar persönlich, aber eben „nicht-sprechenden“ Ziffernfolge, sowie einer aus den übrigen 12 Ziffern berechenbaren Prüfziffer. Semiotisch gesehen gilt hier also nur noch

$$M1 \in M_n$$

für die Prüfziffer, die 13. Stelle der neuen AHV-Ziffern-Folge. Alles übrige sind simple Abwandlungen von Gödel-Nummern, d.h. eine völlig arbiträr einer Person zugeschriebene Ziffernkombination, bei der zwecks Identifikation von Ziffernfolge und durch sie bezeichneter Person einzig die ABBILDUNG bijektiv sein muss.

Bibliographie

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Toth, Alfred, Das Zeichen als Fragment. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009

Zeichenumgebungen

1. Wie wir in Toth (2009) gesehen hatten, kreiert ein konkretes Zeichen, d.h. die konkrete Zeichenrelation

$$\text{KZR} = (\mathcal{M}, M, O, I)$$

zwei semiotische Umgebungen

$$Z_m = \Delta U_{m2} U_{m1} \text{ (Bense 1975, S. 134),}$$

indem sie einen topologischen Raum so in zwei topologische Teilräume zerlegt, dass die Trennungsaxiome erfüllt sind

$$U_{sem} = \{ \{ \mathcal{M}_1, M_1, O_1, I_1 \}, \{ \langle \Omega_1, \Omega_2 \rangle, \langle \mathcal{J}_1, \mathcal{J}_2 \rangle \} \}.$$

Wir haben somit bei Zeichenumgebungen 1. mit abstrakten Zeichenrelationen $AZR = (M, O, I)$, 2. mit konkreten Zeichenrelationen $KZR = (\mathcal{M}, M, O, I)$, und 3. mit Objektrelationen $OR = (\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J})$ zu rechnen. Dementsprechend müssen wir uns fragen, welche Umgebungen diese drei semiotischen Relationen bzw. ihre semiotischen und ontologischen Kategorien bzw. die durch sie gebildeten Partialrelationen haben.

2. Die erste Frage, die sich stellt, ist: Welche Umgebung hat eigentlich das Zeichen als abstrakte Zeichenrelation, d.h. $U(M, O, I)$? Denn U_{sem} ist ja auf der konkreten Zeichenrelation KZR basiert, und dort ist es in Übereinstimmung mit Bense (1975, S. 134) das materiale Mittel, das als „Raumstörung“ wirkt und die Trennung eines Raumes in ein Zeichen und zwei Umgebungen vollzieht. Nun ist es zwar nicht so, dass jedes Objekt Ω des Universums der Objekte $\{\Omega\}$ zum Zeichen erklärt ist, aber es ist so, dass nach Peirce kein Zeichen allein auftritt und dass jedes Zeichen ZR zum Universum der Zeichen $\{ZR\}$ gehört. Da nun jedes Objekt zum Zeichen erklärt werden kann (Bense 1967, S. 9), ist jedes Objekt ein potentiell Zeichen. Und genau diese potentiellen Zeichen werden durch die abstrakte Zeichenrelation AZR thematisiert, nicht die

konkreten Zeichen, die bereits zu Zeichen erklärt worden waren. Daraus folgt also, dass die Welt der Objekte identisch ist mit der Welt der potentiellen Zeichen, und hieraus wiederum folgt, dass potentielle Zeichen keine Umgebung haben, oder anders ausgedrückt: Die Umgebung der abstrakten Zeichen ist die leere Menge:

$$2.1. U(M, O, I) = \emptyset.$$

3. Nachdem wir diese wichtige Voraussetzung geklärt haben, wenden wir uns den semiotischen Kategorien von AZR bzw. ihren Partialrelationen zu. Wir geben hier einige Umgebungstheoreme, die keines Beweises bedürfen:

$$3.1. U(M) = (O, I)$$

$$3.2. U(O) = (M, I)$$

$$3.3. U(I) = (M, O)$$

Der Umgebungsoperator verhält sich somit wie ein modelltheoretischer Folgerungsoperator G_n über einer Menge von Sätzen Σ , wo gilt $G_n(\Sigma) = \Sigma$, d.h. jeder Satz, der aus einer Menge von Sätzen gefolgert wird, gehört bereits zur Menge der Sätze.

Das semiotische Universum ist also abgeschlossen, und dies ist der tiefste Grund, weshalb die Semiotik ein „nicht-apriorisches Organon“ ist (Gfesser 1990, S. 133). Wäre die Semiotik apriorisch, d.h. gäbe es in einem semiotischen Weltbild apriorische Objekte, dann wäre die Umgebung jedes Zeichens – egal, ob konkret oder abstrakt – einfach ein Objekt. Dann hätte man allerdings Probleme, die Semiose mit Bense (1967, S. 9) als Metaobjektivationsprozess zu erklären, denn Zeichen wären dann notwendig aposteriorisch. Andererseits impliziert eine nicht-apriorische Semiotik, dass bereits die Objekte, die qua Metaobjekte zu Zeichen erklärt werden, aposteriorisch sein müssen, d.h. dass die Zeichensetzung nicht arbiträr im Saussureschen Sinne sein kann (vgl. Toth 2008a, b). Dies deckt sich mit der neueren Kognitionspsychologie ebenso wie mit der älteren Gestaltpsychologie, dass jedes perzipierte Objekte, ob es nun später zum Zeichen erklärt wird oder nicht, bereits hinsichtlich Form, Struktur und Funktion vorinterpretiert wird. Das Problem liegt also nicht so sehr darin, ob es apriorische Objekte gibt oder nicht, sondern darin, dass wir sie gar nicht wahrnehmen können, ob sie nun apriorisch sind oder nicht. Daraus folgt aber, dass die Semiose niemals völlig unmotiviert sein, d.h. dass es keine arbiträren Zeichen geben kann.

$$3.4. U(M, O) = I$$

$$3.5. U(O, I) = M$$

$$3.6. U(M, I) = O$$

4. Zum Verständnis der nun folgenden Theoreme ist es wichtig zu wissen, dass die Peircesche Zeichenrelation eine Relation über einer monadischen, einer dyadischen und einer triadischen Partialrelation ist (vgl. Bense 1979, S. 53, 67), d.h. dass die beiden folgenden relationalen und mengentheoretischen Notationen einander äquivalent sind:

$$(M \rightarrow (O \rightarrow I)) \equiv$$

$$(M \subset (O \subset I))$$

$$4.1. U(M \subset O) = (\{O \setminus M\}, I)$$

$$4.2. U(O \subset I) = (M, \{I \setminus O\})$$

$$4.3. U(M \subset I) = (O, \{I \setminus M\})$$

$$4.4. U(M \subset O \subset I) = \{I \setminus O \setminus M\}$$

$$4.5. U((M \subset O) \subset I) = \{I \setminus \{O \setminus M\}\}$$

$$4.6. U(I \subset (M \subset O)) = \{\{O \setminus M\} \setminus I\}$$

$$4.7. U(M \subset (O \subset I)) = \{\{I \setminus O\} \setminus M\}$$

$$4.8. U((O \subset I) \subset M) = \{M \setminus \{I \setminus O\}\}$$

$$4.9. U((M \subset I) \subset O) = \{O \setminus \{I \setminus M\}\}$$

$$4.10. U(O \subset (M \subset I)) = \{\{I \setminus M\} \setminus O\}$$

Die Konzeption des Peirceschen Zeichens als verschachtelter Relation impliziert also direkt die Mengenkonzeption der Kategorien via Partialrelationen, so zwar, dass in der jeweils (n+1)-adischen Relation (n = 1, 2) immer ein „Repäsentationsrest“ bzw. „Thematisationsrest“ vorhanden sein muss, denn sonst wäre die Theoreme 4.1. bis 4.10. sinnlos. Z.B. besagt ja 4.4., dass der Objektbereich qua Repertoire aus dem Interpretantenfeld qua Repertoire selektiert und das Mittelrepertoire aus dem Objektbereich qua Repertoire selektiert ist.

5. Ein grösseres Problem stellen die Umgebungen der ontologischen Kategorien der Objektrelation $OR = (\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{P})$ dar, denn diese ist ja, wie wir wissen, keine

verschachtelte Relation über Relationen, sondern eine triadische Relation über drei „triadischen Objekten“ (Bense/Walther 1973, S. 71).

5.1. Zunächst, da das Universum der Zeichen $\{ZR\}$ und das Universum der Objekte $\{\Omega\}$ „Paralleluniversen“ sind, so zwar, dass jedes Objekt potentiell zum Zeichen erklärt werden kann (Bense 1967, S. 9), jedoch nicht muss, kann man die Welt im Sinne des Inbegriffs aller realen Objekte vollständig mit Hilfe der Objektrelation $OR = (\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J})$ ausschöpfen. Daraus folgt aber

$$U(\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J}) = \emptyset$$

Mit $U(M, O, I) = \emptyset$ haben wir also

$$U(M, O, I) = U(\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J}) = \emptyset.$$

Wegen der Potentialität der Zeichen, die, wie bereits gesagt, durch $AZR = (M, O, I)$ ausgedrückt ist, genügt es also, ENTWEDER die Welt als von Zeichen ODER als von Objekten besiedelt zu betrachten. Das ist wohl das endgültige „Enten - Eller“.

$$5.2. U(\mathcal{M}) = \mathcal{J}$$

Beweis: Wegen $(\mathcal{M} \subset \Omega)$ ist $U(\mathcal{M}) \subset U(\Omega)$. Da Ω aber im Gegensatz zu den O keine verschachtelte Kategorie ist, ist also mit $U(\mathcal{M})$ bereits die VOLLSTÄNDIGE Umgebung $U(\Omega)$ gegeben. Damit bleibt \mathcal{J} also Umgebung von $U(\mathcal{M})$ und ist gleich auch Theorem

5.3. bewiesen ■.

$$5.3. U(\Omega) = \mathcal{J}$$

Wegen 5.2. ist also $U(\mathcal{M}) = U(\Omega)$.

$$5.4. U(\mathcal{J}) = \Omega$$

Wegen $(\mathcal{M} \subset \Omega)$ ist allerdings $U(\mathcal{J})$ „indirekt“ auch Umgebung von \mathcal{M} . Damit erhalten wir ein wichtiges Korollar:

5.5. Der Zeichenträger \mathcal{M} ist die Umgebung von KEINEM triadischen Objekt.

Dies ist insofern verständlich, als von \mathcal{M} zu sprechen ja nur im Zusammenhang mit einem bezeichneten Objekt Ω sinnvoll ist. Anders gesagt: Nur dort, wo es ein Ω gibt, gibt es ein \mathcal{M} ; ein \mathcal{M} ohne Ω ist ausgeschlossen, und wenn $\mathcal{M} = \Omega$ ist, dann liegt eben ein Objekt vor, das als Zeichenträger fungiert (natürliche Zeichen) und nicht ein Zeichenträger, der als Objekt fungiert (das wäre ein hysteron proteron).

$$5.6. U(\mathcal{M} \subset \Omega) = \mathcal{J}$$

Wenn Zeichenträger und Objekt gegeben sind, ist der Interpret, d.h. der Zeichensetzer die Umgebung.

$$5.7. U(\Omega \subset \mathcal{J}) = \mathcal{M}$$

Ist das Objekt ein Teil des Interpreten, d.h. liegt ein „Gedankenobjekt“ vor, dann ist die Umgebung der reale Zeichenträger. Man beachte den Unterschied zu Theorem 5.5.

$$5.8. U(\mathcal{M} \subset \mathcal{J}) = \Omega$$

Ist der Zeichenträger mental, dann ist das reale Objekt seine Umgebung.

$$5.9. U(\mathcal{M} \subset \Omega \subset \mathcal{J}) = \Omega$$

Beachte den Unterschied zu 5.1.: $U(\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J}) = \emptyset$. Sind also alle drei realen Kategorien selbständig, so erschöpfen sie die objektale Beschreibung des semiotischen

Universums. Sind sie aber ineinander verschachtelt, d.h. sind sowohl Zeichenträger wie Objekt „Gedankendinge“, dann muss das reale Ding die Umgebung sein. Man beachte somit auch den Unterschied zu 2.1. $U(M, O, I) = \emptyset!$

$$4.5. \quad U((\mathcal{M} \subset \Omega) \subset \mathcal{J}) = \Omega$$

Beweis: $U((\mathcal{M} \subset \Omega) \subset \mathcal{J}) = U(\Omega \subset \mathcal{J}) = U(\mathcal{J}) = \Omega$ ■. Somit ist $U((\mathcal{M} \subset \Omega) \subset \mathcal{J}) = U(\mathcal{M} \subset \Omega \subset \mathcal{J})$.

$$4.6. \quad U(\mathcal{J} \subset (\mathcal{M} \subset \Omega)) = \Omega$$

Beweis: $U(\mathcal{J} \subset (\mathcal{M} \subset \Omega)) = U(\mathcal{J} \subset \mathcal{J}) = \Omega$ ■. D.h. $U((\mathcal{M} \subset \Omega) \subset \mathcal{J}) = \Omega = U(\mathcal{J} \subset (\mathcal{M} \subset \Omega))$.

$$4.7. \quad U(\mathcal{M} \subset (\Omega \subset \mathcal{J})) = \mathcal{J}$$

Beweis: $U(\mathcal{M} \subset (\Omega \subset \mathcal{J})) = \mathcal{J} = U(\mathcal{M} \subset \mathcal{M}) = \mathcal{J}$ ■.

$$4.8. \quad U((\Omega \subset \mathcal{J}) \subset \mathcal{M}) = \mathcal{J}$$

Beweis: $U((\Omega \subset \mathcal{J}) \subset \mathcal{M}) = U(\mathcal{M} \subset \mathcal{M}) = \mathcal{J}$ ■. Damit ist $U(\mathcal{M} \subset (\Omega \subset \mathcal{J})) = \mathcal{J} = U((\Omega \subset \mathcal{J}) \subset \mathcal{M})$.

$$4.9. \quad U((\mathcal{M} \subset \mathcal{J}) \subset \Omega) = \{O \setminus \{I \setminus M\}\}$$

Beweis: $U((\mathcal{M} \subset \mathcal{J}) \subset \Omega) = U(\Omega \subset \Omega) = \mathcal{J}$ ■.

$$4.10. \quad U(\Omega \subset (\mathcal{M} \subset \mathcal{J})) = \{\{I \setminus M\} \setminus O\}$$

Beweis: Wie 4.9., d.h. $U(\Omega \subset \Omega) = \mathcal{J}$ ■.

Es folgt also: $U(\mathcal{M} \subset (\Omega \subset \mathcal{J})) = U((\Omega \subset \mathcal{J}) \subset \mathcal{M}) = U((\mathcal{M} \subset \mathcal{J}) \subset \Omega) = U(\Omega \subset (\mathcal{M} \subset \mathcal{J})) = \mathcal{J}$. D.h. sind ontologische Partialrelationen in \mathcal{M} oder Ω als Obermengen enthalten, so ist ihre Umgebung \mathcal{J} .

Mit Hilfe der in diesem Aufsatz entwickelten Theorie der semiotischen und ontologischen kategorialen Umgebungen lassen sich vielfältige bisher offene oder unvollständig beantwortete Fragen der Semiotik lösen, z.B. warum Kunstobjekte im Gegensatz zu Designobjekten keine andere Umgebung haben als sich selbst. Eine offene Frage, der nachzugehen sich lohnen würde, ist auch, ob sich Stiebings schöne ontologisch-parametrische Objekttheorie mit Hilfe von semiotischen Umgebungen aufbauen liesse (vgl. Stiebing 1981). Dann steht natürlich immer noch die Frage, ob das Theorem 2.1. $U(M, O, I) = \emptyset$ auch für Zeichenklassen gilt, und wie sich die eigenreale Zeichenklasse im Gegensatz zu den übrigen 9 Zeichenklassen in Bezug auf ihre Umgebungen verhält. Sind die Umgebungen von Realitätsthematiken notwendig (qua Dualität) dieselben wie diejenigen ihrer Zeichenklasse? Usw. Usw.

Bibliographie

- Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967
 Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975
 Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979
 Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973
 Gfesser, Karl, Bemerkungen zum Zeichenband. In: Bayer, Udo/Walther, Elisabeth, Zeichen von Zeichen für Zeichen. Baden-Baden 1990, S. 129-141
 Stiebing, Hans Michael, Die Semiose von der Natur zur Kunst. In: Semiosis 23, 1981, S. 21-31
 Toth, Alfred, Der sympathische Abgrund. Klagenfurt 2008 (2008a)
 Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2. Bde. Klagenfurt 2009 (2008b)
 Toth, Alfred, Zeichenumgebungen I. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009

Die „doppelte Gliederung“ in der Semiotik

1. Hier das einschlägige Eco-Zitat, welches während Jahrzehnten in der Semiotik für Aufregung gesorgt hat: „Wir wissen, dass es in der Sprache mit Bedeutung ausgestattete Elemente der ersten Gliederung gibt (die Moneme), die sich miteinander verbinden, um die Syntagmata zu bilden; und dass diese Elemente der ersten Gliederung weiter in Elemente der zweiten Gliederung analysiert werden können, aus denen die Moneme zusammengesetzt sind (die Phoneme)“ (1972, S. 231).

2. Konkret gesagt, geht es also um folgende zwei Probleme: 1. In der strukturalistischen Tradition seit Saussure wird den Phonemen die Fähigkeit, Bedeutungen zu haben, abgesprochen. Daraus folgert man, die Phoneme seien keine Zeichen. 2. Man gesteht den Phonemen allerdings Bedeutungsdistinktivität zu. Somit stellt sich als nächstes Problem, wie denn die Bedeutung eines Wortes bzw. Monemes, das doch aus Phonemen und nichts anderem zusammengesetzt ist, überhaupt zustande kommt. Frühe „Sem-Konzeptionen“ sind davon ausgegangen, dass es so etwas wie eine „Sem-Addition“ gibt, d.h. dass die Phoneme, die wegen ihrer Fähigkeit, Bedeutungen zu unterscheiden ja immerhin IRGENDWELCHE semantische Merkmale besitzen müssen, in Monemen jeweils so geschickt „addiert“ werden, dass daraus eine (einheitliche) Bedeutung entsteht. Streng genommen, und das hat kaum ein Semiotiker bemerkt, ist man hiermit jedoch bei der Glottogonie angelangt, bei der ein nicht-arbiträrer Zeichenbegriff vorausgesetzt wird derart, dass angenommen wird, elementare Bedeutungsteile inhärierten den Lauten, welche als Kombinationen bestimmte Objekte bezeichneten, so zwar, dass jedem Gegenstand in jeder Sprache nur ein Monem oder eine wohlbestimmte Anzahl von Monemen entspricht. Das Objekt generiert hier also im wesentlichen das Zeichen.

3. In Wahrheit ist es aber so, dass die (ohnehin nicht messbaren) semantischen distinktiven Merkmale von /w/, /i:/, /z/, /e/ und /r/, /i:/, /z/, /e/ addiert niemals die Bedeutungen von „Wiese“ oder „Riese“ ergeben, was u.a. auch dadurch klar sein sollte, da diese beiden Moneme keinerlei gemeinsame „semantische Merkmale“ teilen. Damit steht aber wieder die alte Frage im Raum, woher denn die Bedeutungen von Monemen kommen. Saussure, der doch der Urvater auch der Semanalysten war, hätte einfach geantwortet: durch konventionelle Setzung. In diesem Fall sind aber wieder

beim ersten Problem angelangt, was denn Bedeutungsdistinktivität sei, denn es ist ja eine Tatsache, dass sich „Minimalpaare“ wie /Riese/ und /Wiese/, /Hektar/ und /Nektar/, /rot/ und /tot/, usw., die es in sämtliche Sprachen der Erde gibt, jeweils nur durch ein einziges Phonem unterscheiden. Was also ist Bedeutungsdistinktivität? Sie muss ja irgendwie zur Bedeutung sich verhalten wie das Einzelphonem zur Lautkette in den entsprechenden Wörtern. Das ist aber nicht der Fall. Die strukturalistische Konzeption ist daher falsch. Wenn man ein Phonem auswechself, verändert sich nämlich das ganze Zeichen und nicht nur ein Laut, wie die Strukturalisten annahmen. Nur unter der Annahme, dass schon die Substitution eines einzigen Lautes zu einer anderen Zeichen führt, kann man gleichzeitig an der Bedeutungsdistinktivität festhalten und akzeptieren, dass die meisten Minimalpaare eine leere Menge als Schnittmenge ihrer semantischen Merkmale haben. Wenn man aber ein Zeichen verändert, indem man seinen kleinsten Teil verändert, dann muss dieser ein Zeichen sein. Man würde nicht im Ernst behaupten, dass in den beiden Gleichungen

$$2 + 3 = 5$$

$$2 + 4 = 6$$

nur das, was rechts der Gleichheitszeichen steht, Zeichen seien, nicht aber die Ziffern links davon. Wenn Phoneme aber Zeichen sind, dann fällt die „doppelte Gliederung“ der Semiotik, oder besser gesagt: das durch Ecos Semiotik induzierte theoreimmanente Pseudo-Problem von selbst weg. Ein Phonem ist in genau demselben Masse ein Zeichen, wie es ein Morphem/ Monem, ein Satz oder Syntagma, ein Textem, Text oder Diskurs ist, welche Terminologie man immer bevorzugt. Dass sich das Ecosche Problem von Standpunkt der Theoretischen Semiotik aus nicht stellt, liegt übrigens daran, dass Phoneme hier als qualitative Mittel, d.h. als Qualizeichen klassiert werden (Walther 1979, S. 100). Als solche gehören sie, da ein Mittelbezug ja immer unvollständig bzw. alleinstehend sogar sinnlos ist, automatisch der Zeichenklasse (3.1 2.1 1.1), und zwar in diesem Fall eineindeutig, da dies die einzige Zeichenklasse ist, welche das Qualizeichen als Mittelbezug enthält. Als Zeichenklasse ist aber das Phonem damit ein Zeichen.

Bibliographie

Eco, Umberto, Einführung in die Semiotik. München 1972

Walther, Elisabeth, Allgemeine Zeichenlehre. 2. Aufl. Stuttgart 1979

„Die Sprache spricht“ – welche Sprache spricht?

1. Nach Heidegger ist die „Sprache das Haus des Seins“. Stark vereinfacht ausgedrückt, bedeutet das, dass nicht der Mensch spricht, sondern das Sein. Der Mensch „spricht“ nur, insofern er der Sprache geschickt ent-spricht. Relativ endgültige Angaben zur Natur dessen, was Heidegger seit „Sein und Zeit“ „die Sprache“ nennt, finden sich in den drei Vorträgen „Das Wesen der Sprache“ (1959), vgl. Heidegger (1990, S. 157 ff.).

2. Zunächst zur Terminologie: Nach Heidegger (1990, S. 213) gelten die bekannten „Tautologien“: „Von der Zeit lässt sich sagen: die Zeit zeitigt“, „Vom Raum lässt sich sagen: der Raum räumt“. Folglich gilt von der Sprache: „die Sprache spricht“. „Vorbedeutend wurde das Sagen bestimmt. Sagen heisst: zeigen, Erscheinen lassen, lichtend-verbergend-freigebend Darreichen von Welt. Jetzt bekundet sich die Nähe als die Be-wegung des Gegen-einander-über der Weltgegenden“ (1990, S. 214). Nun aber kommt Erhellung für all diejenigen, welche in Heideggers Position ein Präprimat der Linguistik über das Sein vermuteten: „Bei ruhiger Umsicht ist der Einblick möglich, inwiefern die Nähe und die Sage als das Wesende der Sprache das Selbe sind. So ist denn die Sprache keine blosse Fähigkeit des Menschen. Ihr Wesen gehört in das Eigenste der Be-wegung des Gegen-einander-über der vier Weltgegenden“ (1990, S. 214). Daraus geht also hervor, dass die Sprache sehr viel näher der Semiotik als „Universalsprache“ steht als der menschlichen Sprache und dass sich Sprechen als das Sich-Äussern von Zeichen verstehen lässt. Doch weiter: „Die Sprache ist als die Weltbewegende Sage das Verhältnis aller Verhältnisse“ (1990, S. 215), d.h. Heideggers Sprache ist eine nicht-nur verbale Sprache, welche relational ist und sogar die „Relation der Relationen“ darstellt. Man glaubt, Heidegger paraphasiere Peirce.

3. Nach Auffassung der Präsemiotik (Toth 2008a, b) inhärieren bereits den Objekten bei ihrer Perzeption gewisse präsemiotische Merkmale wie die „Werkzeugrelation“ zwischen Form – Funktion – Gestalt (vgl. Bense 1981, S. 33) oder die Trichotomie von Sekanz – Semanz – Selektanz (Götz 1982, S. 4, 28), d.h. wir nehmen nicht einfach ein Objekt wahr, sondern notwendig dessen Grösse, Form, Aussehen; vielleicht könnte man hier die Peircesche Triade von Qualität – Quantität – Relation benutzen, insofern der Stein als Stein qua seine Qualität, die Grösse des Steins (Kiesel, Geschiebe, Felsblock usw.) qua Quantität und die Idee, wofür man ihn gebrauchen könnte, qua Relation

apperzipiert wird. Nach Auffassung der Präsemiotik gibt es also, kurz gesagt, keine apriorische Wahrnehmung völlig unabhängig von Qualität, Quantität und Relation. Es ist also zwar nicht so, dass den Objekten des ontologischen Raumes bereits präsemiotische Merkmale inhärieren, wie dies die Eidolon-Theorie und einige weitere nicht-arbiträre Semiotiken haben wollten, jedoch ist es so, dass wir bei der Wahrnehmung unsere Umwelt ja filtern, denn sonst könnten wir keinen Stein als Stein wahrnehmen, d.h. von einem anderen Objekt unterscheiden; damit weisen wir ihm aber bereits kategoriale Merkmale zu, denn Filterung der Wahrnehmung heisst natürlich Partition oder mindestens Gliederung des Seins, d.h. Kategorisierung. Mit Hilfe dieses Mechanismus wird also nun zwar noch keine Semiose eingeleitet, aber es wird sozusagen im Hinblick auf eine mögliche Semiose vor-selektiert. Das ist es, was Bense meint, wenn er zwischen dem „ontologischen“ und dem „semiotischen“ Raum einen intermediären Raum der „disponiblen Kategorien“ annimmt (Bense 1975, S. 45 f., 65 f.). Objekte werden nicht direkt auf Zeichen abgebildet, denn dies würde nach dem vorstehend Gesagten nichts anderes bedeuten, als dass die Objekte apriorisch sind. Es ist auch nur folgerichtig, dass die zweimal triadische – nämlich triadische und trichotomische – Struktur unserer Kommunikation zwischen Welt und Bewusstsein bereits durch ein triadisches Schema, eine Werkzeugrelation oder dgl., auf präsemiotischer Stufe vorbereitet wird.

Ich nehme nun an, dass genau dies gemeint ist, wenn Heidegger im Anschluss an die obigen Zitate weiterfährt: „Wir nennen das lautlos rufende Versammeln, als welches die Sage das Welt-Verhältnis be-wägt, das Geläut der Stille. Es ist: die Sprache des Wesens“ (Heidegger 1990, S. 215). Die Stille der Objekte, die ja a priori tot sind, wird dadurch zum Läuten gebracht, dass sie bei ihrem Wahrnehmungsprozess eine kategoriale Gliederung bekommen: sie kommunizieren sozusagen mit ihrem Sein, indem sie es auffächern. Natürlich geschieht dies realiter durch einen Interpreten, also zumeist durch ein menschliches Bewusstsein, und es ist wahr, dass dieser bei Heidegger nicht vorkommt, wodurch seiner Argumentation etwas stark Magisches zukommt, aber das Prinzipielle ist dasselbe. Die Präsemiotik ist tatsächlich die Sprache des Wesens, weil nur so das Objekt schliesslich, d.h. am Ende der Semiose, in der Zeichenrelation „mitgeführt“ werden kann (vgl. Bense 1979, S. 44). Mitgeführt wird ja metaphysisch die Evidenz der Objekte in den Zeichen bzw., mengentheoretisch gesagt, eine Menge von gemeinsamen Übereinstimmungsmerkmalen zwischen dem bezeichneten realen Objekt und dem bezeichnenden Zeichen. Evidenz ebenso wie die Menge an

Übereinstimmungsmerkmalen sind aber das, was das „Wesen“ eines Objektes ausmacht, sofern man hier nicht in die Mystik abdriften möchte.

Bibliographie

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Götz, Matthias, Schein Design. Diss. Stuttgart 1982

Heidegger, Martin, Unterwegs zur Sprache. 9. Aufl. Pfullingen 1990

Toth, Alfred, Der sympathische Abgrund. Klagenfurt 2008 (2008a)

Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2008 (2008b)

Notiz zu Thomas von Erfurts „De modis significandi“

1. E. Walther schreibt in ihrer historischen Einleitung zur „Allgemeinen Zeichenlehre“ über Thomas von Erfurts [= Pseudo-Duns Scotus] „De modis significandi“: „Erst durch das Zeichen wird dem Bewusstsein etwas gegenständlich; denn das Zeichen weist auf einen anderen Gegenstand hin, wodurch es selbst einen Hinweischarakter, etwas Relationales besitzt“ (1979, S. 18).

2. Damit erhebt sich die Frage: Was kommt zuerst: das Zeichen oder das Objekt? Wenn ein Objekt erst durch das Zeichen von ihm wahrnehmbar ist, muss also das Zeichen primär und das Objekt sekundär sein. Dann aber kann ein Zeichen nicht aus dem Objekt eingeführt sein. Wenn aber umgekehrt das Objekt primär ist, wie es dann durch das Zeichen wahrgenommen werden, wenn dieses zum Zeitpunkt der Wahrnehmung des Objektes ja noch gar nicht aus diesem Objekt eingeführt sein kann?

3. Es erhebt sich jedoch noch eine andere, vielleicht weiter tragende Frage: Wenn der erste Fall stattfindet, d.h. das Zeichen primär und das Objekt sekundär ist, dann müsste das Objekt aus dem Zeichen eingeführt sein, d.h. das Zeichen müsste vorgegeben und das Objekt thetisch eingeführt sein. Wenn hingegen der zweite Fall vorliegt, d.h. das Objekt primär und das Zeichen sekundär ist, dann kann natürlich wie üblicherweise angenommen die Semiose des Objektes zum Zeichen stattfinden, nur stellt sich dann ein viel gravierenderes Problem: der Prozess der Semiose muss dann nämlich vor dem Zeichen primordial sein. Woher rührt er dann aber? Wenn wiederum umgekehrt das Objekt aus dem Zeichen eingeführt ist, wäre die Semiose objektgebunden, d.h. mit dem Objekt gegeben, d.h. die Semiose würde durch das Objekt selbst veranlasst, und Zeichen würden „notwendig“ im Bewusstsein der Subjekte erzeugt, damit die Objekte (via Zeichen) überhaupt wahrnehmbar sind. Das ist eine Theorie motivierter, d.h. nicht-arbiträrer Zeichen, die logisch voraussetzt, dass Objekte keine *facta bruta* sind, sondern dass ihnen Subjektivität inhäriert, also subjektive Objekte oder formale Substanzen, im Grunde also Kenogramme.

Bibliographie

Walther, Elisabeth, Allgemeine Zeichenlehre. 2. Aufl. Stuttgart 1979

Das Zeichenmodell von Sextus Empiricus und seine Verwandten

1. Vielleicht könnte man sagen, das Zeichen sei ein Mechanismus, das Objekte aus dem Jenseits ins Diesseits herüberhole, so zwar, dass es dessen jenseitige Kategorien durch diesseitige substituieren. Das Zeichen, so definiert, erfüllt jedenfalls die generelle Bedingung an Zeichen, welche Bense (1975, S. 16) als Überbrückung der „Disjunktion zwischen Welt und Bewusstsein“ bezeichnete. Allerdings ist dazu zu ergänzen, worauf Bense (1980, S. 288) selber aufmerksam machte, dass es den Grenzfall des rein geistigen Zeichens ebenso gibt, wie es nach Toth (2009a) den Grenzfall des rein materialen Zeichens – und damit auch eine reiche Systematik der vermittelnden und vermittelten Übergänge zwischen beiden (Toth 2009b) gibt.

2. Ein Zeichen kann damit prinzipiell in einer unendlichen Skala von Übergängen zwischen dem natürlichen Zeichen des ontologischen Raumes und dem künstlichen Zeichen des semiotischen Raumes definiert werden. Gehen wir wie üblich von einem mehr als 1-stelligen Zeichen aus, stellt sich ferner die Frage, ob alle Partialrelationen des Zeichens demselben metaphysischen Raum angehören oder ob dies nicht der Fall ist. Innerhalb der Partialrelationen kann man ferner die Frage stellen, ob es möglich ist, die Ordnung der Relata sinnvoll umzukehren, um allfällige Formen der Arbitrarität bzw. Nicht-Arbitrarität zu erkennen.

2.1. Sextus Empiricus Zeichenmodell (vgl. Toth 2009c)

$$[(M \rightarrow O) \subset (\mathcal{J} \rightarrow \Omega)]$$

Dieses ist also aus einer Bewusstseinsfunktion β und einer Weltfunktion ω zusammengesetzt, so zwar, dass $\beta \subset \omega$ gilt. Da bei β die Ordnung $(M \rightarrow O)$ unveränderbar ist, da eine 1-stellige Relation eine 2-stellige „generiert“, wie Bense sich ausdrückte, sind wir hier gebunden, aber neben $(\mathcal{J} \rightarrow \Omega)$ können wir den konversen Fall $(\Omega \rightarrow \mathcal{J})$ annehmen:

2.2. SE-Modell mit konverser Obermenge

$$[(M \rightarrow O) \subset (\Omega \rightarrow \mathcal{J})]$$

In diesem Modell gilt zwar ebenfalls $\beta \subset \omega$, aber nicht der Interpret schafft den Bezug zum realen Objekt, wie in Sextus' ursprünglichem Zeichenmodell, sondern das reale Objekt stellt den Bezug zum Interpretieren her.

2.3. SE-Modell mit konverser Mengeninklusion 1

$$[(\mathcal{J} \rightarrow \Omega) \subset (M \rightarrow O)]$$

Die ursprüngliche Obermenge ist nun Untermenge, aber nicht konvers. Hier gilt also $\omega \subset \beta$, d.h. die Weltfunktion ist ein Teil der Bewusstseinsfunktion

2.4. SE-Modell mit konverser Mengeninklusion 2

$$[(\Omega \rightarrow \mathcal{J}) \subset (M \rightarrow O)]$$

Die Untermenge ist nun konvers, es gilt wiederum $\omega \subset \beta$.

3. Die Besonderheit aller 4 Modelle besteht also darin, dass entweder $\beta \subset \omega$ oder $\omega \subset \beta$ gilt, d.h. das Jenseits ist entweder ein Teil des Diesseits oder das Diesseits ein Teil des Jenseits. Die Mengeninklusion überschreitet also eine Kontexturgrenze und ist damit nicht mehr mit einer gewöhnlichen mathematischen Inklusionsoperation gleichzusetzen. Besser spräche man also wohl nicht von Teilmengen, sondern von „(morphogrammatischen) Fragmenten“ (vgl. Toth 2003, S. 54 ff.).

Bibliographie

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Die Einführung der Primzeichen. In: *Ars Semeiotica* 3/3, 1980, S. 287-294

Toth, Alfred, Die Hochzeit von Semiotik und Struktur. Klagenfurt 2003

- Toth, Alfred, Von den natürlichen zu den künstlichen Zeichen. In: Electronic Journal of Mathematical Semiotics (2008a)
- Toth, Alfred, Die Übergangsstruktur von den natürlichen zu den künstlichen Zeichen. In: Electronic Journal of Mathematical Semiotics (2008b)
- Toth, Alfred, Bemerkenswerte Folgerungen aus dem Zeichenbegriff des Sextus Empiricus. In: Electronic Journal of Mathematical Semiotics, (2009c)

Die Stellung des Namens in der Semiotik

1. Sebeok (1979, S. 91 ff.) unterscheidet 6 Zeichenarten. Das Besondere dabei ist, dass diese nicht semiotisch einheitlich definiert werden – auch nicht in Bezug auf Abweichungen oder Gemeinsamkeiten der Zeichen untereinander, sondern zum Teil logisch und zum Teil semiotisch. Die besondere Definition des Namens (und die Tatsache, dass diesem sonst nur in der Logik speziell unterschiedenen Zeichen in der Semiotik ein separater Ort eingeräumt wird) macht es nötig, kurz alle 6 Definitionen aufzulisten:

1.1. „Wenn ein Zeichentoken auf Seiten des Empfängers mechanisch oder konventionell irgendeine Handlung auslöst, sagt man, dass es als Signal fungiert“ (Sebeok 1979, S. 97).

1.2. „Ein Symptom ist ein obligatorisches, automatisches, nichtarbiträres Zeichen, wobei das Bezeichnende mit dem Bezeichneten in der Weise einer natürlichen Verbindung verknüpft ist. (Ein Syndrom ist eine regelgeleitete Struktur von Symptomen mit einem festen Designatum.)“ (Sebeok 1979, S. 100).

1.3. „Man spricht dann von einem ikonischen Zeichen, wenn eine topologische Ähnlichkeit zwischen einem Bezeichnenden und seinen Denotata besteht“ (Sebeok 1979, S. 105).

1.4. „Man spricht dann von einem indexikalischen Zeichen, wenn sein Bezeichnendes seinem Bezeichneten benachbar ist oder einen Fall davon darstellt“ (Sebeok 1979, S. 109).

1.5. „Ein Zeichen, das weder ähnlich noch benachbart ist, sondern lediglich eine konventionelle Beziehung zwischen seinem Bezeichnenden und seinen Denotata aufweist und eine intensionale Klasse für sein Designatum besitzt, wird Symbol genannt“ (Sebeok 1979, S. 112).

1.6. „Ein Zeichen, das eine extensionale Klasse als Designatum hat, wird Name genannt“ (Sebeok 1979, S. 117).

2. Obwohl die meisten Definitionen für die mathematische Semiotik einfach unbrauchbar sind, weil sie ungenau oder falsch sind – ungenau: Signal und Symptom, falsch: „topologische Ähnlichkeit“ bei Ikon -, kann man mit der Definition des Namens etwas anfangen. Grob gesagt: Nach Sebeok unterscheidet sich ein Namen a) nicht nur von den Symbolen, sondern von allen 5 Zeichen und b) speziell vom Symbol dadurch, dass er keine Intension besitzt. Es ist also nicht so, dass ein Name ein intensionsloses „Appellativ“ ist (so wie er in der Linguistik verstanden wird), sondern es ist ein eigenständiges Zeichen, das um eine Dimension gegenüber allen anderen Zeichen reduziert erscheint, denn die Intension ist bekanntlich das, was in der Peirce-Bense-Semiotik die Bedeutungsfunktion des Zeichens genannt wird, d.h.

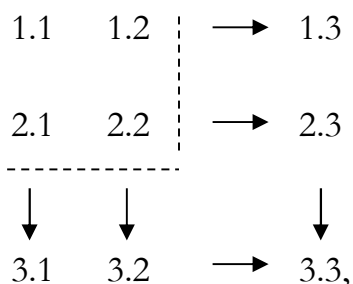
$(O \rightarrow I)$,

während die Extension die Bezeichnungsfunktion des Peirceschen Zeichens ist, d.h.

$(M \rightarrow O)$.

(Es ist übrigens auffällig, wie Sebeok einerseits am bilateralen Saussureschen Zeichenmodell mit „Bezeichnendem“ und „Bezeichnetem“ festhält, andererseits aber „Denotat“ und „Designat“ benutzt. Wo ist denn das Designat im Saussureschen Zeichenmodell?)

3. Während man alle 10 Peirceschen Zeichen innerhalb der semiotischen Matrix darstellen kann, dass man die entsprechenden Subzeichen miteinander verbindet, benötigen also die Sebeokschen „Namen“ gegenüber allen übrigen Zeichen, welche ebenfalls die ganze Matrix zu ihrer Darstellung beansprucht, nur den folgenden eingegrenzten Bereich:



wobei der Intensionsbereich in beiden semiotischen Dimensionen durch Pfeile hervorgehoben ist.

Da die Zeichenart „Name“ generell durch fehlende Intension gegenüber allen Zeichenarten gekennzeichnet ist, muss es also 10 verschiedene Arten von Namen im Rahmen des Peirceschen Modell geben:

1.1 → 2.1 → 3.1	}	rhematische Namen
1.2 → 2.1 → 3.1		
1.3 → 2.1 → 3.1		
1.2 → 2.2 → 3.1		
1.3 → 2.2 → 3.1		
1.3 → 2.3 → 3.1		

1.2 → 2.2 → 3.2	}	dicentische Namen
1.3 → 2.2 → 3.2		
1.3 → 2.3 → 3.2		

1.3 → 2.3 → 3.3	argumentische Namen
-----------------	---------------------

Wie man sieht, können Namen also rhematisch, dicentisch und argumentisch – und damit möglich, wirklich und notwendig sein (vgl. Kripkes Abhandlung über „Name und Notwendigkeit“ und natürlich die umfangreichen Arbeiten Carnaps und des Wiener Kreises zum Thema). Hier findet man also erstmals eine vollständige Klassifikation, deren Unterscheidung wohl auch innerhalb der Logik von Nutzen wäre .

Bibliographie

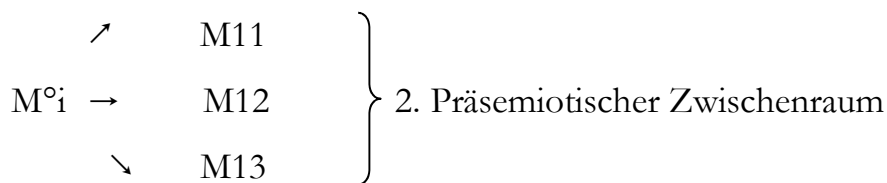
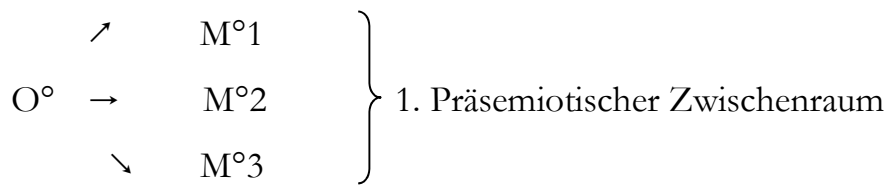
Sebeok, Thomas, Theorie und Geschichte der Semiotik. Reinbek 1979

Objektqualitäten und Semiose

1. Ob ein Objekt Qualitäten hat oder nicht, bevor wir es wahrnehmen, das wissen wir nicht, aber es ist auch nicht von Belang. Sobald wir hingegen ein Objekt wahrnehmen, nehmen wir es kategorial wahr, und es spricht einiges dafür, dass Benses trichotomische Differenzierung zwischen Mittel, Gegenstand und Gebrauch korrekt ist. D.h. also, wir nehmen ein Objekt nicht einfach als Objekt wahr, sondern gliedern sozusagen unsere Wahrnehmung zum Vornhein im Hinblick auf seine Verwendung als Zeichen. Bense (1975) hatte nun unterschieden zwischen

1.1. der Abbildung disponibler Objekte auf disponible Mittel

1.2. der Abbildung disponibler Mittel auf die Erst-, Zweit- und Drittheit:



Wenn aber diese Disponibilität bereits den Objekten anhaftet oder inhäert, dann klassifizieren wir Objekte bei der Wahrnehmung bereits hinsichtlich der folgenden präsemiotischen Trichotomie:

- dem elementar-materialen,
- dem intentional-phänomenalen und
- dem formal-intelligibeln

“Weltaspekt inserer geistigen Aktivität” (Bense 1986, S. 95). Wie ich in Toth (2008) ausführlich dargelegt hatte, folgt daraus, dass das Zeichen nicht-arbiträr ist.

2. Wenn es aber so ist, dass bereits Objekte Qualitäten an sich haben (und sei es nur, indem sie wahrgenommen werden), genügt, wie im folgenden gezeigt werden soll, das zweistufige präsemiotische Modell, das meinen zwei Bänden Präsemiotik (Toth 2008b) zugrunde liegt, nicht mehr. Wir haben dann vielmehr folgenden dreifachen präsemiotisch-semiotischen Prozess vor uns:

$O1^\circ \rightarrow (0.1) \rightarrow WZR(1.1) \rightarrow (1.1)$

$O2^\circ \rightarrow (0.1) \rightarrow WZR(1.2) \rightarrow (1.2)$

$O3^\circ \rightarrow (0.1) \rightarrow WZR(1.3) \rightarrow (1.3)$

oder auseinander genommen:

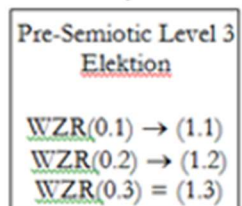
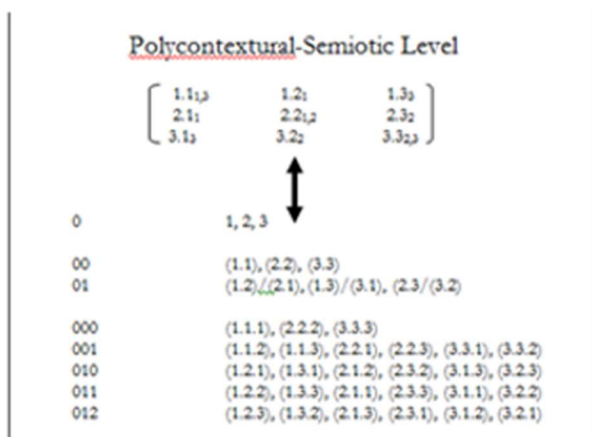
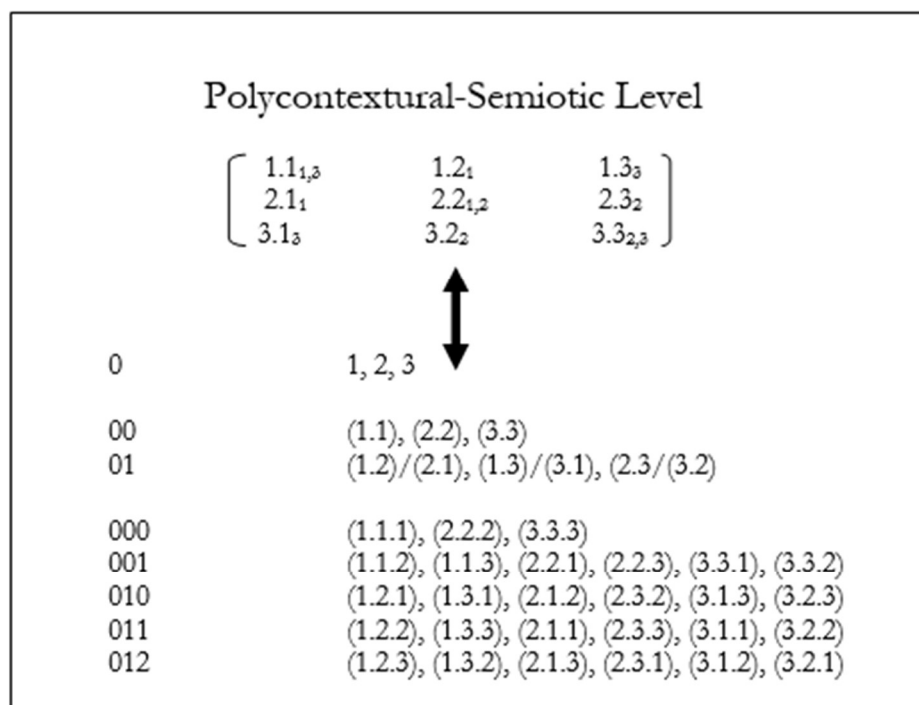
1. $O1^\circ \rightarrow (0.1)$

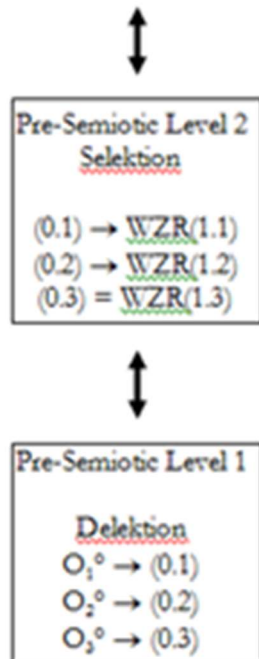
2. $(0.1) \rightarrow WZR(1.1)$

3. $WZR(1.1) \rightarrow (1.1)$

Wenn man also in Übereinstimmung mit Toth (2009) die Transformation in 2. als Selektion und diejenige in 3. als Elektion bezeichnet, dann könnte man die Transformation als “De-lection” bezeichnen, und zwar durchaus in Übereinstimmung mit der Etymologie, wonach die Qualitäten von den Objekten “ab-gelesen” werden. Eine Werkzeugrelaton, wie sich Bense (1979) sowie Böttner (1980) ausdrücken, muss also der endgültigen Elektion eines materialen Substrates, das letztlich bereits sowohl material wie auch qualitativ dem Objekt als Werkzeug angehört, vorangehen, um zwar, um es nochmals zu betonen, vor allem im Hinblick auf seine Verwendbarkeit, wobei hier auch die von Wiesenfarth eingeführte Trichotomie von “Form, Gestalt und Gebrauch” als, allerdings elaborierteres Richtmass eingeführt werden könnte. Denn es ist ja nicht so, dass JEDES Objekt zum Zeichen für Etwas verwendet werden kann oder zumindest verwendet wird. Trivialerweise wird niemand den Hügel vor seinem Fenster anstelle des praktischeren Knopfes in sein Taschentuch zum Zeichen dafür erklären, morgen früh seine Freundin anzurufen. “Werk-Zeug” ist hier also fast im Heideggerschen Sinne zu verstehen.

3. Demzufolge muss nun das in Toth (2009) präsentierte Modell einer polykontextualen Semiose wie folgt den neuen Ergebnissen angepasst werden:





Bibliographie

- Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979
- Böttner, Marguértie, Notes sémiotique et parsémiotiques sur l'outil. In: Semiosis 17/18, 1980, S. 67-73
- Toth, Alfred, Der sympathische Abgrund. Klagenfurt 2008 (2008a)
- Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2008b
- Toth, Alfred, Zeichen und Zeichenklasse. In: Electronic Journal of Mathematical Semiotics, 2009

Laute und Bedeutungen

1. In der diachronen (historischen) Linguistik werden ältere Sprachstufen einer Sprache A dadurch rekonstruiert, dass aus dem Vergleich sprachlicher Zeichen aus A “Lautgesetze” abgeleitet werden, welche die Veränderung dieser sprachlichen Zeichen als Funktion der Zeit beschreiben sollen. Im Idealfall soll mittels Lautgesetzen von A und weiteren Sprachen B, C, D, ..., welche als mit A verwandt vorausgesetzt werden, gegenwärtige Sprachen A, B, C, D, ... auf eine zeitlich weit zurückliegende “Ursprache” U zurückgeführt werden. Die Kriterien für die stipulierte Verwandtschaft von B, C, D, ... mit A sind dabei natürlich rein hypothetisch. Da ferner am Ende eben diese Verwandtschaft zwischen A einerseits und B, C, D, ... andererseits, ausgehend von der rekonstruierten hypothetischen Ursprache U, “bewiesen” werden soll, liegt hier aber ein Zirkelschluss vor. Andererseits könnte jedoch auf der Basis von A oder B oder C oder D oder ... allein keine genügende Menge von Lautgesetzen gewonnen werden, die eine Rekonstruktion von U und damit die Verwandtschaft von A, B, C, D, ... “beweisen” würden. Der letztere Umstand wird daher in der Indogermanistik, welche sich um die Rekonstruktion des “Ur-Indogermanischen” aus den ältesten Zeugnissen von hypothetisch angenommenen “indogermanischen” Sprachen wie Altgriechisch, Sanskrit, Latein, usw. bemüht, als “Rechtfertigung” für die Valabilität der rekonstruktiven Methode genommen. Dass damit der logische Zirkelschluss keineswegs ausser Kraft gesetzt und die rekonstruktive Methode immer noch unwissenschaftlich ist, steht aber ausser Frage.

2. Obwohl sich das Arbeiten mit “Lautgesetzen” erst seit den Junggrammatikern im späten 19. Jahrhundert eingebürgert hatte, geht das von der Indogermanistik und anderen rekonstruktiven Sprachwissenschaften vorausgesetzte Konzept einer “Ursprache” bereits auf die Romantik zurück. Allerdings war das zur Zeit der Romantik gültige Zeichenmodell ein arbiträres, sog. “objektives” Zeichenmodell, bei dem also das “Band” zwischen Zeichen und Bezeichnetes als motiviert aufgefasst wurde, denn “in der Ursprache der vorzeitlichen Wesen (...) ist ein jeder ihrer Namen ‘das Lösungswort für die Seele des Naturkörpers’”, und “es wird hinzugefügt, dass jede Idee eine Skala von Namen habe, deren oberster und unterster unennbar seien” (Fiesel 1927, S. 13 f.). Der Zeichengeber wird dabei meist mit Gott, den Engeln oder Adam identifiziert, so dass sich zwischen der Weltschöpfung und der jeweiligen Gegenwart eine semiotische Kontinuität der Repräsentation zwischen den Zeichen und ihren Bezeichneten ergibt. Da sich bei diesem objektiven, motivierten Zeichenmodell also kein diskontextueller

Abbruch auftut, spricht Novalis auch vom “sympathischen Abgrund”: “Geist – das heisst hier: archeus signator. Die Welt als Signatur. MAGIE. (Mystische Sprachlehre). Sympathie des Zeichens mit dem Bezeichneten. (Eine der Grundideen der Kabbalistik) Wechselrepräsentationslehre des Universums” (Novalis, ed. Kluckhohn und Samuel, 1960 ff., Bd. III, S. 266). Mit anderen Worten: **Das mit der Annahme einer Ursprache untrennbar verknüpfte Phänomen von “Lautgesetzen”, welche die Kontinuität der semiotischen Repräsentation zwischen Genesis und Apokalypse repräsentieren, steht und fällt mit dem romantischen (aber letztlich schon auf Platon zurückgehenden) n i c h t - a r b i t r ä r e n Zeichenmodell.**

3. Man kann den zuletzt formulierten Sachverhalt aber auch anders ausdrücken: Die Konzepte von Ursprache und Lautgesetzen, die heute noch die nie ernsthaft in Frage gestellte theoretische Basis der rekonstruktiven historischen Sprachwissenschaften ausmachen, sind **unvereinbar nicht dem seit Saussure allgemein akzeptierten arbiträren Zeichenmodell**, weil dieses Zeichenmodell ja gerade auf einer beliebigen Zuordnung von Zeichen und Bezeichnetem basiert (Saussure 1916, S. 99 ff.), die demnach keine Kontinuität zwischen den Zeichen als Funktion der Zeit im Sinne einer rekonstruktiven Entwicklung zwischen Ursprache und Gegenwartssprache bzw. ältester bezeugter Sprache zulässt. Paradoxerweise basiert aber die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft gerade auf dem Saussureschen Zeichenbegriff, und man hat deshalb versucht, sich mittels des folgenden Tricks aus dieser Paradoxie zu helfen (vgl. Untermann 1973): Gerade weil die Beziehung zwischen Zeichen und Bezeichnetem arbiträr sei, könne nicht von einem Zufall ausgegangen werden, wenn zwei oder mehr verschiedene Zeichen die gleiche Veränderung in Sprachen A, B, C, ... mitgemacht hätten. Wenn es nun aber gelinge, diese Veränderungen durch Lautgesetze zu systematisieren, dann könne davon ausgegangen werden, dass A, B, C, ... miteinander verwandt seien und dass sie auf eine rekonstruierbare Ursprache U zurückgingen.

Allein, das Problem besteht darin, dass auch in diesem Fall A, B, C, ... schon zum vornherein als verwandt angenommen werden und der logische Zirkelschluss also nicht aufgelöst wird. Ausserdem betreffen die Veränderungen der ihren Bezeichneten arbiträr zugeordneten Zeichen vom Standpunkt der Peirceschen Semiotik lediglich die Mittelbezüge. Was also bestenfalls durch die Erarbeitung von Lautgesetzen herauskommt, ist eine Theorie der Zeichenträger in Funktion von der Zeit und somit beileibe keine Theorie der Zeichen, die ja im semiotischen Falle triadisch und im präsemiotischen Falle sogar tetradische Relationen sind. Ferner wurde in Toth (2008) gezeigt, dass zwischen den vier Relata der präsemiotischen Zeichenrelation nicht

weniger als 5 Partialrelationen bestehen, von denen 4 sogar bilateral sind. Wir kommen damit also zum Schluss, dass die bis heute geübte Methode der linguistischen Rekonstruktion unwissenschaftlich ist, weil

3.1. die Konzepte Ursprache und Lautgesetze ein nicht-arbiträres Zeichenmodell voraussetzen, die vergleichende Sprachwissenschaft jedoch auf dem arbiträren Saussureschen Zeichenmodell basiert.

3.2. sich mittels des arbiträren Saussureschen Zeichenmodells keine historische Rekonstruktion treiben lässt, da das arbiträre "Band" zwischen Zeichen und Bezeichnetem die Kontinuität der Repräsentation eines Zeichens zwischen Ursprache und ältest bezeugter Sprachstufe bzw. Gegenwartssprache gar nicht zulässt.

3.3. die vergleichende historische Rekonstruktion auf der unbegründeten logischen Voraussetzung der Verwandtschaft von Sprachen beruht, die ja durch die Rekonstruktion erst "bewiesen" werden soll (circulus vitiosus).

3.4. durch die Lautgesetze bestenfalls eine Theorie der Veränderung der Zeichenträger, also des semiotischen Mittelbezugs, keinesfalls aber eine Theorie der vollständigen Zeichenrelationen herauskommt.

4. Wenn wir also an einer historischen Linguistik festhalten wollen, müssen wir davon ausgehen, dass die Objekte dieser Welt (Ω) durch unsere Interpretation (\mathfrak{J}) in „Objektklassen“ eingeteilt werden, derart, dass sie die Anforderungen einer präsemiotischen trichotomischen Untergliederung in

(0.1) oder Sekanz

(0.2) oder Semanz

(0.3) oder Selektanz

erfüllen (vgl. Götz 1982, S. 4, 28). Mit anderen Worten: Wir nehmen nicht einfach absolute (apriorische) Objekte wahr, sondern diese sind selbstverständlich bereits durch unsere Sinne „vorgefiltert“, denn nur so können wir sie ja unterscheiden, z.B. einen Stock von einem Stück Holz. Lebendiges von Anorganischem oder Flaschen von Gläsern, Tassen und Schüsseln, usw. Dabei betrifft die Sekanz den blossen qualitativen Unterschied von Objekte, etwa Stein von Holz oder Metall. Die Semanz betrifft neben der Qualität auch die Quantität, z.B. unterscheiden wir der Grösse nach zwischen Blume, Staude, Busch und Baum oder stone, pebble, flint, gravel, brick, boulder, rock, crag, cliff, bluff Dass hier zusätzlich kulturelle Filter hineinspielen zeigt z.B. dt. Wald gegenüber franz. forêt und bois oder Sprachen mit Dutzenden von Ausdrücken für „regnen“ (Hawaiianisch) oder „schneien“ (Eskimo) gegenüber allen übrigen Sprachen.

In einer solchermassen konzipierten Semiotik gilt natürlich nicht das Saussuresche Arbitraritätsgesetz, das man wie folgt darstellen kann:

$\Omega \parallel M,$

sondern es gilt die Nichtarbitrarität, d.h. die bilaterale Relation

$\Omega \nparallel M \equiv \Omega \Leftrightarrow M.$

Es ist wichtig, darauf hinzuweisen, dass dieser Relation nichts Mystisches (eidola usw.) anhaftet, sondern dass es lediglich die Unmöglichkeit apriorischer, „reiner“ Objektsanschauung zum Ausdruck bringt.

5. Es scheint nun so zu sein, dass bestimmte Objekte mit bestimmter Präferenz durch gleiche oder ähnliche Wortwurzeln bezeichnet werden, wobei in diesem Prozess in der Vergangenheit vor allem die Rolle der Vokale (Silbenträger) hervorgehoben wurde. Noch heute werden z.B. bei Artikeln, Demonstrativa, Determinativa usw. palatale Variationen für die nahe und velare Variationen für die ferne Deixis verwendet (vgl. dt. dies „das-hier“ vs. das „das-dort“; ung. ez, ez e „der; dieses (hier)“ vs. az, az a „das; dieses (dort)“, itt-hon „hier zu Hause“ (d.h. ich bin jetzt zuhause) vs. ott-hon „dort zu Hause“ „dort zu Huse“ „v(d.h. ich bin jetzt. Auch über die menschliche Kommunikation gilt, wie jedes sprechen lernende Kind schnell feststellt, dass dunkle Vokale eher Angst, Schrecken, Gefahr, also Negatives und helle Vokale eher Negatives kodieren.

Allerdings spricht gegen die Persistenz der Vokale ihre naturgegebene Variabilität (backen, buk; halt, hielt; bellen, alt boll, gebollen; rufen, schwzdt. rüefsch „rufst“; hohl, Höhle. So verbleibt der Zusammenhalt einer Wortwurzel als Funktion des Konsonantengerüsts, und somit als minimale Silbe eine solche der Struktur KVK anzunehmen ist, wobei es Konsonanten gibt, die absolut keinen Einfluss auf die Vokalfärbung haben, z.B. KVK = hVl: dt. Halle, hell, engl. hill, dt. Holler, Hölle, ung. hulla, dt. Hülle.

5.1. Als erstes Beispiel stehe die Wortwurzel kVr, deren Grundbedeutung „rund“ zu sein scheint:

kar “Arm”

kar-ám “Pferch”

kar-ika “Reifen“

kar-ima “Rand, Bräme”

kar-ingani “umzingeln“

ker-ni, kér-ni “bitten, fragen“

kér-eg „Rinde“

ker-ek „rund“
ker-ék „Rad“
ker-ingeni „flattern, herumfliegen“
ker-ítani „einschliessen“
ker-t „Garten“
ker-ülni „rundherum gehen, umgehen“
kor „Alter, Zeitalter“
kor-c „Saum“
kor-lát „Brüstung“
kor-ong „Scheibe“
kör „Kreis“
kör-nyezni „umgeben“
kör-ül „rundherum“
kör-zet „Kreis, Bezirk, Distrikt“
kur-itol „entrunden, schärfen“
kur-kálni „umzingeln, suchen“

5.2. Hierzu gehören auch einige Belege der homorganischen Variante hVr:

har-ang „Glocke“
hár-ítani „wegrollen, abwälzen, ablenken“
har-kály „Specht (m. krummem Schnabel)“
her-e „Drohne; Hode“
hor-dó „Fass“
hor-og „Bogen, Haken“
hur-ok „Schlinge“
húr „Sehne, Saite, Bogen“

5.3. Belege für die homorganische Variante gVr:

gar-at „Schlund, Mühltrichter“
gör-ni „rollen“
gör-be „krumm; Kurve“
gör-cs „Knoten“
gör-dülni „rollen (vitr.)“
gör-getni „rollen (vtr.)“
görg-ő „Rolle, Walze“
gör-nyedni „sich beuge, bücken, krümmen“

gör-öngy „Scholle, Erdbrocken“

gur-ni „rollen“

gur-iga „Zwirnrolle“

gur-ítani „rollen (vtr.)“

gur-úlmi „rollen (vitr.)“

5.4. Wie sieht es in anderen, nicht-verwandten Sprachen aus?

Deutsch: kVr: Karde „Distel“, Kord, Kordel „rundgewickelte Schnur“, Korde „Besatz“ (vgl. ung. kar-ima), Kork „Rinde des Korkbaumes“ (vgl. ung. kér-eg), Korn, Kragen, Kringel, Krangel „durch Verdrehen entstandene Schleife“ (Kluge, S. 534), kraus, kräuseln, auch: Ge-kröse (Kluge, S. 536), Kreis (mit vok. Nullstufe), Krug.

hVr: Harde „Verwaltungsbezirk (vgl. ung. kör-zet), Harst „Gruppe, Schar“ (?), Herde, Hirt (herder), Horde, Horn, Horst, Hort, Hürde „Flechtwerk“ (vgl. ung. kert),

GVr: Garbe, Garten, Gerte (? urspr. Rundstab, vgl. Kluge, S. 349 f.), Grotte (< griech. krypta), Grube, Gurt, mit Nullstufe: Grus, Graus „Sandkorn“ (? vgl. Kluge, S. 377).

Die idg. Sprachen sind voll mit Entsprechungen, aber ohne dass es sich durchwegs um gegenseitige Entlehnungen handelt (wie im Falle von Grotte und Krypta vs. Grube und Grotte), vgl. z.B. ung. corral „Gehege, Pferch“, ung. karám „id.“, lat. co(ho)rt- „Gehege, Einzäunung“, ung. kert „Garten“, dt. Garten, griech. chórtos, rätorom. cortína „Friedhof“ usw. Ferner z.B. lat. circus, griech. kírkos, lat. cortex „Baumrinde“, ung. kéreg „id“. Engl. grape = dt. Krapfen, beide < germ. krappon „Haken“.

Interessant ist auch, dass die 3-dimensionale Erweiterung der bislang behandelten Grundbedeutung „rund“, nämlich „kugelförmig“, im Ung. und in vielen nicht-verwandten Sprachen durch eine Wurzel gVm(b) vertreten ist, wo also lediglich Ersatz von –r durch –m(b) eingetreten ist, vgl. z.B. ung. gomb „Knopf“, gomba „Pilz“, gömb „Kugel, mit homorganischem k: ung. kampó neben kamó „Haken“, mit homorganischem h: ung. hám „Pferdegesshirr, Riemen“, ung. hemperegni „sich wälzen, rollen“, dt. Humpen „Art Krug“, mit homorganischem g: ung. gáncs „Haken“, schwzdt. gumpen = engl. to jump, vs. humpeln (= to hobble), Gi-gampf-i „Art Schaukel“, auch Gumpe = schwzdt. Gunten „Wasserwirbel“ (vgl. ung. gar-at), Hümpel „Haufen“ zu engl. hump „Buckel“ (Kluge, S. 426). Kumpf „Napf, Gefäß für den Wetzstein“. Mit zwei homorganischen Ersatzten (g > h/m > n): ung. hón „Schulter“, henger „Walze, Rolle“, hant „Erscholle“. Mit g > k/m > n: kanál „Löffel, Kelle“.

Wie ung. hár-ítani „ablenken“, tér-ni „abschwenken, sich wenden“, kor-cs „Bastard“, tor-z „Missgebilde, Monstrum“ u.v.w.m. (die allerdings mangels geeigneter Nachschlagewerke bzw. Computerdateien schwer auffindbar sind, gibt es ferner neben

homorganischen Belegen auch zahlreiche, bei denen nicht nur der Artikulationsort, sondern auch die Artikulationsart wechselt. Im Ganzen erstaunt, dass beide Gruppen von Fällen von den etymologischen Wörterbüchern in der Regel differenten Ursprüngen zugeordnet werden, vgl. z.B. im Etymologischen Wörterbuch des Ungarischen von Benkő et al. 1993 ff.):

kar (Old-Turkish), arm

karika (possibly Magyar), hoop, loop (h- : l- [!])

karima (northern-Slavic), brim

karám (unknown origin), pen, fold

karing (not mentioned), to circulate, to circle

ker (not mentioned),

kerek (the further development of ker-), round

kerül (Finno-Ugrian), to move around something

kerít (Finno-Ugrian), to enclose

kering (further development of ker), to fly in a circular pattern

kéreg (derivative), bark, outer covering

kor (Turkish origin), age, as in aetas

korong (Slavic origin), disk

korc (Old French),

korlát (unknown origin), railing

kör (created by analogies), circle

körös (Magyar development), circular

köröz (formation), to circle around

körny (new creation from the 19th c.)

környez (19th c. creation), to neighbor a location

körül (finno Ugrian), around

kur (not mentioned),

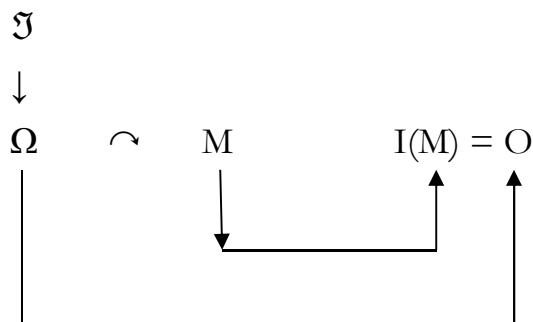
kur-itol (unknown origin), to grind, to sharpen

kur-kál (origin uncertain), to search

obwohl doch rein synchron z.B. die homorganen Entsprechungen k/g/x/h paradigmatisch sind, z.B. machen und mögen, ferner: niederdt. maken, schwzdt. maxe, bündnerdt. mahe „machen“, ebenso die homotopen Entsprechungen griech. güne, dor. bana, engl. queen, wo also g- und b-im idg. Paradigma alternieren.

6. Für alle hier behandelten Beispiele genügt also keines der zahlreichen, bisher vorgeschlagenen semiotisch-linguistischen Modelle. Das entsprechende, hier verwandte

nicht-arbiträre Peircesche Zeichenmodell könnte wie folgt aussehen, Ergänzungen werden später gegeben:



Bibliographie

- Benkő, Loránd et al., Etymologisches Wörterbuch des Ungarischen. 3 Bde. Budapest 1993 ff.
- Bobula, Ida, Origin of the Hungarian Nation. Gainesville 1966
- Fiesel, Eva, Die Sprachphilosophie der deutschen Romantik. Tübingen 1927
- Novalis, Schriften. Hrsg. von Paul Kluckhohn und Richard Samuel. Stuttgart 1960 ff.
- Saussure, Ferdinand de, Cours de linguistique générale. Paris 1916
- Toth, Alfred, Etymological Dictionary of Hungarian (EDH). 5 Bde. Budapest 1906 ff.
- Untermann, Jürgen (Hrsg.), Theorie, Methode und Didaktik der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft. Wiesbaden

Die „phonologische Komponente“ der Grammatik

1. Der Idee, dass eine Grammatik nicht primär ein Mechanismus ist, der Laute und Bedeutungen einander koordiniert, sondern die gewisse abstrakte, d.h. auf der Oberflächenstruktur nicht-erscheinende „Tiefenstrukturen“ mit phonologischem Material „belegt“, liegt eine eigentümliche semiotische Vorstellung zugrunde, denn 1. widerspricht sie dem Saussureschen Vergleich des Zeichens mit einem Blatt Papier mit unzertrennbarer Recto- und Verso-Seite, woraus folgt, dass sie auf einem nicht-arbiträren Zeichenmodell basiert. 2. aber wird die „Lautbelegung“ als innativ angenommener syntaktischer Pattern als völlig sprachindividuell, d.h. aber im Widerspruch zu 1. als arbiträr, angenommen. Trennt man also die Grammatik in „Komponenten“, zu denen die Phonologie gehört, wie dies etwa in Chomskys Grammatikmodellen von den Anfängen bis heute der Fall ist, dann kommt man unweigerlich zu einem paradoxen Zeichenmodell, das gleichzeitig arbiträr und nicht-arbiträr ist.

2. Bei genauerem Besehen liegt der Ursprung der Paradoxie darin, dass nur eine einzige phonologische Komponente angenommen wird, die gleichermassen die Phoneme, Morpheme, Lexeme, Texteme usw. „phonologisiert“.

Man schaue sich aber nun das konsonantische Phonem-Inventar des Urindogermanischen an und die Phonem-Kollapse, die sich in einigen indogermanischen Einzelsprachen im Laufe der Jahrhunderte ereignet haben (Abbildungen aus Krahe 1958, S. 86-89):

den Sprachen ist es in einigen Fällen (namentlich vor dunklen Vokalen) geschwunden. Im Griech. ist es in älterer Zeit erhalten, später geschwunden.

Idg. **neus* „neu“ = ai. *nūnā*, gr. *νέος* > *νίος*, lat. *novus*, abulg. *novs*. — Idg. **ogvis* „Schaf“ = ai. *ovib*, gr. *ovis*, lat. *ovis*, lit. *ovis*, abulg. *ovca*; dazu got. *ovistr* „Schafstall“.

Auch postkonsonantisch ist *g* (teilweise als *u*) vielfach erhalten.

Idg. **swéstor* „Schwester“ = ai. *swístā*, got. *swistar* (ahd. *swester*), aber lat. *soror*. — Idg. **dwé(u)* „zwei“ in ai. *dwón*, gr. *δύο*, lat. *duo*, got. *beoi* (ahd. *zwei*), lit. *du* (Fem. *du*), abulg. *два*. — Idg. **kwéstor* „vier“ = ai. *kwetwā*, gr. *τέρας*, lat. *quattuor*, got. *fidwē* „vier“, lit. *ketveri*, abulg. *četyry* „je vier“.

2) Übersichtstabellen

§ 38. Die in § 29–34 vorgeführten Lautvertretungen werden im Folgenden in Form von Übersichtstabellen für jede einzelne Sprache zusammengestellt. Die Sonorlaute (§ 35–37) bleiben unberücksichtigt, da sie meist unverändert geblieben sind.

1. Altindisch

Idg.	p	t	k	q	qʰ	ph	th	kh	qh	qʰh	b	d	ǵ	g	ǵh	dh	ǵh	gh	gʰh	s	(z)	(ḥ)
Al.	p	t	k			ph	th				b	d	j	g		dh	h	gh		s		

4. Germanisch

Idg.	p	t	k	q	qʰ	ph	th	kh	qh	qʰh	b	d	ǵ	g	ǵh	dh	ǵh	gh	gʰh	s	(z)	(ḥ)			
Germ.						f	þ	χ	(h)	χʰ						p	t	k	ky	b	d	g	gʷʰ	s	z

¹⁾ Nach Spiranten. ²⁾ Dafür *gw* nach Nasal, *g* vor dunklen, *w* vor hellen Vokalen.

5. Litauisch

Idg.	p	t	k	q	qʰ	ph	th	kh	qh	qʰh	b	d	ǵ	g	ǵh	dh	ǵh	gh	gʰh	s	(z)	(ḥ)	
Lit.	p	t	k								b	d	g							s	š	z	ž

2. Griechisch

Idg.	p	t	k	q	qʰ	ph	th	kh	qh	qʰh	b	d	ǵ	g	ǵh	dh	ǵh	gh	gʰh	s	(z)	(ḥ)
Gr.	π	τ	κ			φ	θ	χ			β	δ	γ							σ	ζ	

3. Lateinisch

Idg.	p	t	k	q	qʰ	ph	th	kh	qh	qʰh	b	d	ǵ	g	ǵh	dh	ǵh	gh	gʰh	s	(z)	(ḥ)
Lat.	p	t	c	q							b	d	g		f					k	r	s

¹⁾ *gw* nach Nasal.

6. Altbulgarisch

Idg.	p	t	k	q	qʰ	ph	th	kh	qh	qʰh	b	d	ǵ	g	ǵh	dh	ǵh	gh	gʰh	s	(z)	(ḥ)
Abulg.	p	t	k								b	d	g							s	z	

2. Kombinatorischer Lautwandel

§ 39. Media + Tenuis wurde schon in der idg. Grundsprache zu Tenuis + Tenuis, d. h. vor einem stimmlosen Verschlusslaut verlor ein stimmhafter Verschlusslaut seinen Stimmton. Idg. **jug-tó-s* (Verbaladjektiv zur Wz. **ǵeug-* „verbinden“) wurde auf diese Weise zu **ǵug-tó-s* = ai. *ǵuktáth* „angeschirrt“, entsprechend gr. *ζευκτός*, lat. *iunctus*, lit. *įjunktas*.

Vgl. ferner ai. *vét-tha* „du weißt“ zu *vid-* „wissen“; gr. *λεκ-τός* „gesammelt“ zu *λέγω*; lat. *scrip-tor* zu *scribō* u. dgl. — Ahd. *gi-scaft* „Schöpfung, Geschöpf“ < idg. **skap-ti-s* für **skab-ti-s* zu Wz. **skab-* in lit. *skabù* „schneide, haue“, got. *ga-skappjan* „erschaffen“ usw.

Entsprechendes gilt, wenn Media vor stimmloses *s* zu stehen kommt, z. B. ai. (Lok. Pl.) *pat-sú* „in den Füßen“ zu *pad-* „Fuß“.

In derselben Weise wurde Tenuis + Media (bzw. Media + Media) zu Media + Media (bzw. Media + Media) d. h. stimmloser

So sind etwa von den 24 uridg. konsonantischen Phonemen im Altkirchenslawischen gerade mal 8 erhalten geblieben, d.h. 2/3 sind zusammengefallen. Die übrigen Konsonanten sind also Neuerungen, und die ererbte Menge an altslaw. Konsonantenphonemen entspricht genau der Anzahl Konsonanten des Hawaiianschen!

Nun ist ein Phonem ein Laut, der dadurch als „funktional“ bestimmt wird, dass er in Wörtern (d.h. gleichen Umgebungen) „Minimalpaare“ bildet wie etwa die putativen deutschen Phoneme /l/ und /r/ in „Lieber“ und „Liebe“ oder /m/ und /k/ in „Lies“ und „Kies“, nicht aber z.B. bei den Pseudo-Minimalpaaren *Hass* und *Krass*, *mies* und *Schiss* usw., die sich um mehr als 1 Phonem unterscheiden. (Dagegen wird eine „Überzahl“ an Phonemen meistens als null gewertet, vgl. *mies* und *Lies(e)*, *Ries(e)*, *Wies(e)*, *Gott* und *lott(erig)*. Dieser Punkt ist semiotisch mehr als fragwürdig, wird aber in der Linguistik geflissentlich übergangen.)

So kommt man also im rekonstruierten Uridogerm. zu einem Phonem-Inventar von 24 Konsonanten, aber in dem zum Altbulgarischen gewordenen Urindogerm. zu einem Phonem-Inventar von 8 Konsonanten. Daraus folgt in Widerspruch zu Saussure, dass Phoneme zeitabhängig sind, dass also die von ihm angesetzte Dichotomie von Diachronie und Synchronie für den Phonemstatus verantwortlich ist, der doch absolut zeitlos eingeführt wurde!

(Übrigens gibt es auch hier das Gegenteil, den Phonemzuwachs pro Δt , z.B. ergibt die vulgärlat. Position von E in freier und I in gedeckter Silbe in Sprachen wie dem Abteitalischen, Grödnerischen und Buchensteinischen einen „labiovelaren“ vokalischen Laut, der im Laufe der Zeit Phonemstatus angenommen hat. Im Comelicanische gibt es sogar die Restitution der ursprünglich vom klassischen zum Vulgärlat. zusammengefallenen Längenopposition (vgl. lat. *pŏpulus* : *pōpulus* *Volks* vs. *Pappel*).

Die bei den indogermanischen Einzelsprachen abgebildeten Fälle betreffen zum grössten Teil quantitativen Phonemkollaps; es gibt aber eine Fülle von Fällen, wo nicht nur homorganische, sondern auch homolokale Laute zusammenfallen. Bekanntlich sind die indogerm. Wörter für „Frau“ bzw. „Königin“, die in den Einzelsprachen mit *qu-* (*queen*), *g-/b-* (*gyne*, *bana*) anlauten, wo also die Opposition zwischen Dentalität und Bilabialität aufgehoben ist, wozu auch meistens die Opposition zu *m* aufgehoben wird. In den finnisch-ugrischen betrifft der qualitative Stufenwechsel z.B. Konsonantenphoneme wie *p* und *v*, *t* und *d*, *k* und *j*, *s* und *š*, *n* und *s*. Schliesslich sollte man auch die allgemein verbreiteten Alternanzen mit dem Nullphonem \emptyset nicht

vergessen, der z.B. in surmeirischen Dialekten sogar die stimmlose mediopalatale Affrikata substituieren kann! Im Haw. Dänischen des Seelandes ist die Opposition zwischen dem Knacklaut (Stø d und einer ganzen Reihe konsonantischer Phoneme aufgehoben.

3. Man steht nun also vor folgender Alternative: Gilt ein Phoneminventar universell, d.h. ist es zeitunabhängig und ist es daher unabhängig von Synchronie und Diachronie oder nicht? Im ersteren Falle muss offenbar für jede grammatische Ebene ein eigenes Phoneminventar angesetzt werden, die beträchtlich differieren können (Uridg. vs. Altbulg.). Im zweiten Falle muss man sich offenbar auf ein Minimalinventar zu einigen versuchen. Wegen der Fälle von nicht nur quantitativem, sondern auch qualitativem Phonemkollaps scheidet dies nun aber aus. Es bleibt also dabei, **dass es nicht nur eine phonologische Komponente gibt, sondern mehrere**, und zwar, wie weitere phonologischen Eigenheiten wie Assimilation/Dissimilation, Synalöphe, wort- und satzphonetische Erscheinungen, metrische Besonderheiten, usw. zeigen, **ist es nötig, für jede grammatische Ebene eine eigene phonologische Komponente anzusetzen.**

Als semiotisches Modell bietet sich daher das zirkuläre, von Bense (1979, S. 53, 67) eingeführte Modell des Zeichens als einer Relation über Relationen an:

$$ZR = (M, ((M \rightarrow O), (M \rightarrow O \rightarrow I)),$$

wo das M-Repertoire 3mal auftritt, nämlich im rein formativen Bereich (M), im informativen Bereich (M → O) sowie im kommunikativen Bereich (M → O → I).

Bibliographie

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Krahe, Hans, Indogermanische Sprachwissenschaft. Bd. 1. Berlin 1958

Moland, Harald, Grundwortschatz Finnisch. Hamburg 2010

Die Verdoppelungsfunktion des Zeichens

1. Wäre das scholastische „aliquid stat pro aliquo“ korrekt, so müsste sich die Welt der Objekte mit zunehmender Semiotisierung entleeren; tatsächlich aber bleiben die Objekte zurück. Eine Semiose verwandelt also streng genommen nicht ein Objekt in Zeichen (Bense 1967, S. 9), sondern das Metaobjekt tritt an die Seite des Objektes und etabliert so neben dem ontischen Raum einen semiotischen Raum, wobei die Anwärterobjekte der Zeichen zwischen ihnen den präsemiotischen Raum der disponiblen Objekte bilden (Bense 1975, S. 65 f., Toth 2008).

2. Wie in Toth (2010) dargestellt, wurde im Objektbezug des Zeichens, der übrigens mit dem Zeichen identifiziert wurde, nur zwischen εἶκων und σημειῶν bzw. Icon und Symbol unterschieden (so noch bei Saussure und seinen Nachfolgern). Der Index, der von Peirce im Rahmen des Objektbezugs des Zeichens zwischen das Icon und das Symbol gepflanzt wurde, hat dort gar nichts zu suchen, denn er vermittelt nicht zwischen Icon und Symbol oder zwischen quasi-vollen und leeren Durchschnitten der Merkmalsmengen von Zeichen und bezeichnetem Objekt. Die Deixis des Index passt auch nicht zum scholastischen „aliquid stat pro aliquo“, das sowohl das Icon als „sachentsprechendes Bild“ als auch das Symbol als „willkürliches Zeichen“ charakterisiert. Dagegen stehen bei Peirce die vermittelnden Glieder der Dichotomien im Mittelbezug und im Interpretantenbezug nicht zwischen, sondern ausserhalb, in der drittheitlichen Position, aber auch hier gilt, dass weder „Essenz“ (Bense 1979, S. 61) zwischen Qualität und Quantität im Mittelbezug noch das Argument zwischen Rhema und Dicent im Interpretantenbezug vermitteln. Da die ganze nicht auf der Peirceschen Semiotik

d.h. nicht M, sondern I tritt als Vermittlung auf. Die meinstellige Relation M kann niemals die zweistellige Relation O und die dreistellige Relation I vermitteln! Analog zur polykontexturalen Logik nehmen wir ausserdem mehrere Interpretanten, d.h. ontologische Orte an, die wir entsprechend den logischen Negationszyklen wachsen lassen können. Diese Interpretanten können also die Rolle von semiotischen Transjunktionen spielen, während die M und O die „Intrajunktionen“ sind. Wir erhalten somit

$$ZR^* = (O, \{I_1, \dots, I_n\}, M).$$

Ferner darf eine polykontexturale Semiotik das bezeichnete Objekt nicht ausschalten, d.h. aber, auch nicht zum „externen“ oder „kategorialen“ Objekt degradieren, denn die Aufhebung der Zeichen-Objekt-Transzendenz der Peirceschen Semiotik (wie jeder nicht-arbiträren Semiotik) ist eine der wichtigsten Voraussetzungen einer polykontexturalen Semiotik. Schliesslich haben wir also

$$ZR^{**} = (\Omega, O, \{I_1, \dots, I_n\}, M),$$

und hiermit ist endlich das scholastische Prinzip des „aliquid stat pro aliquo“ aufgehoben, denn sowohl das aliquid $(O, \{I_1, \dots, I_n\}, M)$ als auch das pro aliquo (Ω) befinden sich in derselben Zeichenrelation ZR^{**} . ZR^{**} ist die Relation der Verdoppelungsfunktion des Zeichens.

4. Modelle.

4.1. Matrizen

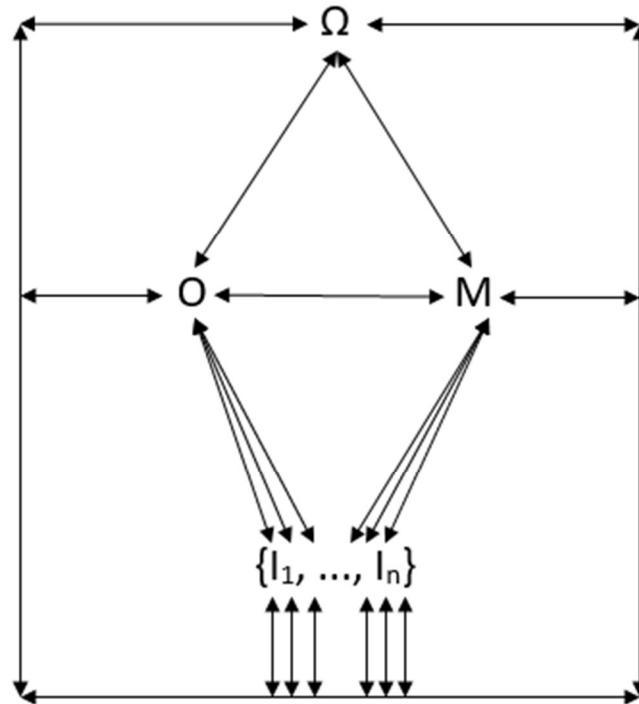
4.1.1. Quadratische Matrix

	Ω	O	$\{I_1, \dots, I_n\}$	M
Ω	$\Omega \Omega$	ΩO	$\{\Omega I_1, \dots, \Omega I_n\}$	ΩM
O	$O \Omega$	OO	$\{O I_1, \dots, O I_n\}$	OM
I_1	$I_1 \Omega$	$I_1 O$	$\{I_{12}, \dots, I_{n2}\}$	$I_1 M$
...
I_n	$I_n \Omega$	$I_n O$	$\{I_{nn}, \dots, I_{nn}\}$	$I_n M$
M	$M \Omega$	MO	$\{M I_1, \dots, M I_n\}$	MM

4.1.2. Nicht-quadratische Matrix

	Ω	O	$\{I_1, \dots, I_n\}$	M
Ω	$\Omega \Omega$	ΩO	$\{\Omega I_1, \dots, \Omega I_n\}$	ΩM
O	$O \Omega$	OO	$\{O I_1, \dots, O I_n\}$	OM
I_1	$I_1 \Omega$	$I_1 O$	$\{I_{12}, \dots, I_{n2}\}$	$I_1 M$
...
I_{n-m}	$I_{n-m} \Omega$	$I_{n-m} O$	$\{I_{nn-m}, \dots, I_{nn-m}\}$	$I_{n-m} M$
M	$M \Omega$	MO	$\{M I_1, \dots, M I_n\}$	MM

4.2. Ordnungstheorie



4.3. Relationentheorie

Wir setzen entsprechend den Peirceschen Zeichenklassen

$\Omega := 0, O = .2., I = .3., M = .1.$ und erhalten so folgende maximale relationale Matrix:

	0	2	$\{31, \dots, 3n\}$	M
Ω	0.0	0.2	$\{0.31, \dots, .0.3n\}$	0.1
2	2.0	2.2	$\{2.31, \dots, 2.3n\}$	2.1
31	31.0	31.2	$\{312., \dots, 3n2.\}$	31.1
...
3n	3n.0	3n.2	$\{3nn., \dots, 3nn.\}$	3n.1
1	1.0	1.2	$\{1.31, \dots, 1.3n\}$	1.1

Es gibt keine Ordnungsbeschränkung auf $ZR^{**} = (\Omega, O, \{1, \dots, In\}, M)$, d.h. es können minimal $4^4 = 256$ und maximal ∞ Zeichenklassen erzeugt werden. Die (duale) Erzeugung von Realitätsthematiken erübrigt sich natürlich wegen $\Omega \subseteq ZR^{**}$.

Die triadische Peircesche Matrix ist ein Fragment der obigen Matrix mit $n = 1$ (für In):

	0	2	$\{31, \dots, 3n\}$	M
Ω	0.0	0.2	$\{0.31, \dots, .0.3n\}$	0.1
2	2.0	2.2	$\{2.31, \dots, 2.3n\}$	2.1
31	31.0	31.2	$\{312., \dots, 3n2.\}$	31.1
...
3n	3n.0	3n.2	$\{3nn., \dots, 3nn.\}$	3n.1
1	1.0	1.2	$\{1.31, \dots, 1.3n\}$	1.1

Bibliographie

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme.

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2008

Toth, Alfred, Der Objektbezug des Zeichens und die Konsequenzen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2010

Experimentelle Semiotik

1. Die Computergrafik ist nicht nur zeitlich, sondern auch konzeptionell ein Kind der Semiotik und der Kybernetik, da sie an der Stuttgarter Schule am Lehrstuhl von Max Bense entwickelt wurde. 1969 erschien die vielbeachtete Dissertation von Georg Nees, einem der Mitbegründer, und in den letzten Jahren in schneller Folge zwei weitere umfangreiche Werke (Nees 1995, 2010).

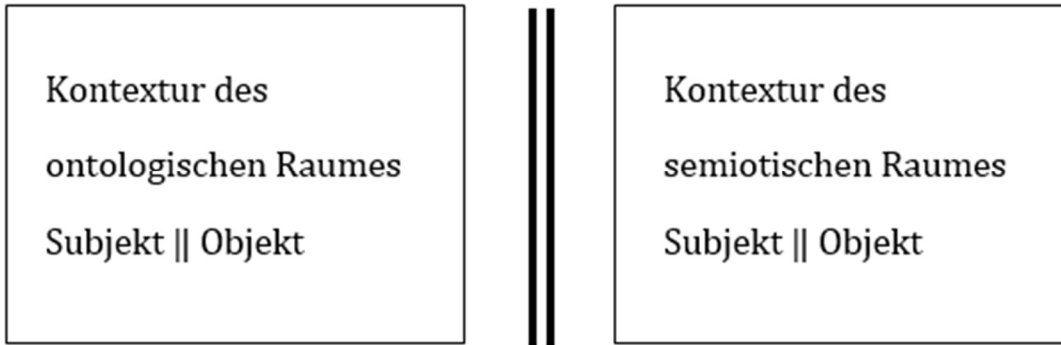
2. Nees schreibt in der Einleitung seines vor wenigen Tagen erschienenen Buches (2010), er würde von der Semiotik nur die triadische Zeichenrelation benutzen und sogar von der Matrixdarstellung absehen. Obwohl man sich kaum vorstellen kann, dass jemand ein Mathematikbuch schreibt und von der Arithmetik nur die Reihe der natürlichen Zahlen unter Absehung aller Operationen benutzt, lohnt es, da es sich bei den Graphiken von Nees ja um berechnete Bilder handelt, diese wenigen semiotischen Grundlagen einmal anzuschauen. Von besonderem Interesse ist hierbei natürlich der Objektbezug der Zeichen:

„Das Etwas, worauf sich [ein Bild] bezieht, nennen wir das Objekt“ (2010, S. 26).
„Das Objekt des Zeichens führt ein Stück aus der Zeichenwelt heraus, es bewegt sich schon in der Sphäre der Wirklichkeit des Zeichens“ (a.a.O.).

Etwas später wird es dann konkreter:

„Das Objekt eines Zeichens ist die Wirklichkeit (...), mag diese Wirklichkeit sinnlich wahrgenommen, fantasiert, vorgestellt, halluziniert oder geträumt sein“ (2010, S. 31).

Wenn ich ein Porträt oder ein Stilleben male, dann stehe in der derselben objektalen Welt, in der sich auch die porträtierten Objekte befinden. Diese bilden, da sie einen ontologischen Raum mit Subjekt und Objekt bilden, eine sog. Kontextur. Von dieser Kontextur des ontologischen Raumes (zum Begriff vgl. Bense 1975, S. 65 f.) durch eine Kontexturgrenze getrennt ist die Kontextur des semiotischen Raumes, der ebenfalls durch Subjekt und Objekt gekennzeichnet ist, wobei die Zeichenklassen den Subjektpol und die Realitätsthematiken den Objektpol des verdoppelten semiotischen Erkenntnischemas thematisieren:



Die beiden Räume bzw. Kontexturen sind streng getrennt wie diejenigen zwischen Subjekt und Objekt, Ich und Tod, Leben und Tod. Es gibt also entweder keinen Weg von der einen Kontextur in die andere, oder der Weg ist irreversibel.

3. Nun hat aber die Semiotik ein geniales Verfahren entwickelt, um Kontexturüberschreitungen sozusagen zu simulieren, indem nämlich ein Objekt zum Zeichen erklärt und dadurch als triadische Relation über (M, O, I) aufgefasst wird. Dadurch wird also sozusagen das Objekt der einen Kontextur in der anderen Kontextur substituiert, so zwar, dass das ursprüngliche Objekt erhalten bleibt. Der zentrale Vorgang der Zeichensetzung, die Semiose, verdoppelt also sozusagen die Objekte der Welt, allerdings tut sie dies so, dass ihre Kopien nicht an die Originale heranreichen. Der Vorteil ist, dass die Kopien im Gegensatz zu den Originalen weitestgehend orts- und zeitunabhängig sind. Der formale Ausdruck lautet:

$$\Omega \rightarrow M(O),$$

d.h. das äussere, bezeichnete Objekt wird zu inneren, semiotischen Objekt, und das innere, semiotische Objekt ist nach Vollzug dieser „Metaobjektivierung“ (Bense 1967, S. 9) nicht mehr länger Teil der Kontextur des ontologischen Raumes, sondern Kontextur des semiotischen Raumes, abgekürzt:

$$M(O) \subset (ZR = (M, ((M \rightarrow O), (M \rightarrow O \rightarrow I)))).$$

Bisher allerdings sind wir aufgrund des semiotischen Basisaxioms, dass ein Objekt vorgegeben sein muss, damit es zum Zeichen erklärt werden kann stets von

$$\Omega \rightarrow M(O)$$

ausgegangen, und genau dieser Fall liegt auch vor in den oben erwähnten Beispielen der Porträt- und Stilleben-Malerei.

Allerdings, und auf diesen absolut zentralen Punkt geht Nees mit keiner Silbe ein, liegt dieser Fall eben genau NICHT vor bei den „Objekten“ der Computergrafik: Diese erzeugt ja, ausgehend von mathematischen Formeln, die semiotisch gesehen Interpretantenbezüge, und damit Zeichen sind, ein Objekt, und dieses ist also nicht vorgegeben, sondern erzeugt. Das fertige Bild repräsentiert dieses Objekt zwar, aber es ist, da von der Drittheit her erzeugt und niemals aus dem ontologischen Raum per Anschauung bezogen, ein rein innersemiotisches, nur dem semiotischen Raum angehöriges, also ein internes Objekt, dem nichts im ontologischen Raum korrespondiert:

$M \leftarrow O \leftarrow I.$



Julia-Menge

Diese Ordnung der Fundamentalkategorien ist aber genau diejenige der Realitätsthematiken. Während es sich also bei der Porträtmalerei um reguläre Semiosen, ausgehend von vorgegebenen Objekten im Sinne von Metaobjektivationen, handelt, handelt es sich bei der Computergrafik um konverse Semiosen, ausgehend von Interpretantenbezügen und damit triadischen Zeichen im Sinne von „Pseudoobjektivationen“. Die letzteren sind allerdings typisch für eine völlig neue semiotische Disziplin, die zusammen mit der „experimentellen“ Mathematik neben die theoretische und die angewandte Semiotik getreten ist wie die letztere neben die reine und die angewandte Mathematik. Vertreter der Visualisierung von fraktalen Mengen und anderen Gebilden, die erst der Computer zum Leben erwecken konnte, haben auch von „technischer“ Mathematik gesprochen, und so könnte man von „technischer Semiotik“ sprechen im Sinne der gezielten, reinen, wirklichkeitsbefreiten

Erzeugung von Objektbezügen, die nicht mehr länger der ontologischen Substrate der vorgegebenen Objekte bedürfen.

Exkurs: Mit den vorgegebenen ontologischen Objekten ist es ohnehin eine Crux, streng genommen widersprechen sie sogar fatal, um nicht zu sagen letal der Grundidee der Semiotik. Diese stellt nämlich ein „nicht-transzendentes, ein nicht-apriorisches und nicht-platonisches Organon“ dar (Gfesser 1990, S. 133). Das bedeutet: Nach der Auffassung von Peirce gibt es keinen ontologischen Raum, und die Peircesche Zeichentheorie ist insofern, was oft übersehen wurde, pansemiotisch wie die mittelalterlichen Semiotik, die auf nicht-arbiträren Zeichenbegriffen basieren. Vorgegebene Objekte (und damit einen ontologischen) Raum gibt es nur solange, als das Objekt zum Zeichen erklärt wird. Somit gehört streng genommen nicht einmal die Semiose ganz zur Semiotik. Damit geht in Einklang, dass die Semiose ein nicht-umkehrbarer Vorgang ist: Einmal Zeichen, immer Zeichen. Man kann zwar Objekte zu Zeichen erklären, aber keine Zeichen in Objekte rücktransformieren. Bense sagt zwar vorsichtig: „Gegeben ist, was repräsentierbar ist“ (1981, S. 11), aber streng genommen müsste es in einem nicht-transzendentalen, nicht-apriorischen und nicht-platonischen Universum heißen: Gegeben ist, was repräsentiert ist, denn nur als Repräsentiertes lässt sich ein Etwas nach Peirce wahrnehmen. Darum wird auch bei Bense das vorgegebene Objekt kurz vor der Semiose nicht nur zum ersten, sondern auch zum letzten Mal erwähnt: So etwas wie eine semiotische Objekttheorie kann es in einer Semiotik mit den drei negierten Prädikaten nicht geben.

Wenn Bense (1981, S. 11) feststellt: „Das Präsentamen geht kategorial und realiter dem Repräsentamen voran, so auch die Realitätsthematik der Zeichenthematik; aber wir können den präsentamentischen Charakter der Realitätsthematik erst aus dem repräsentamentischen Charakter ihrer Zeichenrelation eindeutig ermitteln“, so bedeutet dies, dass die Realitätsthematik eben ein abgeleitetes, sekundäres Repräsentationsschema ist und man erwarten könnte, die Realität eines vorgegebenen Objektes würd eben direkt im primären Medium der Realitätsthematik mit sekundärer Zeichenthematik repräsentiert. Wie man jedoch erkennt, ist dies genau der Fall bei der

Computergrafik, denn dort ist die Realitätsthematik primär und die Zeichen-
thematik sekundär:

$(M \leftarrow O \leftarrow I) \rightarrow (I, O, M) = Rth \rightarrow Zkl$

Bibliographie

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Gfesser, Karl, Bemerkungen zum Zeichenband. In: Zeichen von Zeichen für
Zeichen. Festschrift für Max Bense. Baden-Baden 1990

Nees, Georg, Generative Computergrafik. Siemens 1969

Nees, Georg, Formel, Farbe, Form. Springer 1995

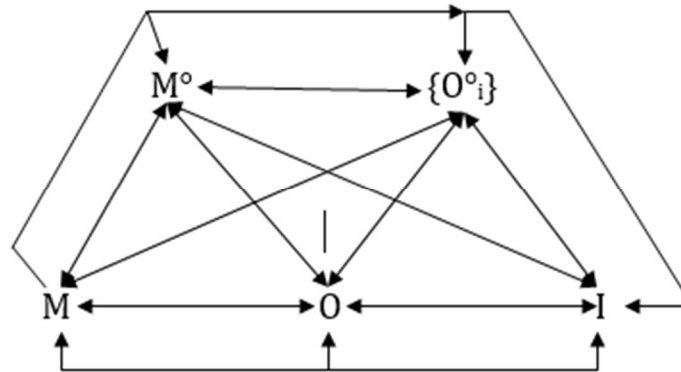
Nees, Georg, Grenzzeichen. DVA 2010

Die hexadische Zeichenrelation als dyadische Relation?

1. Die in Toth (2011b) eingeführte hexadische Zeichenrelation

$$5ZR = (\{O^{\circ}i\}, M^{\circ}, M, O, I),$$

graphisch:



ist aus semiotischen sowie ontologischen Kategorien zusammengesetzt. Es wird hier vorgeschlagen, sie analog zur Struktur der dyadisch-tetravalenten Zeichenrelation (vgl. Toth 2011a) wie folgt in eine dyadische Relation wie zu transformieren:

$$2,3ZR = ((\{O^{\circ}i\}, M^{\circ}), (M, O, I)).$$

2. Wir haben in 2,3ZR eine besonders merkwürdige Relation vor uns: Die in ihr enthaltene Abbildung

$$\alpha: ((\{O^{\circ}i\}, M^{\circ}) \rightarrow (M, O, I))$$

bildet einen Teil der realen Welt direkt auf Zeichen ab, aber so, dass auch die reale Welt der Relation angehört und nicht wie bei der Semiose

$$\Omega \rightarrow ZR,$$

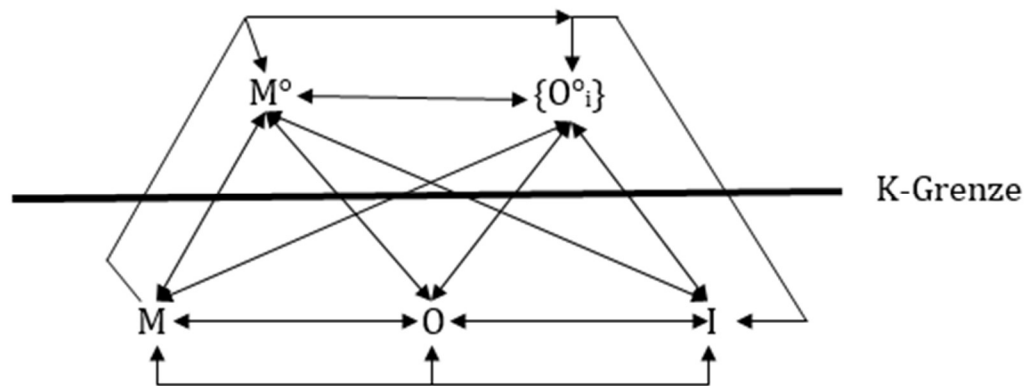
bei der ein reales Objekt (Ω) durch eine „Metaobjektivierung“ (Bense 1967, S. 9) genannte Transformation in ein Zeichen befördert wird, aber dabei ausserhalb des Zeichens bleibt. Mit anderen Worten: Zwischen

$$\Omega \leftrightarrow ZR$$

verläuft eine Kontexturgrenze ($||$), so zwar, dass Ω dem „ontologischen Raum“ und ZR dem „semiotischen Raum“ angehört (Bense 1975, S. 65 f.). Dies ist jedoch bei

$$2,3ZR = ((\{O^{\circ}i\}, M^{\circ}), (M, O, I))$$

entweder nicht der Fall, weil $(\{O^{\circ}i\}, M^{\circ})$ in den semiotischen Raum genommen wurde und als von (M, O, I) nicht durch eine Kontexturgrenze getrennt ist oder aber man muss davon ausgehen, dass sich zwischen $((\{O^{\circ}i\}, M^{\circ}), (M, O, I))$ eine Kontexturgrenze befindet und dass dann $\alpha: ((\{O^{\circ}i\}, M^{\circ}) \rightarrow (M, O, I))$ eine Abbildung ist, die das Diesseits, in dem sich $(\{O^{\circ}i\}, M^{\circ})$ befindet, mit dem Jenseits, in dem sich (M, O, I) befindet, verbindet. Der erste Fall ist also nur eine der vielen möglichen Formalisierung einer pansemiotischen Welt. Der zweite, weitaus interessantere Fall würde aber bedeuten, dass α ein Transoperator ist, wie sie von Kronthaler (1986) in die qualitative Mathematik eingeführt wurden. Im folgenden Bild ist die Kontexturgrenze in die Menge der 31 Partialrelationen von $(2,3\alpha)$ eingezeichnet:



3. Kommen wir zum Schluss nochmals auf den ersten möglichen Fall zurück, dass nämlich $2,3ZR = ((\{O^{\circ}i\}, M^{\circ}), (M, O, I))$ dahingehend interpretiert wird, dass sowohl die erste als auch die zweite Subdyaden dem semiotischen Raum

angehören. Da sowohl das disponible Objekt O° als auch das disponible (vorselektierte) Mittel M° die reale Objektwelt insofern präsentiert, als entweder

$M^\circ \leftarrow \mathcal{M} \subset \Omega$ (natürliche Zeichen)

$O^\circ \leftarrow \mathcal{M} \subset \{\Omega_i\}$ (künstliche Zeichen)

(vgl. Toth 2011b) gilt, erübrigt sich im Grunde die Semiose: Die Objekte (und ihre Mittel) bedürfen quasi nur noch einer Art von „Nomenklatur“ der Zeichen (M, O, I). Interessanterweise ist dies exakt die Position der nicht-arbiträren Zeichentheorie des Paracelsus (und wurde später u.a. von J.G. Hamann übernommen), vgl. Böhme (1988). Dieser immer wieder kritisierte „Pansemiotismus“ führt jedoch nicht zum Hauptproblem, das uns die Zeichentheorie Peirce's stellt und das gerne übersehen wird: Erstens verdoppelt diese nämlich die Welt, da bei der Metaobjektivierung $\Omega \rightarrow ZR$ das Zeichen in der realen Welt verbleibt und also nicht etwa durch das Zeichen substituiert wird. Dabei könnte man genauso gut argumentieren, das reale Objekt verschwinde bereits bei seiner Wahrnehmung in der Evidenz der Perzeption (ohne also einer eigentlichen, d.h. zur Apperzeption führenden Semiose zu bedürfen). Zweitens ist der semiotische Raum in der Peirceschen Semiotik nicht-apriorisch, nicht-transzendental und nicht-platonisch (vgl. Gfesser 1990, S. 133). Es gibt somit nichts anderes als ihn, et voilà der Peircesche Pansemiotismus. Dagegen wäre soweit nichts anzuwenden, auch wenn diese Form von Pansemiotismus bei weitem primitiver ist als derjenige des Paracelsus und seiner Nachfolger, aber hinzutritt nun, dass Peirce ja auf der Semiose besteht, wodurch reale Objekte AUSSERHALB seines „semiotischen Universums“ (Bense) vorausgesetzt werden. Damit haben wir eine *contradicito in adjecto*. Wäre die Peircesche Semiotik wirklich ein logisches System, wäre sie schon längst in sich zusammengefallen. Realer Objektbegriff und Pansemiotismus sind nicht miteinander vereinbar.

Bibliographie

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Böhme, Hartmut, Natur und Subjekt. Frankfurt am Main 1988

Gfesser, Karl, Bemerkungen zum Zeichenband. In: Walther, Elisabeth/Bayer, Udo, Zeichen von Zeichen für Zeichen. Festschrift für Max Bense. Baden-Baden 1990

Kronthaler, Engelbert, Grundlegung einer Mathematik der Qualitäten. Frankfurt am Main 1986

Toth, Alfred, Zwischen innen und aussen: dyadisch-tetravalentes Zeichenmodell. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2011a

Toth, Alfred, Die Partialrelationen der hexadischen Zeichenrelation. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2011b

Ein 3-dimensionaler Raum für die kontexturenfreie hexadische Zeichenrelation

1. Die zuletzt in Toth (2011a) behandelte hexadische Zeichenrelation mit eingebettetem disponiblen Mittel und der Familie disponibler Objekte

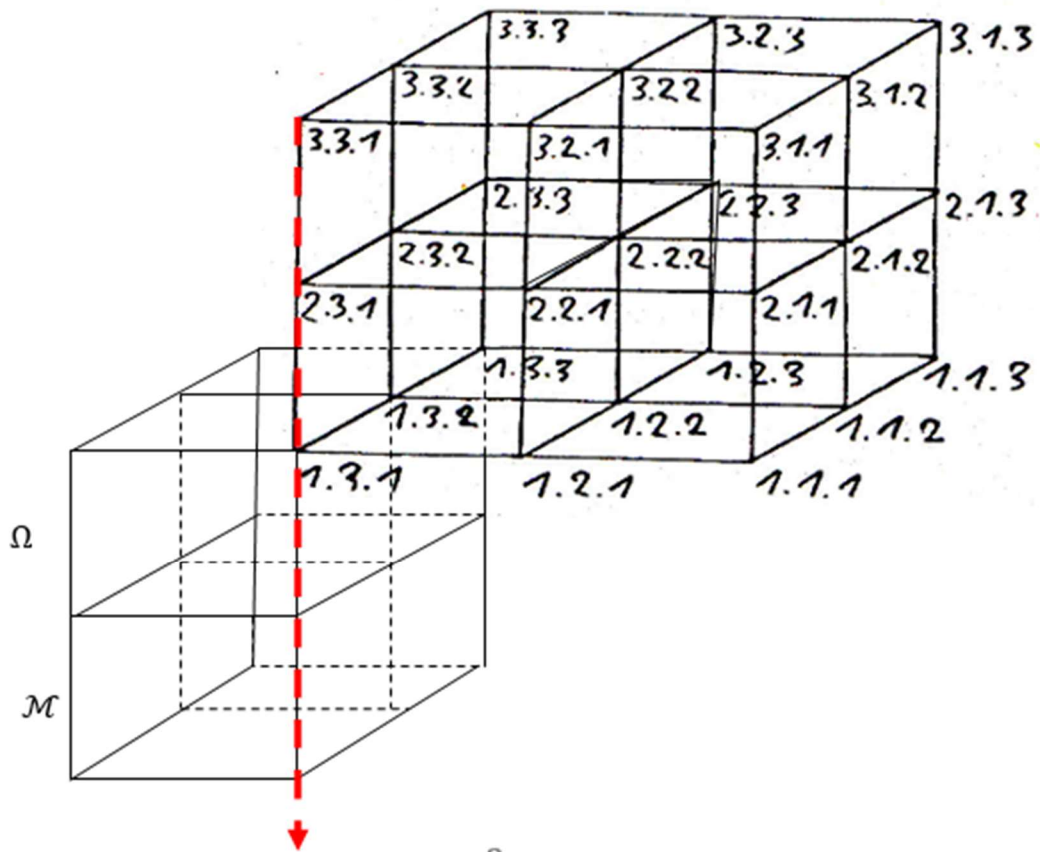
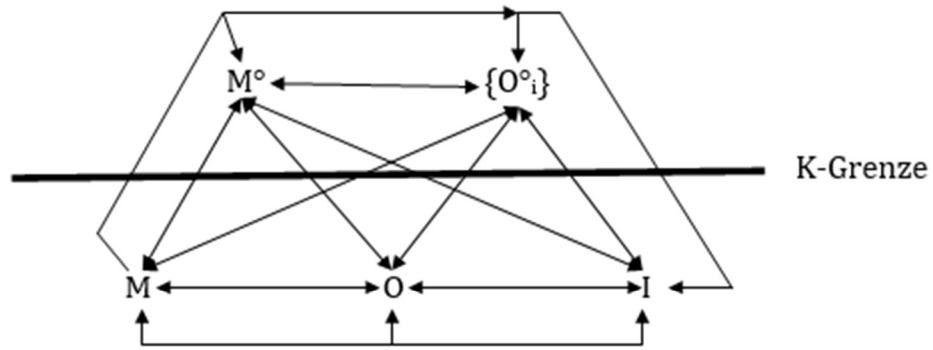
$$2,3ZR = ((\{O^i\}, M^\circ), (M, O, I))$$

lässt als eine von zwei Interpretationen diejenige zu, dass beide Subdyaden derselben Kontextur, nämlich dem einen semiotischen Raum, angehören. Diese pansemiotische Definition führt nun natürlich zu einem Zeichenmodell, in dem das Arbitraritätsgesetz des Zeichens nicht gelten kann, d.h. zu einem Modell motivierter Zeichen. Da in den meisten heute gängigen Semiotiken die Nicht-Arbitrarität künstlicher Zeichen angenommen wird, werden in einer auf 2,3ZR gegründeten Semiotik diese also wie natürliche Zeichen oder Anzeichen, Symptome und dergl. behandelt (vgl. auch Toth 2008).

2. Wir nehmen, wie bereits in Toth (2011b), den sog. Stiebingschen Zeichenkubus zum Ausgangspunkt. Weil nach Toth (2011a)

$$\mathcal{M} \subset \Omega$$

gilt (wodurch gewährleistet wird, dass Zeichen und Objekt in einer pars pro toto-Relation stehen, wobei also ein solches Zeichen nicht thetisch eingeführt, sondern lediglich als solches interpretiert werden muss), können wir den in Toth (2011b) konstruierten Kubus wie im folgenden Bild modifizieren, wobei die linke, äussere, nach unten verlängerte Wand des dergestalt transzendenten Zeichenkubus mit der Position der in einer solchen motivierten Semiotik aufgehobenen Kontexturen-Grenze zusammenfällt:



Bibliographie

Toth, Alfred, Der sympathische Abgrund. Klagenfurt 2008

Toth, Alfred, Die hexadische Zeichenrelation als dyadische Relation? In:
Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2011a

Toth, Alfred, Die Erweiterung des tetradischen Zeichenmodells zum
tetradisch-3-dimensionalen Kubus. In: Electronic Journal for Mathematical
Semiotics, 2011b

Semotische Ableitung der Nicht-Arbitrarität der Zeichen

Dasjenige, das die Alphabet einbegreift, kommt in das Alphabet von außen hinein; aber im Firmament, da ist es im Ursprung, und der litera, das ist die Letter, ein Ding. Paracelsus (Ges. Werke, ed. Peuckert, Darmstadt 1965, Bd. II, S. 451)

1. In Toth (2011) wurde festgestellt, dass mit Hilfe der folgenden Relationen zwischen den onotologischen Kategorien des Zeichenträgers (\mathcal{M}) und des realen Objektes (\mathfrak{D}) eine Unterscheidung künstlicher ($\theta\acute{\epsilon}\sigma\epsilon\iota$) und natürlicher ($\varphi\acute{\upsilon}\sigma\epsilon\iota$) Zeichen (Anzeichen, Symptome usw.) möglich ist, denn für künstliche Zeichen gilt

$$\mathcal{M} \subset \{\mathfrak{D}_i\},$$

während für natürliche Zeichen

$$\mathcal{M} \subset \mathfrak{D} (= \mathcal{M}_i \subset \mathfrak{D}_i)$$

gilt. Anzeichen stehen somit mit ihren Objekten in einer pars-pro-toto-Relation, sie sind ein Teil dieser und bedürfen daher keiner thetischen Einführung, wohl aber einer Interpretation, denn ohne Bewusstsein gibt es überhaupt keine Zeichen (vielleicht nicht einmal Objekte). Obwohl natürlich auch die Träger künstlicher Zeichen als Material irgendeinem Objekt entnommen sind, steht hier nur fest, dass es nicht dasselbe nicht, d.h. sie sind nicht Teil der Objekte, die sie bezeichnen.

2. Das genügt im Prinzip, um eine vollständige Ableitung der Nicht-Arbitrarität oder Motiviertheit von Zeichen zu geben; damit wird ja die erste Definition hinfällig und die zweite universell. Anders gesagt: Der Unterschied zwischen natürlichen und künstlichen Zeichen wird zu Gunsten letzterer suspendiert.

1. $\mathcal{M} \subset \mathfrak{D}$

Def. nat. Zeichen (ppt)

2. $\mathcal{M}^\circ \subset \mathcal{M} \subset \mathfrak{D}$

vgl. Bense (1975, S. 65 f.)

- | | |
|--|--------------------------------|
| 3. $M \subset M^\circ \subset \mathcal{M} \subset \mathcal{D}$ | Selektion (aus Disponibilität) |
| 4. $M \subset M^\circ \subset O^\circ \subset \mathcal{M} \subset \mathcal{D}$ | Vvgl. Bense (1975, S. 45 ff.) |
| 5. $M \subset M^\circ \subset O^\circ \subset I^\circ \subset \mathcal{M} \subset \mathcal{D}$ | Def. nat. Zürich (Interpr.) |
| 6. $M \subset ZR^\circ \subset \mathcal{M} \subset \mathcal{D}$ | Subst. |
| 7. $ZR \subset ZR^\circ \subset \mathcal{M} \subset \mathcal{D}$ | Subst. |
| 8. $ZR \subset \mathcal{D}$ | Vereinf. |



Bibliographie

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Toth, Alfred, Die hexadische Zeichenrelation als dyadische Relation? In:
Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2011

Das Sich-Zeigen der Namen zur Entzifferung

1. „Die Naturforschung folgt einem grammatologischen Modell. Die Dinge haben eine sprachlose Bedeutung, die sich im Sich-Zeigen des Namens zur Entzifferung anbieten; das sich-zeigende Zeichen ist 'ein Zuwerfen' (Paracelsus, Werke, ed. Peuckert, Bd. II, Darmstadt 1965, S. 450) der Bedeutung zum 'Lesen' durch den Menschen 'im Licht der Natur' (lumen naturale). Durch dieses 'Zuwerfen' der sprachlosen Zeichen übersetzt sich die Bedeutung, der wortlose Name der Dinge, in menschliche Sprache“ (Böhme 1988, S. 14).

2. Wie man sogleich sieht, ist die paracelsische Semiotik eine nicht-arbiträre Zeichentheorie. Die Namen inhärierenden den Dingen, die als von Gott geschaffen aufgefasst werden. Gott ist es, der den Dingen Namen verleiht. Die Dinge haben somit Namen, allerdings sind diese „wortlos“, denn es braucht neben den puren Objekten noch eine Abbildung, das „Zuwefen“, sowie jemanden, dem zugeworfen sind: den Menschen als Interpreten dieser Zeichen. Was wir hier vor uns haben ist also nichts anderes als eine Definition natürlicher Zeichen, d.h. von Zeichen φύσει. Diese bedürfen also keiner thetischen Einführung (denn sie sind ja schon als „sich-zeigende“ Zeichen, d.h. natürliche Ostensiva, eingeführt), sondern lediglich einer Interpretation. Eine weitere Besonderheit künstlicher Zeichen ist, dass ihre Träger Teile ihrer Objekte sind, so wie z.B. das Blumenmuster einer Eisblume aus dem Eis gemacht ist, das sie als Objekt konstituiert. Blitz und Donner sind Teile des Objektes „Gewitter“, und wir können z.B. die Reihenfolge von Blitz und Donner, d.h. die ihrer Erscheinung zugrunde liegende „Kausalität“ einzig dadurch bestimmen, dass wir das semiotische Szenario kennen; wären Blitz und Donner Indikatoren anderer Vorgänge als von Gewittern, wäre das nicht möglich. Wie man sieht, taucht also bei Ostensiva die Situation als Objekt auf. Hierhin gehört auch das klassische Beispiel für Ostensiva: Ich kann, in einem Wirtshaus sitzend, statt den Kellner zu bitten, mir eine Schachtel Zigaretten zu bringen, einfach meine leere Packung Zigaretten vor seinem Gesicht herumwedeln. Er wird verstehen, dass ich eine neue Schachtel Zigaretten möchte und nicht etwa annehmen, dass ich ihm eine Zigarette anbieten; die Situation und damit die Umgebung des sich-selbst zeigenden Objektes will es so. Wiederhole ich das

ganze Szenario jedoch z.B. in einem Juweliergeschäft, so wird das Herumwedeln der leeren Schachtel vor den Augen des Inhabers auf völliges Unverständnis stossen, da in Juwelierläden keine Zigaretten verkauft werden.

3. Wir können somit im Anschluss an Toth (2011) die folgenden Definitionen benutzen:

natürliche Zeichen: $\mathcal{M} \subset \mathcal{O}$

künstliche Zeichen: $\mathcal{M} \subset \{\mathcal{O}\},$

d.h. natürliche Zeichen sind ein Teil des von ihnen bezeichneten Objektes, sie sind sozusagen AN ihrem Objekt, daher spricht man auch von „Anzeichen“. Sie befinden sich somit am gleichen Ort wie ihre Objekte. Demgegenüber stammen die materialen Träger künstlicher Zeichen von IRGENDWO aus der Objektwelt, nur nicht von ihren eigenen bezeichneten Objekten. Sie befinden sich somit nicht am selben Ort wie ihre Objekte. Ist die Bedeutungsbeziehung künstlicher Zeichen also einmal etabliert, ist das bezeichnete Objekt nicht da, wo das Zeichen ist, und in der Unabhängigkeit von den Objekten liegt ja der quantitative Sinn der Zeichen: Es ist viel praktischer, eine Postkarte mit dem Bild der Schneekoppe nach Hause zu bringen anstatt die ganze Schneekoppe. Damit verbunden ist der qualitative Sinn der Zeichen: Das Material ist im Prinzip egal, das als Zeichenträger verwendet wird, und damit das Objekt, aus dem das Material entnommen ist. Man kann Bilder z.B. auf Leinwand, Papier, Stoff, Kunststoff usw. malen. Dagegen gibt es keine Eisblumen, bei denen das Eis durch Pappmaché oder dgl. ersetzt ist.

4. Die sowohl quantitative als auch qualitative Gebundenheit, das die Definition natürlicher Zeichen

$\mathcal{M} \subset \mathcal{O}$

mit sich bringt, wird somit in einer motivierten Semiotik wie derjenigen des Paracelsus verallgemeinert. In einer nicht-motivierten (arbiträren) Semiotik dagegen wird die andere Relation,

$$\mathcal{M} \subset \{\mathcal{O}\},$$

verallgemeinert: sie enthält $\mathcal{M} \subset \mathcal{O}$ als Spezialfall, wenn nämlich die Menge von Objekten nur aus einem Element besteht. Das muss dann notwendig das Objekt sein, aus dem das Zeichen gemacht ist. Wir haben somit einen Spezialfall von Eigenrealität bei natürlichen Zeichen vor uns: die Ostensivität, welche die Fähigkeit von Objekten, sie als sich-selbst zeigende Zeichen zu verwenden ermöglicht. Ostensiva sind somit die Obermenge natürlicher Zeichen, und beide sind eigenreal, weil es keinen Abgrund zwischen Zeichen und Objekt gibt, die demzufolge koinzidieren, so wie Zeichen- und Realitätsthematik bei der formalen Zeichenklasse des Zeichens selbst (3.1 2.2 1.3 \times 3.1 2.2 1.3) in ihrer Dualinvarianz kollabieren. Natürliche Zeichen und Ostensiva sind daher solcher, bei denen das Fehlen eines „notwendigen“ Bandes zwischen Zeichen und Ausdruck kein tertium non datur darstellt – einfach deshalb, weil sie ununterscheidbar – und damit per definitionem logicae identisch sind. Der formale Ausdruck von Zeichen- und Realitätsidentität ist in der Peirceschen Semiotik durch die Kategorienrealität (3.3 2.2 1.1 \times 1.1 2.2 3.3), die Hauptdiagonale der semiotischen Matrix, ausgedrückt, bei der die Triaden und die Trichotomien sowohl in Zeichen- als auch in Realitätsthematik zusammenfallen.

Ferner stellen wir fest, dass von der im Anschluss an Bense (1975, S. 45 ff., 65 f.) vollständigen Semiose

$$\Sigma = \langle \mathcal{O}, \text{ZR}^\circ, \text{ZR} \rangle$$

die Stufe der Disponibilität (ZR°) bei künstlichen Zeichen, Ostensiva und daher allgemein in der motivierten Semiotik übergangen ist. Wir somit nun soweit, dass wir das im Titel dieses Aufsatzes stehende „Programm“ der paracelsischen Semiotik, also das Sich-Zeigen der Namen zur Entzifferung, mit dem folgenden einfachen Schema skizzieren können:

\mathcal{O}

U

$\mathcal{M} \supset (M, O, I)$.

Bibliographie

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Böhme, Hartmut, Natur und Subjekt. Frankfurt am Main 1988

Paracelsus, Theophrastus, Werke. Ed. Will-Erich Peuckert. Frankfurt am Main
1965

Toth, Alfred, Semiotische Ableitung der Nicht-Arbitrarität der Zeichen. In:
Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2011

Eigenrealität als Fehlen des tertium non datur

1. Wie man in meinen letzten Arbeiten (z.B. Toth 2011) gesehen hat, kann man die Relation von Zeichen und bezeichnetem (externem) Objekt bei natürlichen Zeichen als

$$\mathcal{M}_i \supset \mathcal{O}_i$$

und bei künstlichen Zeichen als

$$\mathcal{M}_i \supset \{\mathcal{O}_j\} \text{ (mit } i \neq j\text{)}$$

definieren. Das besagt zweierlei: 1. Natürliche Zeichen sind ein Teil ihres Objektes – die Substanz von \mathcal{M} und von \mathcal{O} ist also ein und dieselbe. 2. Natürliche Zeichen befinden sich also am selben Ort wie ihre Objekte. Beide Bedingungen sind somit bei künstlichen Zeichen nicht erfüllt. Ist $i = j$, so fällt die zweite Relation automatisch mit der ersten zusammen, weil damit das \mathcal{O}_i einziges Element der Menge $\{\mathcal{O}_j\}$ wird.

2. Während man bei künstlichen Zeichen eine (präsemiotische) Zwischenebene der Disponibilität annehmen muss (vgl. Bense 1975, S. 45 ff., 65 f.), so dass die Semiose wie folgt darzustellen ist

$$\Sigma = \langle \mathcal{O}, \text{ZR}^\circ, \text{ZR} \rangle,$$

ist diese Ebene bei natürlichen Zeichen nicht vorhanden, so dass wir

$$\Sigma = \langle \mathcal{O}, \text{ZR} \rangle$$

bekommen. Wie man also sieht, fungiert die präsemiotische Disponibilitäts-ebene bei künstlichen Zeichen als tertium – das künstliche Zeichen ist von seinem Objekt durch die die Kontexturgrenze bildende Ebene ZR° getrennt. Dagegen gibt es bei natürlichen Zeichen keine solche Ebene; das tertium existiert nicht, und Zeichen und Objekt können zusammenfallen.

3. Wir können zwei Stufen bzw. Formen des Zusammenfalls von Zeichen und Objekt unterscheiden:

1. Partieller Zusammenfall von ZR und \mathfrak{O} , formal

$$\text{ZR} \subset \mathfrak{O},$$

da das Zeichen Teilmenge des Objektes ist (z.B. so wie das Blumenmuster aus dem gleichen Eis besteht wie die Eisblume selbst).

2. Ganzer Zusammenfall von ZR und \mathfrak{O} , formal

$$\text{ZR} \equiv \mathfrak{O},$$

wobei die Identitätsrelation von Zeichen und Objekt eben nichts anderes bedeutet, als dass die Prädikate (Eigenschaften) von beiden übereinstimmen (vgl. Menne 1991, S. 99). Beispiele sind die sog. Ostensiva: Objekte, die als Zeichen fungieren, wohlverstanden, ohne zuvor zu solchen erklärt worden zu sein, denn es gibt ja kein tertium, das Platz für eine thetische Einführung schafft (z.B. wenn ich dem Kellner mein leeres Bierglas zeige anstatt ihn zu bitten, mir ein neues Bier zu bringen).

4. Sowohl natürliche Zeichen als auch Ostensiva sind damit eigenreal, wenn darunter die Relation

$$\text{ZR} \sim \mathfrak{O}$$

verstanden wird. Damit wird auch klar, dass hier eine Sonderform der allgemeinen Eigenrealität verstanden wird, die von Bense (1992) als Dualinvarianz von Zeichen- und Realitätsthematik

$$\times(\text{ZTh}) = \text{RTh}$$

definiert wurde. Eine Realitätsthematik ist keine Realität, sondern eine bereits zeichenvermittelte Realität (vgl. Bense 1981, S. 11), man könnte also RTh wie folgt definieren

$$RTh = ZR(\mathfrak{D}),$$

wobei ZR hier als 3-stelliger Funktor verwendet wird. Die Bensesche Eigenrealität definiert also in letzter Instanz einen Zirkel, da nicht nur ZTh, sondern auch RTh Zeichenrelationen sind – erstere repräsentiert dabei den Subjekt- und letztere den Objektpol dieser „verdoppelten Realitätsrelation“ (Gfesser 1990, S. 133). Die beiden damit völlig verschiedenen Formen von Eigenrealität lassen sich daher wie folgt definieren:

1. $ZR \equiv \mathfrak{D}$ (natürliche Zeichen, Ostensiva)
2. $ZR \equiv \times(ZR(\mathfrak{D}))$ (abstrakte Zeichenrelation, „Zeichen an sich“).

Die erste Identität ist somit diejenige ohne tertium, die zweite diejenige mit Tertium. Interessant ist allerdings, dass die zweite Identität ausschliesslich auf nicht-arbiträre Semiotiken beschränkt ist, d.h. mit der Bedingung

$$\mathcal{M}^i \supset \{\mathfrak{D}^j\} \text{ (mit } i \neq j\text{)}$$

steht und fällt. Wird sie aufgehoben, d.h. durch die Bedingung

$$\mathcal{M}^i \supset \mathfrak{D}^i$$

ersetzt, gibt es somit nur noch „natürliche“ Zeichen, d.h. für alle künstlichen Zeichen gilt:

Zeichen \rightarrow Anzeichen,

und dies ist die wohl einfachste Zusammenfassung von all dem, wovon dieser Aufsatz handelt: die Ersetzung der arbiträren durch eine motivierte Semiotik,

d.h. das Zurückgehen vor Saussure, denn motivierte Semiotiken haben über Jahrhunderte die Geschichte der Semiotik dominiert.

Bibliographie

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Bense, Max, Die Eigenrealität der Zeichen. Baden-Baden 1992

Gfesser, Karl, Bemerkungen zum Zeichenband. In: Walther, Elisabeth/Bayer, Udo, Zeichen von Zeichen für Zeichen. Fest. für Max Bense. Baden-Baden 1990

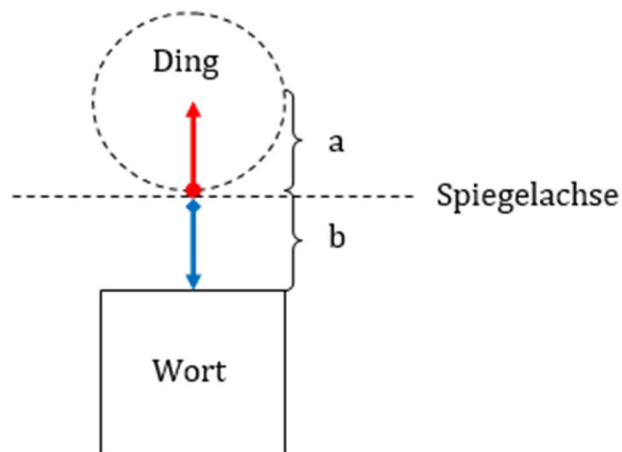
Menne, Albert, Einführung in die formale Logik. 2. Aufl. Darmstadt 1991

Toth, Alfred, Die hexadische Zeichenrelation und Mennes Bedeutungsrelation.
In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2011

Das Zeichen als Hülle des Objekts

1. Wir gehen aus von der folgenden Festlegung Hartmut Böhmes zur Semiotik des Paracelsus: „Der Weg, den das Zeichen vom Ding zum Wort nimmt, ist spiegelsymmetrisch zu dem, den die Signatur von der Oberfläche der Dinge auf ihr unsichtbares Wesen weist“ (1988, S. 14). Man kann diese „mystische“ Formulierung sehr wohl formal fassen.

2. Wir wollen ausgehen von der folgenden Skizze:



Es gilt also: $(a = b^*) = (b^* = a)$ (* als Reflexionszeichen).

Wir können die Abbildung der Oberfläche (Hülle \mathfrak{S}) des Dinges (\mathfrak{D}) auf sein Wesen, d.h. sein Kern o.B.d.A. wie folgt formulieren:

$$\mathfrak{S}(\mathfrak{D}) \rightarrow \mathfrak{D}_i,$$

d.h. wir fassen diese Abbildung so auf, als werde der Rand auf eine Teilmenge des Objektes abgebildet.

Die Abbildung des Dinges, d.h. des Objektes auf das Wort, d.h. auf das Zeichen, ist ohne weitere Begründung

$\mathcal{D} \rightarrow \mathbb{Z}\mathbb{R}$.

Damit bekommen wir

$$(\mathfrak{S}(\mathcal{D}) \rightarrow \mathcal{D}i)^* = (\mathcal{D} \rightarrow \mathbb{Z}\mathbb{R}),$$

das ist

$$(\mathcal{D}i \rightarrow \mathfrak{S}(\mathcal{D})) = (\mathcal{D} \rightarrow \mathbb{Z}\mathbb{R}).$$

Wenn wir nun

$$\mathcal{D}i = \mathcal{D}$$

setzen, dann haben wir den Fall, dass das Wesen das ganze Ding bis auf die Hülle ausfüllt (was also jedenfalls nicht falsch ist), und dann bekommen wir

$$\mathfrak{S}(\mathcal{D}) = \mathbb{Z}\mathbb{R},$$

also das Wort ist die Hülle des Dinges, was ganz genau das Wesen der motivierten paracelsischen Semiotik trifft, in der die Dinge entziffert werden müssen, weil die Bezeichnungen notwendig an sie gebunden sind.

Literatur

Böhme, Hartmut, Natur und Subjekt. Frankfurt am Main 1988

Paracelsus, Theophrastus, Werke. Ed. Will-Erich Peuckert. Frankfurt am Main 1965

Toth, Alfred, Semiotische Ableitung der Nicht-Arbitrarität der Zeichen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2011

Schläft ein Lied in allen Dingen

1. Die Geschichte der Semiotik ist im Grunde nichts anderes als der Versuch, die Welt zu verdoppeln, dem Selbst ein Anderes gegenüberzustellen, um es zu substituieren, aber so, dass zwar eine Beziehung zwischen dem Selbst und dem Anderen entsteht, das Selbst dabei jedoch erhalten bleibt und durch das Andere auch nicht verändert werden kann. Das einschneidendste Ereignis war die Kanonisierung der angeblichen Unabhängigkeit von Significans und Significatum durch de Saussure (1916) und damit die Zementierung der Dichotomie von Subjekt und Objekt, die durch Kants Konstruktion des „Dinges an sich“ vorbereitet wurde. Denn nur dann kann ein Selbst unabhängig von einem Anderen existieren, wenn es ein Selbst an sich ist. Ist es ein Selbst für andere, dann ist es als Subjekt bereits durch Objekte motiviert, und die Objekte sind bereits durch das Subjekt motiviert. Noch Nietzsche hatte vermutlich, wenn er den Begriff des absoluten Subjektes leugnete, hinter seinem Zeichenbegriff (vgl. Toth 1992) eine motivierte Semiotik im Sinne, die kurz darauf ein abruptes Ende fand. Der Hitlerismus dürfte hierbei übrigens eine nicht zu unterschätzende Rolle bei der endgültigen Konsolidierung der nicht-arbiträren Wissenschaften gespielt haben, darunter auch für die sich nach dem 2. Weltkrieg anbahnende Verselbständigung der Zeichentheorie. Für den Anfang dieser Entwicklung gibt es wohl keine schönere, aber auch eindringlichere Schilderung als Hoffmanns Erzählung von der Verbannung der Feen und Zauberer ins Reich Dschinnistan durch Fürst Paphnutius im „Klein Zaches“. Nur der Fee Rosabelverde, dem nachmaligen Fräulein von Rosengrünschön, gelang die Flucht, aber sie fand ihre Zuflucht in einem Stift, also einem mythologisch motivierten Gefängnis. Paphnutius ist natürlich die Personifizierung der Illumination, er sollte eigentlich Cartesius heißen, und unter die Vertreibung der Feen, womit die Auflösung der Einheit von Subjekt und Objekt gemeint ist, die wir beispielsweise in den Semiotiken von Paracelsus über Böhme bis Hamann haben (vgl. Böhme 1988), fällt auch die Exstirpation der motivierten Zeichentheorie.

2. Die motivierte Semiotik hat nun zwei Hauptrichtungen, die meistens vergessen werden, wenn von der blossen Nicht-Arbitrarität zwischen Zeichen

und Objekt die Rede ist: die platonische Vorstellung von der Präsenz des Wesens der Dinge im Zeichen und die scholastische Idee der Verankerung der Zeichen in den Dingen (*universalia sunt in re*).

2.1. Platons im *Kratylos* dargelegte motivierte Semiotik behauptet, dass sich das Objekt im Zeichen befindet, d.h. das Zeichen wird als Funktion des Objektes bestimmt:

$$Z = f(\mathcal{O}).$$

Daraus folgt, dass das Objekt in der Zeichenrelation enthalten sein muss, die dadurch natürlich transzendent wird, denn sie enthält nun neben den semiotischen Kategorien *M*, *O* und *I* noch die ontologische Kategorie \mathcal{O} , wobei \mathcal{O} und *O* einander transzendent sind:

$$ZR = (\mathcal{O}, M, O, I).$$

2.2. Komplementär dazu ist die scholastische Behauptung (z.B. bei Wilhelm von Ockham), dass das Wesen der Dinge in den Zeichen ist. Da anzunehmen ist, dass das Wesen der Dinge von den Dingen selbst nicht getrennt werden kann, können wir von

$$\mathcal{O} = f(Z),$$

d.h. das Objekt ist eine Funktion des Zeichens. Da das Wesen die Eigenschaften betrifft, welche ein Dinge z.B. erst wahrnehmbar machen, könnte man als Vorschlag die Hülle eines Objektes nehmen und definieren

$$\mathfrak{S}(\mathcal{O}) = f(M, O, I).$$

Doch gleichgültig, ob man nun \mathcal{O} oder $\mathfrak{S}(\mathcal{O})$ nimmt, das Objekt enthält nach dieser Auffassung das Zeichen:

$$\mathcal{O} = (x, M, O, I).$$

Wir sind also gezwungen, eine Unbekannte einzuführen, da die Gleichung sonst behaupten würde, Zeichen und Objekt seien schlicht identisch. Da sich motivierte Semiotiken, wie man aus der Einleitung ersieht, vor der Ausgliederung von Subjekt und Objekt bewegen, kommt man zu folgendem bemerkenswerten Schluss, wie ihn Böhme formuliert hatte: „Die semiologische Ordnung entspricht der ontologischen Ordnung der Körper und Dinge“. Damit gilt natürlich auch die konverse Formulierung, nach der die ontologische Ordnung derjenigen der Semiotik folgt. Mit anderen Worten: Für Dinge muss eine den Zeichen entsprechende Kategorisierung angenommen werden. Aus der oben festgestellten transzendenten Relation von

$$\mathfrak{O} \sim O$$

folgen nun die beiden weiteren, korrespondierenden transzendenten Relationen

$$\mathfrak{M} \sim M$$

$$\mathfrak{O} \sim I,$$

d.h. die komplette Reihe der korrespondierenden Ordnung ist

semiotische Ordnung:	M	O	I
	↕	↕	↕
ontologische Ordnung:	\mathfrak{M}	\mathfrak{O}	\mathfrak{O}

Darauf folgt also

$$x = (\mathfrak{M}, \mathfrak{O}, \mathfrak{I})$$

und somit

$$\mathfrak{O} = ((\mathfrak{M}, \mathfrak{O}, \mathfrak{I}), M, O, I).$$

Bibliographie

Böhme, Hartmut, Natur und Subjekt. Frankfurt am Main 1988

de Saussure, Ferdinand, Cours de linguistique générale. Paris/Genève 1916

Toth, Alfred, "Wie die 'wahre' Welt endlich zur Fabel wurde". Zur Zeichentheorie Friedrich Nietzsches. In: Semiosis 65-68, pp. 61-69. Wiederabdruck in: Eckardt, Michael und Lorenz Engell (eds.), Das Programm des Schönen. Ausgewählte Beiträge der Stuttgarter Schule zur Semiotik der Künste und der Medien. Weimar: Verlag und Datenbank für Geisteswissenschaften, S. 277-285

Zwei Formen semiotischer Supplementation

1. Wir beginnen mit dem folgenden Ausschnitt aus Derridas "Grammatologie" (1983, S. 250):

Das Supplement fügt sich hinzu, es ist ein Surplus; Fülle, die eine andere Fülle bereichert, die Überfülle der Präsenz. Es kumuliert und akkumuliert die Präsenz. Ebenso treten die Kunst, die *techné*, das Bild, die Repräsentation, die Konvention usw. als Supplement der Natur auf und werden durch jede dieser kumulierenden Funktionen bereichert. Diese Art der Supplementarität determiniert in bestimmter Weise alle begrifflichen Gegensätze, in die Rousseau den Begriff der Natur einschreibt, insofern dieser sich selbst genügen sollte.

Aber das Supplement supplementiert. Es gesellt sich nur bei, um zu ersetzen. Es kommt hinzu oder setzt sich unmerklich *an-(die)-Stelle-von*; wenn es auffüllt, dann so, wie wenn man eine Leere füllt. Wenn es repräsentiert und Bild wird, dann wird es Bild durch das vorangegangene Fehlen einer Präsenz. Hinzufügend und stellvertretend ist das Supplement ein Adjunkt, eine untergeordnete, stellvertretende Instanz. Insofern es Substitut ist, fügt es sich nicht einfach der Positivität einer Präsenz an, bildet kein Relief, denn sein Ort in der Struktur ist durch eine Leerstelle gekennzeichnet. Irgendwo kann etwas nicht *von selbst* voll werden, sondern kann sich nur vervollständigen, wenn es durch Zeichen und Vollmacht erfüllt wird. Das Zeichen ist immer das Supplement der Sache selbst.

2. Dass die Supplementation die Hauptfunktion des Zeichens sein dürfte, daran kann im Grunde kein Zweifel bestehen, denn in beiden von Derrida genannten Fällen steht das Zeichen für ein Objekt, d.h. es ersetzt es, wobei sich nur die Frage stellt, ob durch diesen Substitutionsakt das Objekt bleibt oder verschwindet. Falls das Zeichen bleibt, tritt also dem Objekt das Zeichen als Anderes gegenüber, das durch seinen puren Schöpfungsakt in Relation zu dem tritt, was es ersetzt. Die Referenz-, Verweise-, Zeige- und schliesslich die Repräsentationsfunktion entstehen auf diese Weise. Falls das Zeichen jedoch verschwindet, kann es alle diese Funktionen nicht geben. Das Zeichen – falls man überhaupt *sensu proprio* von ihm sprechen kann – ersetzt dann

schrittweise die Objekte, die Semiose ist nicht wie im ersten Fall Verdoppelung, sondern Auslöschung dieser Welt, Ersatz von Substanz durch Bedeutung, allerdings Bedeutung, die ins Leere trifft, denn bestenfalls kann sich das Zeichen nur noch auf sich selbst beziehen.

Im ersten Fall ist die Semiose also wie eine Frankiermaschine, sie klebt den Objekten (wie es bei Paracelsus steht) „Schellen und Glocken“ an, das ist die „Zuordnung zu etwas, was Objekt sein kann“, wie Bense (1967, S. 9) sagt, also die Transformation eines Objektes in ein Metaobjekt, so zwar, dass das Metaobjekt nicht an die Stelle des Objektes tritt, sondern neben es, d.h. einen Zwischenraum zwischen sich und dem Objekt offenlässt, eine kontexturale Grenze, die, einmal aufgetan, das Objekt dem Zeichen „ewig transzendent“ sein lässt, wie Kronthaler (1992) sagte. Das Problem geht hier aber weiter: Was ermöglicht es eigentlich, das Objekt quasi verdoppelt in einen „Raum“ neben es zu setzen? Von diesem Raum war ja nie die Rede. Bense (1975, S. 65 f.) nennt ihn „semiotischen Raum“ im Gegensatz zum „ontologischen Raum“. Die Frage lautet also präziser: Schafft die Semiose diesen Raum oder muss er wie das Objekt als vorgegeben stipuliert werden?

Im zweiten Fall werden dem Objekt keine „price tags“ wie im ersten Fall aufgeklebt, die Semiose gleicht hier eher einem kognitiven Staubsauger, der die Objekte vernichtet, nachdem er sie aufgesaugt hat. Auch hier stellt sich aber die Frage nach dem Leerraum, der sich auf tun muss, nachdem das Objekt vernichtet und bevor das Zeichen an seine Stelle gesetzt ist. Derrida spricht von einem Vakuum, und man kann sich fragen, ob es sich nicht auch hier, wie im ersten Fall, um einen transzendenten Raum handelt. Man könnte dann beide Fälle dadurch erklären, dass Transzendenz dann entsteht, wenn das Objekt sozusagen weggehoben wird: Im zweiten Fall erscheint der transzendente Raum dann als Vakuum an der Objektstelle, die sofort durch ein Zeichen aufgefüllt wird, im ersten Fall erscheint der transzendente Raum neben der Objektstelle, dort, wo das Zeichen zu stehen kommt, so zwar, dass er nur das Zeichen, nicht aber das Objekt enthält, wobei sich zwischen dem verbliebenen Objekt-Raum und dem neu entstandenen Zeichen-Raum eine Art Niemand-

land entwickelt, das also weder dem Objektraum noch dem Zeichenraum angehört.

3. Man könnte somit wie folgt zusammenfassen: Sobald ein Objekt entfernt oder sonstwie affiziert wird, entsteht Transzendenz. Diese tritt entweder am Ort des Objekt selbst oder neben ihm auf. Im ersten Fall entsteht natürlich kein Niemandland und damit auch keine kontextuelle Grenze zwischen Zeichen und Objekt: das ist der Fall der natürlichen Zeichen sowie der ganzen motivierten Semiotik. Im zweiten Fall gibt es streng genommen drei Räume: den ontologischen Raum des Objekts, dem semiotischen Raum des Zeichens und das „präsemiotische“ Niemandland (vgl. ausführlich Toth 2007). In diesem dritten, vermittelnden, aber dadurch auch trennenden Raum, verläuft die Kontexturgrenze zwischen Zeichen und Objekt: das ist der Fall der künstlichen Zeichen sowie der ganzen arbiträren Semiotik.

Wenn wir verabreden, dass $a \setminus b$ bedeuten soll: „a wird durch b ersetzt“, dann können wir den ersten Fall wie folgt formalisieren:

$$1. (\mathcal{D} \rightarrow \mathcal{D} \setminus Z) \rightarrow (\emptyset \rightarrow Z)$$

Der zweite Fall stellt sich hingegen wie folgt dar:

$$2. (\mathcal{D} \rightarrow \mathcal{D} \setminus Z) \rightarrow \mathcal{D}, \emptyset \rightarrow \mathcal{D}, Z.$$

Im 1. Fall gibt es also auf dieser Welt über kurz oder lang keine Objekte mehr, denn der semiosische Staubsauger transformiert sie nacheinander alle in Zeichen. Das ist also die Formel der Pansemiotik.

Im 2. Fall wird die Welt durch die semiosische Frankiermaschine in steter Tätigkeit verdoppelt, indem jedem Objekt sein Zeichen zugeordnet wird. Bemerkenswerterweise beruht die Pansemiotik von Peirce auf diesem 2. und nicht auf dem 1. Fall, denn obwohl sie, wie Gfesser richtig sagt, „ein nicht-transzendentes, ein nicht-apriorisches und nicht-platonisches Organon“ ist (1990, S. 133), d.h. einen semiotischen Raum bildet, in den weder Objekte

eindringen noch Zeichen hinausdiffundieren können, dessen Grenzen (falls es solche überhaupt gibt) also völlig impermeabel sind, setzt sie die Semiose insofern voraus, als ein vorgegebenes Objekt durch Metaobjektivation zum Zeichen erklärt wird (Bense 1967, S. 9). Woher kommen dann aber diese Objekte, die zum Zeichen erklärt werden können, sie setzten ja einen transzendentalen Aussenraum zum semiotischen Universum voraus? Ein anderer Grund, weshalb die Peircesche Semiotik überhaupt nicht zum 2. Fall passt, als dessen Modell die Saussuresche Semiotik stehen kann, liegt darin, dass das Zeichen ausdrücklich als „Relation über Relationen“ konzipiert ist, insofern der Mittelbezug im Objektbezug und beide im Interpretantenbezug eingeschlossen sind. Damit müssen sie natürlich nicht-arbiträr sein (das gilt sogar für das Symbol, (2.3), dessen duale Entsprechung ja das logisch entscheidbare Dicent, (3.2), ist !!). Als dadurch total-motivierte Semiotik müsste die Peircesche Zeichentheorie somit zu den Typen des 1. Falles gehören.

Anm. Ich hatte in meinen Schriften wiederholt auf die erstaunliche sympathische Nähe der Peirceschen Semiotik zu zentralen Eigenschaften der Polykontextualitätstheorie hingewiesen. Maser (1973, S. 29 ff.) geht sogar soweit, die Peircesche Semiotik ausdrücklich unter die „transklassischen“ Wissenschaften zu rechnen. Dafür bin ich oft kritisiert worden, z.B. durch Kaehr, der zurecht darauf hinwies, dass in der Semiotik ja der logische Identitätssatz trotz aller dieser polykontexturaler Merkmale erhalten blieb. Kaehr hat natürlich vollkommen recht. Dennoch sehe ich in den Ausführungen des letzten Kapitels dieses Aufsatzes, d.h. darin, dass die Peircesche Semiotik im Grunde dem falschen, nämlich arbiträren Typ von Zeichen angehört, obwohl sie eine vollkommen motivierte Pansemiotik ist, den Grund für diese frappanten polykontexturalen Übereinstimmungen. Wie ich nämlich in Toth (2011) gezeigt hatte, ist auch die polykontexturale Semiotik (vgl. Kaehr 2010) eine motivierte Semiotik, da sie ja die kontextuellen Abbrüche zwischen Zeichen und Objekten beseitigt bzw. die geschiedenen Kontexturen logisch durch Transjunktionen (Günther) und mathematisch durch Transoperationen (Kronthaler) in ein Verbundsystem transformiert.

Bibliographie

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Derrida, Jacques, Grammatologie. Frankfurt am Main 1983

Gfesser, Karl, Bemerkungen zum Zeichenband. In: Walther, Elisabeth/Bayer, Udo (Hrsg.), Zeichen von Zeichen für Zeichen. Festschrift für Max Bense. Baden-Baden 1990

Kaehr, Rudolf, Diamond Semiotic Short Studies. Glasgow 2010. Digitalisat: <http://www.thinkartlab.com/pkl/media/Short%20Studies/Diamond%20Semiotic%20Short%20Studies.pdf>

Kronthaler, Engelbert, Zeichen – Zahl – Begriff. In: Semiosis 65-68, 1992

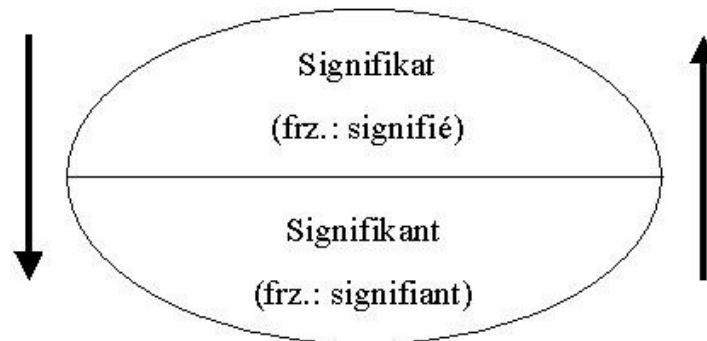
Maser, Siegfried, Grundlagen der allgemeinen Kommunikationstheorie. 2. Aufl. Berlin 1973

Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2007

Toth, Alfred, Motivierte Zeichentheorie und Polykontextualitätstheorie. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2011

Notiz zu Significans und Signatum

1. Im Saussures Zeichenmodell (Saussure 1916)



lassen sich, wie die Pfeile andeuten, zwei Richtungen unterscheiden. Wir wollen hier jedoch nicht von der Abbildung des Significans auf das Signatum oder umgekehrt sprechen, sondern von der vor allem innerhalb der Grammatologie, der zur Wissenschaft erhobenen Weiterentwicklung von Saussures negativ-oppositioneller (bzw. „differentieller“) Zeichenkonzeption, besprochenen Vorherrschaft des Signatums über das Significans: „Dass das Signifikat ursprünglich und wesensmässig (und nicht nur für einen endlichen und erschaffenen Geist) Spur ist, dass es sich *immer schon in der Position des Signifikanten* befindet – das ist der scheinbar unschuldige Satz, in dem die Metaphysik des Logos, der Präsenz und des Bewusstseins die Schrift als ihren Tod und ihre Quelle reflektieren muss (Derrida 1983, S. 129).

2.1. Nehmen wir zuerst die Primordialität des Significans über das Signatum an:

Ss → St.

Sie bedeutet, die Primordialität, d.h. Vorgegebenheit der Zeichen über die Objekte und damit die Umkehrung der Semiose, die Vorherrschaft des Sinnes über die Form und damit des Subjektes über das Objekt. Semiotisch bedeutet das, dass das Zeichen dem Objekt notwendig zukommt, d.h. dass das, was bezeichnet werden kann, auch existieren muss. Es „gibt“ somit auch Einhörner,

Gargoyles und Meerjungfrauen. Es bedeutet aber auch, dass dem Zeichen eine Schöpferkraft innewohnt, die Objekte erzeugen kann, wie am Anfang des Johannes-Evangeliums, wo die Primordialität des Wortes ausdrücklich behauptet wird und Gott die Dinge schafft, indem er sie beim Namen nennt. Gott ist damit der archaios signator, die Semiose hat dementsprechend die Ordnung

$I \rightarrow M \rightarrow O$.

Es handelt sich hier also um eine motivierte Semiotik mit Vorrang des Zeichens über das Objekt.

2.2. Behandeln wir schliesslich den umgekehrten Fall, die Vorherrschaft des Signatums über das Significans:

$St \rightarrow Ss$.

Hier herrscht die Form über den Sinn, weil nicht das Zeichen dem Objekt, sondern das Objekt dem Zeichen notwendig zukommt, das Objekt ist also wie in der regulären Semiose vorgegeben und das Zeichen, das nichts anderes tut, als das Objekt zu imitieren, abgeleitet. Hier gilt also nicht, dass das, was bezeichnet werden kann, existieren muss, sondern dass nur das eine Bezeichnung hat, was existiert. Das Objekt triumphiert hier über das Subjekt, es ist damit also auch vor dem Zeichen primordial. Die entsprechende Semiose sieht wie folgt aus:

$I \rightarrow O \rightarrow M$

Hier gibt es jedoch zwei mögliche „Unterfälle“, denn die Zeichen können den Objekten entweder notwendig oder zufällig zukommen. Der erste Unterfall impliziert wie der erste Fall die Annahme eines archaios signator (Gott, „adamitische Sprache“, in neuerer Zeit noch von Bloch, W. Benjamin und Adorno vertreten) und führt somit zu einer motivierten Semiotik, der zweite Unterfall ist jedoch der Ursprung der arbiträren Semiotik, wie sie vor allem seit Saussure propagiert wird.

Obwohl die Ordnung Ss → St die Vorherrschaft des Subjektes über das Objekt und die Ordnung St → Ss diejenige des Objektes über das Subjekt voraussetzt, worunter auch der Typus der arbiträren Semiotik fällt, hat es sich in der Literatur eingebürgert, bei motivierten Semiotiken von „objektiven“ Semiotiken zu sprechen (wobei der konträre Begriff der „subjektiven“ Semiotik allerdings nicht verwendet wird). Wie man erkennt, ist diese Bezeichnungsweise irreführend, wenn nicht letztlich falsch, man sollte also besser die Begriffe „(un-)motiviert“ bzw. „(nicht-)arbiträr“ verwenden.

Bibliographie

Derrida, Jacques, Grammatologie. Frankfurt am Main 1983

de Saussure, Ferdinand, Cours de linguistique générale. Paris 1916

Der semiotische Schöpfungsprozesses

1. Wir gehen aus vom Anfang des Prologes des Johannes-Evangeliums:

Das Evangelium nach Johannes, Kapitel 1

Der Prolog: 1,1-18

1 Im Anfang war das Wort, / und das Wort war bei Gott, / und das Wort war Gott.

2 Im Anfang war es bei Gott.

3 Alles ist durch das Wort geworden / und ohne das Wort wurde nichts, was geworden ist.

4 In ihm war das Leben / und das Leben war das Licht der Menschen.

5 Und das Licht leuchtet in der Finsternis / und die Finsternis hat es nicht erfasst.

Darin wird folgendes berichtet:

Zeile 1: Das Wort, d.h. das Zeichen, ist primordial über das Objekt.

Zeile 2: Gott ist das Zeichen, d.h. er ist Subjekt und steht damit seiner Schöpfung als Menge von Objekten gegenüber.

Zeile 3: Es gibt keine andere als eine **semiotische Schöpfung**, d.h. ALLE Objekte sind durch Zeichen geschaffen.

Zeile 4: Das Subjekt ist das Licht.

Zeile 5: Die Welt der Objekte hat das Licht nicht erfasst.

Das subjektive Licht, von dem hier so nachdrücklich die Rede ist, ist somit negativ, genauso wie das Subjekt in der 2-wertigen aristotelischen Logik negativ ist, während das Objekt positiv designiert wird. Es handelt sich somit um ein kenomatisches, nicht um ein pleromatisches Licht (vgl. Toth 2010), zu dem man die folgenden, in Toth (2007, S. 122) versammelten Textstellen vergleiche:

"Daß das Kenoma sein eigenes Licht (gleich pleromatischer Finsternis) besitzt, das ist in der Tradition schüchtern angedeutet; aber selten wird so deutlich ausgesprochen, welche Rolle Gott in der Kenose spielt, als bei Amos 5, 18, wo wir lesen: 'Weh denen, die des Herren Licht begehren! Was soll er euch? Denn des Herren Tag ist Finsternis, und nicht Licht.'" (Günther 1976-80, III: 276). Es gibt viele weitere Zeugen des kenomatischen Lichts durch die Jahrhunderte hindurch. So lesen wir etwa in der negativen Theologie des Dionysios Areopagita (1. Jh. n. Chr.): "Möchten doch – auch wir! – in jenes Dunkel eindringen können, das heller ist als alles Licht" (1956: 165). Meister Eckehart (1260-1327): "Es war ein Zeichen dafür, daß er das wahre Licht sah, das da Nichts ist" (ap. Lanczkowski 1988: 207). Quirinus Kuhlmann (1651-1689, wegen seiner Lehren auf Geheiß des Zaren in Moskau verbrannt): "Je dunkler, je mehr lichter: / Je schwärzer alls, je weißer weißt sein Sam. / Ein himmlisch Aug ist Richter: / Kein Irdcher lebt, der was vernahm; / Es glänzt je mehr, je finster es ankam. / Ach Nacht! Und Nacht, die taget! / O Tag, der Nacht vernünftiger Vernunft! / Ach Licht, das Kaine plaget / Und helle strahlt der Abelzunft! / Ich freue mich ob deiner finstern Kunft" (ap. Staiger und Hürlimann 1948: 87). Georg Heym (1887-1912): "Tief unten brennt ein Licht, ein rotes Mal / Am schwarzen Leib der Nacht, wo bodenlos / Die Tiefe sinkt" (1947: 60).

Dass die Welt dieses Licht nicht erfasst, dürfte somit klar sein: es ist das in der Finsternis brennende subjektive Licht, das die Objekte kaum erleuchtet. Der Anfang des Johannes-Evangeliums ist somit im selben Geiste geschrieben wie die bereits von Günther zitierte Stelle Amos V 18: Gott ist selbst als Subjekt das Licht in der Finsternis der von ihm semiotisch geschaffenen Objekte.

2. Die biblische Schöpfung, wenigstens soweit sie im Johannes-Evangelium mitgeteilt wird, steht somit in eklatantem Gegensatz zur naturwissenschaftlichen Schöpfung, die ihrerseits auf der 2-wertigen aristotelischen Logik basiert, für die, wie gesagt, die Objektivität die Domäne des Wahren, Guten und Schönen, kurz: Positiven und folglich die Subjektivität die Domäne des Falschen, Schlechten und Hässlichen, kurz: Negativen ist. Auf der 2-wertigen Logik beruht nun aber auch die Semiotik, und sie basiert auf einem Semiose-Modell, das wiederum beim Objekt und nicht beim Zeichen ansetzt und das Zeichen und nicht Objekte schafft:

$\mathcal{O} \rightarrow \mathcal{Z}$.

Diese harmlos aussehende Formel besagt nicht mehr, als dass ein Objekt (das damit als vorgegeben, d.h. geschaffen vorausgesetzt wird), in ein Zeichen transformiert wird. Bei Bense wird das so formuliert: „Jedes beliebige Etwas kann (im Prinzip) zum Zeichen erklärt werden. Was zum Zeichen erklärt wird, ist selbst kein Objekt mehr, sondern Zuordnung (zu etwas, was Objekt sein kann); gewissermassen Metaobjekt“ (1967, S. 9). Die Frage ist, wodurch denn das Objekt nach dieser Auffassung geschaffen werden konnte. Der zu denkende Prozess

$$Z \rightarrow \mathcal{O} \rightarrow Z$$

wäre nämlich vollkommen sinnlos, da in diesem Fall die Zwischenschöpfung der Objekte vollkommen unnötig wäre.

Nun geht setzt aber die biblische Schöpfung des umgekehrten Prozess voraus, d.h.

$$Z \rightarrow \mathcal{O},$$

d.h. es handelt sich hier um eine nicht-arbiträre, motivierte Semiotik, als deren grosser und einziger Interpretant der creator mundi, Gott, als das universale Subjekt, fungiert. Gott selber hat offenbar keinen Ursprung, d.h. er muss eigenreal sein im Sinne der Dualinvarianz der Zeichenklasse des Zeichens selbst (Bense 1992), das, wie ich gezeigt hatte (Toth 1989), zugleich als Modell für die Kosmologie Hawkings dienen kann, soweit sie im Buch „A Brief History of Time“ (Hawking 1988) dargelegt ist.

Ich möchte betonen, dass eine Semiotik mit der „konversen“ Semiose $Z \rightarrow \mathcal{O}$ deshalb eine motivierte Semiotik ist, da hier die Zeichen den Objekten mit Notwendigkeit zukommen, d.h. dass das, was bezeichnet werden kann, auch wirklich existieren muss. Da wir nun z.B. über Einhörner, Meerjungfrauen und Gargoyles sprechen können, folgt, dass sie effektiv vorhanden sind, denn sonst hätten die Zeichen ja gar keinen Sinn. Rückendeckung erhält diese Form der Semiotik z.B. dadurch, dass es erstens sogar möglich ist, diese „irrealen“

Objekte zu zeichnen und dass sie sich zweitens erstaunlich gleichen, und zwar in allen Erdteilen, wo sie auftauchen, und dies sogar mit erstaunlichen Übereinstimmungen.

3. Demgegenüber ist es auch möglich, die „nicht-konverse“ Semiose der Form

$$\mathfrak{D} \rightarrow Z$$

als motivierte Semiotik aufzufassen, dann nämlich, wenn der Pfeil wiederum, wie schon im Falle von $Z \rightarrow \mathfrak{D}$, als Determinationsfunktion aufgefasst wird. Könnte man also den ersten Fall als „idealistisch“ bezeichnen, so liegt hier das „materialistische“ Gegenstück vor: Es kann nur das bezeichnet werden, was de facto existiert. Ist man allerdings im ersten Fall zur Annahme der Realität von „irrealen“ Objekten gezwungen, führt dieser zweite Fall dazu, dass man sich in völliger Aporie befindet, wenn man erklären muss, wieso wir denn überhaupt Zeichen von „irrealen“ Objekten haben können.

Wir haben somit eine auf der 2-wertigen Logik basierende Semiose $\mathfrak{D} \rightarrow Z$ und eine auf den semiotischen Schöpfungsbericht zurückgehende Semiose $Z \rightarrow \mathfrak{D}$, die in einem chiastischen Verhältnis zueinander stehen:



Während also nach dem logischen und naturwissenschaftlichen Semiose-Modell das Leben eines Subjekts mit dem Objekt und im Sein beginnt und im Objekt und im Sein endet („Asche zu Asche, Staub zu Staub“), beginnt es nach dem biblischen und mehrwertigen Semiose-Modell mit dem Zeichen und im Sinn und endet im Zeichen sowie im Sinn.

Bibliographie

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Die Eugenrealität der Zeichen. Baden-Baden 1992

Hawking, Stephen, A Brief History of Time. London 1988

Toth, Alfred, Rez. Hawking, A Brief History of Time. In: Semiosis 54, 1989, S. 51-52

Toth, Alfred, Zwischen den Kontexturen. Klagenfurt 2007

Toth, Alfred, Die Schöpfung aus der pleromatischen Finsternis. In: Grundlagenstudien aus Kybernetik und Geisteswissenschaft 51/1, 2010, S. 90-94

Semiose und Entelechie

1. Obwohl die Semiotik als „ein nicht-transzendentes, ein nicht-apriorisches und nicht-platonisches Organon“ (Gfesser 1990, S. 133) betrachtet wird, setzt sie das ontologische, d.h. außer-semiotische Objekt voraus: „Zeichen ist alles, was zum Zeichen erklärt wird und nur, was zum Zeichen erklärt wird. Jedes beliebige Etwas kann (im Prinzip) zum Zeichen erklärt werden. Was zum Zeichen erklärt wird, ist selbst kein Objekt mehr, sondern Zuordnung (zu etwas, was Objekt sein kann); gewissermaßen Metaobjekt“ (Bense 1967, S. 9). Es gibt somit neben einzuführenden, d.h. nicht-vorgegebenen Zeichen auch vorgegebene Objekte, und daraus folgt natürlich, daß es auch die bekannte Kluft zwischen Zeichen und Objekt gibt, die Transzendenz, die in der Logik, Erkenntnistheorie und Metaphysik seit jeher eine zentrale Rolle spielte. Max Bense, der später, vor allem gestützt auf Hausdorff (1976), jegliche transzendente und transzendente Ideen kategorisch ablehnte (vgl. z.B. sein Buch „Das Universum der Semiotik“, 1983), hatte darum bereits vor seiner Beschäftigung mit der Zeichentheorie festgestellt: „Das Seiende tritt als Zeichen auf, und Zeichen überleben in der rein semiotischen Dimension ihrer Bedeutungen den Verlust der Realität“ (Bense 1952, S. 80).

2. Man könnte die hier geschilderten Tatsachen wie folgt zusammenfassen: Obwohl „Zeichenmittel, Objekt und Interpretant in ein und derselben Welt sind“ (Gfesser 1990, S. 139), muß das Zeichen als nicht-vorgegebene Entität thetisch eingeführt werden, d.h. das Zeichen verdankt seine Existenz der Semiose, und die Semiose ist definiert als Abbildung eines Objekts auf eine dreistellige Relation:

$$\text{Sem} = \Omega \rightarrow (M, O, I)$$

Dabei überschreitet aber die Funktion

$$y = f(\Omega, (M, O, I))$$

streng genommen die Kontexturgrenze zwischen Subjekt und Objekt, denn Bense spricht noch 1975 ausdrücklich vom „bemerkenswerten erkenntnistheoretischen Effekt der Semiotik, also dem Umstand, daß die Semiotik , im Unterschied zur Logik, die als solche nur eine ontologische Seinshematik konstituieren kann, darüber hinaus auch die erkenntnistheoretische Differenz, die Disjunktion zwischen Welt und Bewußtsein in der prinzipiellen Frage nach der Erkennbarkeit der Dinge oder Sachverhalte zu thematisieren vermag“ (1975, S. 16).

2. Da die Logik wenigstens insofern die Semiotik voraussetzt, als sie den Zeichenbegriff benutzt, können wir die logische Dichotomie Subjekt/Objekt auf die grundlegendere Dichotomie Zeichen/Objekt zurückführen. Hier stellt sich jedoch die entscheidende Frage: Wird bei der kontextuellen Transgression

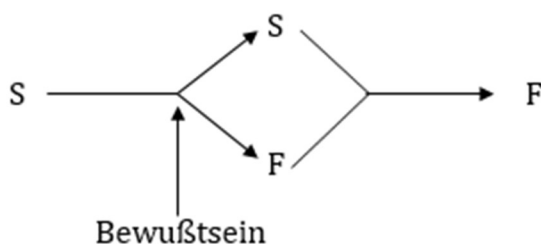
$$\text{Sem} = \Omega \rightarrow (\text{M}, \text{O}, \text{I})$$

die Transzendenz zwischen Subjekt und Objekt vorausgesetzt – oder aber erst mit Hilfe dieser Abbildung geschaffen? Die erste Möglichkeit, d.h. die Präexistenz der Transzendenz vor der Semiose, muß ausscheiden, da wir die logische Dichotomie von Subjekt und Objekt als sekundär und diejenige von Zeichen und Objekt als primär bestimmt haben. Andernfalls entstünde ein Widerspruch, da wir dann folgern müßten, Zeichen und Subjekt seien erkenntnistheoretisch nicht identisch. Folglich muß die zweite Möglichkeit korrekt sein, d.h. die Transzendenz wird erst durch die Semiose, d.h. durch die Möglichkeit der Substitution eines Objektes durch ein Zeichen, geschaffen.

3. Der Schluß, daß die Transzendenz eine Folge der Semiose ist, hat nun zur entscheidenden Konsequenz, daß somit das Zeichen aus dem Objekt stammen, quasi von ihm abgelöst sein muß (da es ja nicht vom Himmel fallen kann). Das aber bedingt die Aufhebung des saussureschen Arbitraritätsgesetzes, denn nun besteht ein notwendiger Zusammenhang zwischen dem Zeichen und seinem Bezeichneten (signifiant und signifié). Das hat aber auch bedeutende Konsequenzen für die semiotische Objekttheorie, denn das Objekt kann nun im Widerspruch zum Axiom Benses (1967, S. 9) nicht mehr als vorgegeben

betrachtet werden: Wohl kann zwar immer noch „jedes beliebige Etwas“ zum Zeichen erklärt werden, aber das Zeichen ist quasi bereits in seinem Objekt angelegt, mit dem es in einer nicht-arbiträren, d.h. motivierten Relation steht. Weiter folgt, daß man, hält man am Konzept „reiner Substanz“ bzw. „apriorischer Objekte“ fest, nun mit drei anstatt zwei erkenntnistheoretischen Entitäten rechnen muß: erstens den apriorischen Objekten, zweitens Objekten, die ich (Toth 2008a) „präsemiotisch“ genannt habe, weil die Beziehung zwischen ihnen und ihren Zeichen nicht-arbiträr ist, und drittens den Zeichen. Offenbar fällt die intermediäre Gruppe von „präzeichenhaften Objekten“ mit den Elementen der benseschen Ebene der Nullheit (Bense 1975, S. 65 f.) bzw. mit seinen „disponiblen Relationen“ (Bense 1975, S. 45 f.) zusammen, denn Bense definiert den der Ebene der Nullheit zugehörigen Raum explizit als den „ontischen Raum aller verfügbaren Etwase O^0 , über denen der $r > 0$ -relationale semiotische Raum thetisch definiert bzw. eingeführt wird“ (1975, S. 65). Verfügbarkeit von Objekten bedeutet dabei also dasselbe wie die Nicht-Arbitrarität der Beziehung dieser Objekte zu den ihnen zuzuordnenden Zeichen bzw. im Sinne des Novalis die Existenz eines „sympathischen“ Abgrunds (Toth 2008b).

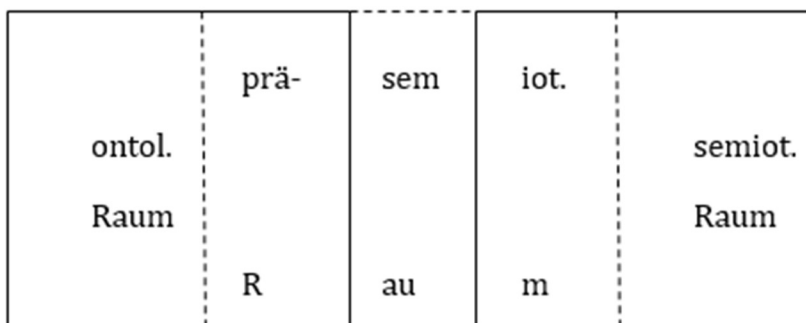
4. Wenn wir die aristotelische Konzeption übernehmen, daß ein Objekt durch die Dichotomie von Substanz und Form definiert ist, dann finden wir also im „ontischen Raum apriorischer Objekte“ reine Substanz, im „präsemiotischen Raum verfügbarer Etwase“ sowohl Substanz als auch Form, und im „semiotischen Raum der thetisch eingeführten Zeichen“ nur noch Form; schematisch:



Die Aufspaltung reiner Substanz bzw. Apriorität in die Dichotomie Substanz/Form bzw. in Aposteriorität, setzt allerdings den Subjektbegriff und damit das Bewußtsein voraus. Aus dem Schema folgt ferner, daß an der Stelle

der zweiten, inversen Bifurkation Substanz und Form in Form (und nicht wiederum in Substanz) „neutralisiert werden“. Das bedeutet, daß die von Bense (1975, S. 16) erwähnte Überbrückung der „Disjunktion von Welt und Bewußtsein“ nur in der Form (durch die Form), nicht aber in der Substanz (durch die Substanz) geschehen kann und daß somit die Semiose oder Zeichengenese erkenntnistheoretisch nichts anderes ist also die Aufhebung der Dichotomie von Substanz/Form in der Form. Sie ist, wie das ja auch von der Semiose bekannt ist („Einmal Zeichen, immer Zeichen“), nicht-reversibel, denn der Prozeß von der Apriorität über die Präsemiotik zur Semiotik ist nichts anderes als die Entelechie der Form aus der Substanz: Substanz kann zu Form evidentiert werden, aber das Umgekehrte ist, wenigstens in einer logisch 2-wertigen Welt (wir basieren ja in unserer Argumentation ausschließlich auf Dichotomien), unmöglich. Die von Rudolf Kaehr und Thomas Mahler (vgl. Mahler 1993, S. 34) vor dem Hintergrund der in der Proömalrelation Gotthard Günthers aufgehobenen logischen Dichotomie von Subjekt/ Objekt eingeführte „Kenose“ ist demnach vor semiotischen Hintergrund (d.h. falls sie auch die tieferliegende Dichotomie Zeichen/Objekt eliminiert) als Aufhebung der Form in der Substanz und damit als Inversion der Entelechie aufzufassen. Ob dies tatsächlich, wie das bei Mahler (1993) getan wird, unter Überspringung der Ebene der Präsemiotik geschehen kann, ist eine eminent wichtige Frage, die erst noch zu beantworten ist.

5. Wenn wir „for the sake of simplicity“ die eher komplizierten Bezeichnungen für die drei erkenntnistheoretischen Ebenen bzw. Räume in ontologischen, präsemiotischen und semiotischen Raum umbenennen, können wir ihre Interrelationen in einem quasi-topologischen Diagramm wie folgt darstellen:



Der präsemiotische Raum greift also einerseits in den ontologischen, andernseits in den semiotischen Raum, da er ja durch Aufspaltung reiner Substanz in Substanz/Form einerseits und durch die Aufhebung von Substanz/Form in reine Form andererseits begrenzt ist. Da er in diesem Sinne doppelt überlappt, ist der präsemiotische Raum selbst ein Vermittlungsraum zwischen dem ontologischen und dem semiotischen Raum. Wir müssen uns somit mit diesen beiden Schnittstellen beschäftigen. Da bereits viele Vorarbeiten zum Übergang von der Präsemiotik zur Semiotik (alle im „Electronic Journal for Mathematical Semiotics“ veröffentlicht) vorhanden sind, wollen wir uns im folgenden v.a. mit dem Übergang von der Ontologie zur Präsemiotik beschäftigen.

Die Aufspaltung reiner Substanz in die Dichotomie Substanz/Form setzt zwar ein Bewußtsein voraus, aber da die Transzendenz nach unserem Schluß weiter oben erst durch diesen Prozeß gesetzt wird, folgt weiter, daß auch die Form bereits in der Substanz angelegt sein muß – wenigstens dann, falls wir uns nicht in heideggersche Zirkelschlüsse und sprachliche Akrobatik verirren möchten. Wir behelfen uns hier mit einem kleinen mathematischen Trick („Mathematics is tricks“, G.F. Hardy) und definieren:

$$OR = \{ \langle \Omega, \Omega^\circ \rangle \}$$

D.h. der ontologische Raum wird einfach als Menge apriorischer Objekte und ihrer zu stipulierenden „Spiegelbilder“ definiert. Dies ist deswegen erlaubt, weil Substanz, d.h. die Menge der Ω 's, und Form ja eine Dichotomie bilden.

Den präsemiotischen Raum definieren wir im Sinne Benses als Menge aller disponiblen Objekte:

$$PR = \{ \langle M^\circ, O^\circ, I^\circ \rangle \}$$

und den semiotischen Raum natürlich einfach als Menge aller Zeichen

$$SR = \{ \langle M, O, I \rangle \}.$$

Der erkenntnistheoretisch vollständige semiotische Raum (EVR) wäre demnach zu definieren als

$$\text{EVR} = \{ \langle \Omega^\circ, M^\circ, M \rangle, \langle \Omega, O^\circ, O \rangle, \langle I^\circ, I \rangle \},$$

wobei die Abfolge der Elemente der geordneten Teilmengen der Menge EVR entelechistisch geordnet sind. (Die von mir früher vertretene Auffassung [vgl. z.B. Toth 2009], daß es „Mischformen“ mit Relationen über Elementen aus allen drei erkenntnistheoretischen Räumen gibt, ist wohl zu verwerfen; allein, auch zu dieser Frage sind eingehende Studien nötig.)

Bibliographie

Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Das Universum der Zeichen. Baden-Baden 1983

Gfesser, Karl, Bemerkungen zum Zeichenband. In: Walther, Elisabeth/Bayer, Udo, Zeichen von Zeichen für Zeichen. Festschrift für Max Bense. Baden-Baden 1990

Hausdorff, Felix [Mongré, Paul, pseud.], Zwischen Chaos und Kosmos, neu hrsg. von Max Bense. Baden-Baden 1976

Mahler, Thomas, Morphogrammatik. Klagenfurt 1983

Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2008 (= 2008a)

Toth, Alfred, Der sympathische Abgrund. Klagenfurt 2008 (= 2008b)

Toth, Alfred, 1. Versuch durch den Spiegel. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009

Die Wurzeln *KVm(b)- und *Kub-

1. Neben den bereits behandelten Wurzeln *KVm(b/p) „rund; krumm“ (Toth 2011a) *KVm(b)- „Ausbuchtung“ (Toth 2011b) und scheint es eine ebenfalls in vielen, vielleicht allen Sprachen vorhandene (und teilweise verdunkelte) Wurzel *Kub- „Einbuchtung“ gegeben zu haben. Im Zusammenhang mit dem von mir in Toth (2008) dargelegten „sympathetisch“-nicht-arbiträren Zeichenmodell ist hier also erstens die komplementäre Bedeutung der Wurzeln *KVm(b)- und *Kub- und zweitens die Konstanz von V = u bemerkenswert. Wie die im folgenden zu präsentierenden Belege nahelegen, imitiert das dunkle U offenbar (ebenso wie in der hier verwendeten Schrift) nicht ein Aufhäufen, sondern ein Entnehmen von Materie. Bei genauerem Besehen verhalten sich jedoch nicht nur die Formen beider Wurzeln iconisch zueinander, sondern auch ihre Bedeutungen, denn während das Aufhäufen von Materie im horizontalen Szenario das Ausbuchten voraussetzt, führt das Ausbuchten andererseits zu einem Aufhäufen der ausgebuchteten Materie (Walde 1910, S. 213 spricht von „Wölbung nach einwärts bzw. auswärts“). Man sollte also am besten von Aufhäufen vs. „Aushäufen“ sprechen. Geht man von dieser semiotischen Erklärung des formalen und inhaltlichen Zusammenhangs der Wurzeln *KVm(b)- und *Kub- aus, so ergeben sich interessante etymologische Zusammenhänge, die weit über die von der klassischen diachronischen Linguistik gemutmaßten Zusammenhänge innerhalb, aber nicht außerhalb von Sprachfamilien hinausgehen.

2. Deutsch: Kübel, Kufe, Zuber. Mit erweiterter Wurzel: Humpen. Hafen „Topf; Seehafen“ und plattdt. Haff „Küstenbucht hinter Nehrung“ weisen auf dunkles a, vgl. anord. hofn, so auch in altirisch cúan „Seehafen“, hierhin wohl (vgl. Kluge 2002, S. 382) auch Haft „Einschließung“. Ein interessanter Fall ist Koffer < franz. coffre „Lade, Koffer“ < lat. cophinus „Weidenkorb“ < griech. κόφινος „id.“, und dieses von „unklarer Herkunft“ (Kluge 2002, S. 508), vgl. jedoch ung. köpü „Faß, Butterfaß“, wohl zu akkad. gubbu „Wasserbehälter“ < sumer. ku-ub4 „cavity“.

Schweizerdeutsch: Kubel, Kobel, mhd. kobel „Felsenschlucht“ (vgl. z.B. Arnet 1990, S. 225). St. Galler Ortsname Gübsen < ahd. cubisi „Bauernhütte“ (> schwzdt. Güpsi „Bauernhütte“), ferner schwzdt. Hüppe „Teigröhre, cannolo“.

Lateinisch: cupa „Kufe, Tonne“, cuppa „Becher“; mit dunklem a-Vokalismus: cavus „hohl“, cavea „Käfig“, caul(l)ae „Körperöffnungen“, caulis, colis „Stengel, Schaft (d.h. der hohle Stengel)“, viell. caupulus „Art kleinerer Schiffe“, caverna „Höhle“.

Griechisch: γύπη, κύπη (Hesiod), κύπελλον „Becher“. Mit erweiterter Wurzel: κύμβη „Becken, Kahn“, κύμβος „Gefäß“, κυμβίον „Schale“. Mit dunklem a: κοῖλος „hohl“ < kow-ilo- (Walde 1910, S. 146), κύαρ „Loch“, κύαθος „Becher“, κύτος „Höhlung, Bauch“, ἐγκύμων „schwanger“.

Sanskrit: kūpa-ḥ „Grube, Höhle“. Mit erweiterter Wurzel: kumbhá- ḥ „Humpen“. Mit Verdunkelung des Vokals: ḥṣiḥ „Höhlung eines Rohrs“, ḥṣirá-ḥ „hohl“.

Angelsächsisch: cofa „Höhlung, Innenraum“, kyf „Bienenstock“, engl. cup „Tasse“. Zum Verhältnis von engl. cup „Wölbung nach innen“ und dt. Kopf (< lat. caput) „Wölbung nach außen“ vgl. den hochinteressanten rät.-dt. Doppelnamen Giuvaulta, dt. Rothenbrunnen, auf den Brunner (1987) hingewiesen hatte: rätorum. Giuvaulta besteht aus giuv „Joch“ (< lat. jugum) und ault „hoch“, es sollte somit eigentlich „Hohenjoch“ heißen, aber das eine Wölbung nach außen bezeichnende rätorum. giuv ist nur eine volksetymologische Umdeutung aus rät.akkad. gubbu „Brunnen“, also eine Wölbung nach innen, und genau dieses steckt im offiziellen dt. Namen „Rothenbrunnen“ (dieser Übersetzungsname beweist ferner, daß Rätisch mindestens zur Zeit der Ankunft der Alemannen noch gesprochen wurde, vgl. Toth 2006a).

Altisländisch: hūfr „Schiffsrumpf“.

Keltisch: kymr. (mit erweiterter Wurzel): cwmm „Tal“, „“, kymr. gogof, bret. kougoñ „Höhle“.

Iranisch: (mit erweiterter Wurzel): mir. cum „Gefäß“, cummal „Becher, Schale“, kubūn „hölzerne Trinkschale“ (Pāmīr). Mit verdunkeltem a: cūa „hohl“, cūass „Höhle“.

Semitisch: Akk. gubbu „Zisterne“, hebr. gab „Brunnen“, äthiop. geb „id.“, arab. jubb „id.“

Urindonesisch: Tagalog kubo „Hütte“, Javanisch kuwu' „id.“, Ngadju-Dayak kowo' „in eine Waldhütte eingesperrt“ (Dempwolff, Bd. 3, S. 81)

3. Die Verbreitung der Wurzel *Kub- von Norddeutschland bis Polynesien und von der Bretagne bis nach Ungarn (und damit, qua uralische und altaische Sprachfamilien, wohl noch viel weiter nach Osten) weist darauf hin, daß man nach einer allen Belegen gemeinsamen Wurzel suchen muß. Zunächst weisen die auffällig seltenen Vertretungen unserer Wurzel im Deutschen darauf hin, daß die folgenden ungarische Belege wohl ins Deutsche entlehnt wurden und nicht umgekehrt im Ungarischen Entlehnungen aus dem Deutschen darstellen: Ungarisch: csoba, csobán, csobány „Lägel, Fäßchen“, csöbör „Zuber“, cső (< cső, vgl. Akk. csövet) „Röhre“, csölye „abgetretene Schuhe“, csör „Schnabel“ (vgl. auch csöre „nackt“ vs. ír „leer“ und ihr Verhältnis zu csöv- „Rohr“!), kóbor „geflochtener Korb“, köpü (mit langen Varianten) „Butterfaß“, kubuc „Eierkorb aus Stroh“, kupa „ein Trinkgefäß“. Sehr interessant ist der mögliche Zusammenhang von csö-d „Konkurs“ (Ableitung von csöv- „Rohr) und csökkenni „fallen“ (vgl. dt. „in Konkurs fallen“ = zusammenbrechen) und weiter mit hopp-anni „fallen“.

Da die Zugehörigkeit des Sumerischen zur uralisch(-altaischen) (Makro-)Familie spätestens seit Parpola (2007) als anerkannt gelten dürfte, müssen wir in einem zweiten Schritt den Ursprung der ungarischen Formen im Sum. suchen (vgl. Toth 2006b):

Sumerisch: KU "Loch" + ub4 "Höhlung"

Sum. ku- ub4 hat direkt (Sprachkontakt in Mesopotamien) akkad. gubbu „Zisterne“ ergeben, dieses ist mindestens im rätorum. Beispiel Giuvaulta direkt belegt. Es muß also sowohl von direkter als auch von indirekter (via Akkad.) Vermittlung des Sumerischen ausgegangen werden.

Bibliographie

Arnet, Martin, Die Orts- und Flurnamen der Stadt St. Gallen. St. Gallen 1987

Brunner, Linus/Toth, Alfred, Die rätische Sprache. St. Gallen 1987

Dempwolff, Otto, Vergleichende Lautlehre des austronesischen Wortschatzes.
Bd. 3. hamburg 1938

Kluge, Friedrich et al., Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 24.
Aufl. Berlin 2002

Parpola, Simo, Sumerian: A Uralic Language. Helsinki 2007

- Toth, Alfred, Hungarian-Mesopotamian Dictionary. Budapest 2006
- Toth, Alfred, Überlegungen zu einer relativen Chronologie der rätischen Sprache. In: Zeitschrift für Sprache und Sprachen 35, 2006, S. 15-32
- Toth, Alfred, Der sympathische Abgrund. Klagenfurt (U.P.) 2008
- Toth, Alfred, Die weitverbreitete Wurzel *KVm(b/p) und der sumerische Ursprung des Ungarischen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2011a
- Toth, Alfred, Die ung. Wurzel *KVm(b)- ohne Nasal. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2011b
- Walde, Alois, Lateinisches etymologisches Wörterbuch. Heidelberg 1910
(neuere Aufl. mir z.Zt. nicht zugänglich)

Arbitrarität des Zeichens und sprachliche Rekonstruktion

1. Es wird immer wieder behauptet, z.B. von Untermann (1973), die historische Rekonstruktion der indogermanischen Grundsprache setze insofern die Arbitrarität des Zeichens voraus, als es ja andernfalls Zufall wäre, daß z.B. das Haus im Lateinischen domus, im Russischen dom, im Altindischen dáma, im Avestischen demana, im Armenischen tun und im Altgriechischen domos laute. Ähnlich wird innerhalb der romanischen Sprachen argumentiert, wenn einem die Ähnlichkeit von ital., span., port., rum. casa, rätorum. tgasa, tgiasa, chasa, chesa usw. und franz. case betrachtet. – Dagegen sind zwei Argumente zu erheben.

2.1. Die Rekonstruktion der indogermanischen Ursprache ist vollkommen von derjenigen der romanischen Sprachen zu trennen, da die letztere bekannt ist (das Lateinische), die erstere jedoch nicht.

2.2. Die obige Argumentation funktioniert nur bei solchen Fällen, wo zwei oder mehr Zeichen sowohl lautlich als auch inhaltlich sehr ähnlich sind. Es dürfte bereits schwierig sein, festzustellen, daß arm. tun < dōm stammt. Vollends unmöglich ist es, zu erkennen, daß in einer Sprache zwei Nachkommen eines Etymons leben, z.B. franz. chez „bei“ neben case „Fach“ oder rätorm. sur, sar, ser „Anrede eines Priesters“ und sign(o)ur „Herr“, die beide aus lat. senior, senioem stammen. Somit setzen also alle Fälle, wo nicht beinahe völlige lautlich-semantische Identität besteht, die Kenntnis von sog. Lautregeln voraus, welche die Transformation des Etymons auf den modernen Reflex bzw. umgekehrt angeben. Diese Lautregeln sollen aber durch das Rekonstruktionsverfahren gerade erst eruiert werden. Das Verfahren ist damit zirkulär.

3.1. Lautlich-semantische (Quasi-)Identität gibt es nur bei einem verschwindenden Prozentsatz von Wörtern einer Sprache. In den meisten Fällen verändern sich zwischen einer supponierten Grundsprache und der modernen Erscheinung dieser Sprache sowohl die lautliche als auch die inhaltliche Seite der Zeichen. Ferner können Wörter in andere Sprachen entlehnt und aus den entlehnt werden, ohne daß sie notwendigerweise als Fremdkörper in der

Targetsprache erkennbar sind. Z.B. bedeutet griech. diskos „Wurfscheibe“, dt. „Tisch“ aber ein (nicht einmal unbedingt rundes) Stellmöbel. Dt. warm und das Fremdwort Thermos (z.B. Thermoskanne) bedeutet genau dasselbe, aber wer bemerkt, daß sie auch lautlich identisch sind (therm- = warm).

3.2. Im Falle der rom. Sprachen ist, wie bereits gesagt, die Grundsprache, das Lateinische bekannt. Die Lautregeln sind somit Abbildungen, d.h. Funktionen, deren Domänen im Falle der Rekonstruktion die modernen Reflexe und deren Codomänen die lateinischen Wörter sind. Z.B. bildet also eine Funktion

$x: \{\text{warm}\} \rightarrow \{\text{therm-}\}$

mit

$x \rightarrow y = w- \rightarrow th-$

ab (vereinfacht ausgedrückt), d.h. initiales w- des dt. wird im Falle von x aus initiales th- im Altgriech. abgebildet. Da der Rauch auf Lat. fumus heisst, gibt es dann wohl eine weitere Abbildung

$u \rightarrow v = w- \rightarrow f-$,

die somit besagt, daß dt. initialem w- lat. initiales f- entspricht, aber wohlge-merkt: zunächst nur im Falle dieses einen Wortes „warm“ und seiner griech. und lat. Verwandten, die mindestens irgendwie semantisch verbunden sind (z.B. Feuer erzeugt sowohl Rauch als auch Wärme). Semiotisch gesehen sind Lautregeln somit iconische Transformationen, wobei sowohl die Elemente der Bild- als auch diejenigen der Urbildmenge selber natürlich nicht iconisch sein müssen, jedoch können (z.B. bei lautsymbolischen Wörtern wie Onomatopoe-etica).

3.3. Ganz anders ist es aber im Falle der idg. Sprachen, da hier die Grundsprache ja nicht existiert, sondern gerade rekonstruiert werden soll. Sie soll jedoch wie im Falle der rom. Sprache mit Hilfe gleicher lautlicher Transformationsregeln rekonstruiert werden. Dazu ist wiederum zweierlei zu sagen.

3.3.1. Erstens gibt es keinerlei Hinweis darauf, daß die Wege Hin und Zurück die gleichen sind, d.h. daß die Transformationsregeln bijektiv sind, oder linguistisch ausgedrückt, daß aus der Tatsache, daß griech. th- zu lat. f- und zu dt. w- wird, auch umgekehrt folgt, daß dt. w- zu lat. f- und griech. th- wird. Nehmen wir das dt. Wort „Wasser“: es heißt auf Altgriech. hydor und nicht *thydor, und im Lat. existiert ein verwandtes Wort gar nicht, denn dort wurde aqua gebraucht (vgl. franz. eau, frankoprov. aiga, ega usw., span. agua, rätorom. z.B. aiwa usw.). Semiotisch gesehen liegt die Nicht-Bijektivität von Transformationsregeln darin, daß eine iconische Relation zwar eine nicht-leere Schnittmenge der Merkmalsmengen sowohl der Domänen- als auch der Codomänenelemente voraussetzen, aber eben keine vollständige. Daß dies nicht nur für die lautliche Seite des Zeichens gibt (wArm, fUmUS, thErmOS), sondern auch für semantische, zeigt z.B. die bekannte Tatsache, dass dem dt. Wort Wald im Franz. sowohl bois als auch forêt entsprechen – je nachdem, ob es sich um einen Laub- oder Tannenwald handelt. Wollte jemand das Verbum „regnen“ ins Hawaiianische oder das Verbum „schneien“ ins Grönländische übersetzen, dann würden dem einen dt. Wort jeweils mehrere Dutzend haw. bzw. grönl. Wörter entsprechen.

3.3.2. Damit handelt es sich also bei Lautregeln um Funktionen, die nicht nur nicht-bijektiv sind, sondern die weder links- noch rechtseindeutig sind, und da sie nicht linkseindeutig sind, handelt es sich somit gar nicht um Funktionen, sondern um zwar semiotisch iconische, ansonsten aber völlig willkürliche Abbildungsprozesse. Z.B. werden in einem frankoprov. Dialekt sowohl lat. SITE „Durst“ als auch lat. *SEBU „Talg“ auf dasselbe lautliche Zeichen abgebildet (Linksmehrdeutigkeit). Dt. Balken und Balkon stammen aus ein und demselben fränk. Wort balko, nur ist das zweite über die Vermittlung des Französischen (dieses selbst über das Ital.) entlehnt (Rechtmehrdeutigkeit). Arbitrarität von Lautregeln würde also bedeuten, daß die Elemente der Domäne und die Elemente der Codomäne keinerlei gemeinsame (lautliche oder semantische) Merkmale haben. Dieses würde aber wiederum bedeuten, daß überhaupt keine Abbildung stattfindet. Daraus folgt, daß Lautregeln nicht-arbiträre, iconische Abbildungsprozesse sind, die keinen Funktionscharakter haben.

4. Da die Lautregeln nicht-arbiträr sind, spielt es eigentlich gar keine Rolle, ob die Domänen und/oder Codomänen-Elemente, d.h. die Wörter der Ursprungs- und der Zielsprache, selber arbiträr sind oder nicht. Nicht-arbiträre Fälle finden sich, worauf bereits F. de Saussure (1967) hingewiesen hatte, bei allen Fällen von Lautsymbolik, z.B. bei dt. plätschern, engl. splash, franz. clapoter, ung. csobogni (alle mit der dt. Bedeutung). Aber gerade solche „onomatopoetische“ Wörter werden i.a. als nicht-entlehnt angesehen, da ihre Bildung angeblich oft spontan und sprachenunabhängig voneinander geschieht, und wenn man z.B. in das Etymologische Wörterbuch des Ungarischen (Benkő et al. 1993) schaut, dann besteht ein beträchtlicher Teil des ungarischen Wortschatzes angeblich aus solchen Wörtern. Daraus folgt jedoch, daß die Arbitrarität der Lautregeln, die doch prinzipiell, d.h. für den gesamten Wortschatz einer Sprache vorausgesetzt wurde, hier ad hoc aufgehoben wird. Angeblich handelt es sich bei vielen von diesen Wörtern um „primitive Lallwörter“, oft reduplikativ gebildet wie Pa-pa, Ma-ma, Wau-wau usw. Offenbar kümmert es niemanden, daß man den Vater auf Lat. mit pater, auf Ung. mit apa und auf Hawaii. mit makua kane benennt. Offenbar ist also selbst dieser primitive „Lallwortschatz“ nach Sprachen ausgegliedert, damit muß er aber gemäß Voraussetzung rekonstruierbar sein und darum wiederum kann er nicht non-iconisch sein. Wir stehen also erneut vor einem Widerspruch: Nicht nur sind Lautregeln in jedem Falle, d.h. sowohl bei bekannter wie bei unbekannter „Ursprache“, widersprüchlich, sondern sie sind es auch deshalb, daß sie ad hoc die vorausgesetzte Arbitrarität der Zeichen, auf denen sie operieren, aufheben. Daraus folgt zwar nicht, daß die verbreitete semiotische Begründung der historischen Sprachwissenschaft mit Hilfe der Arbitrarität grundsätzlich falsch ist, aber da nur die Arbitrarität bzw. Nichtarbitrarität der Lautregeln zählt und da diese in zweifacher Hinsicht widersprüchlich sind und die Arbitrarität zudem partiell aufgehoben wird, folgt die Unwissenschaftlichkeit der geübten Methode und damit der gesamten diachronen Sprachwissenschaft.

Literatur

Benkő, Loránd, Etymologisches Wörterbuch des Ungarischen. Budapest 1993 ff.

de Saussure, Ferdinand, Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. 2. dt. Aufl. Berlin 1967

Untermann, Jürgen (Hrsg.), Theorie, Methode und Didaktik der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft. Wiesbaden 1973

Relationale und materiale Medizin

1. In der klassischen Medizin herrscht ein eigentümlicher Widerspruch. insofern zwar die Diagnostik ein semiotisch-relationales Verfahren ist, bei dem Symptome von Krankheiten auf Ursachen abgebildet werden, aber die Krankheiten selbst werden als lokalisierbar und damit als substantiell angenommen, denn Lokalisierung impliziert Substanz, nur Objektale läßt sich verorten, Relationen und Zeichen sind prinzipiell ortslos, denn die Befreiung von Substanz ist einer der Hauptgründe für deren Einführung.

2. In seiner "Harmoniekunde", die auszugsweise in Hanish (2012) wieder abgedruckt ist, argumentiert der amerikanische Mediziner und Avesta-Priester Dr. Otoman Zar-Adusht Hanish (1844-1936) dagegen wie folgt:

2.1. "Das Gehirn empfängt den Eindruck des Gedankens ähnlich wie ein photographierendes Negativ, und im Gesicht stellt sich der Ausdruck des Gedankens wie ein photographisches Positiv dar. Verstehen wir, die Gesichtszüge und Gesichtslinien zu lesen, dann können wir die darin ausgedrückten Gedanken lesen. Das Gesicht bringt also den Gedankeninhalt zum Ausdruck" (2012, S. 8).

2.2. "Umgekehrt können wir dann auch, wenn wir unsere Vokalübungen vornehmen, durch die Kontrolle der Gesichtsmuskeln auf die entsprechenden Gehirnteile einwirken, da wir wissen, daß gewisse Mundstellungen eine Wirkung auf gewisse Gehirnzellen ausüben. Wir sollten imstande sein, in beiden Richtungen Wirkungen zu erzielen, ebenso wie sich ein Rad in zwei Richtungen drehen kann" (ibd.).

3. Hanish benutzt also die von Lavater und seinen Nachfolgern teilweise bis heute praktizierte "Psycho-Physiognomik", die bekanntlich in der Kriminologie ebenfalls bis heute (in der sog. Profiling-Methode) benutzt wird und auch in Unterhaltungsliteratur sowie Filmen auftaucht, z.B. im Konstanzer Tatort "Im Netz der Lügen" (27.3.2011). Im Film "The Silence of the Lambs" wird die aus der Psycho-Physiognomik abstrahierte allgemeine Profiling-Methode von "Dr. Lecter" explizit in seinem Dialog mit "Clarice Starling" thematisiert, wobei das

Kennwort "simplicity" direkt auf den nicht-arbiträren Zeichenbegriff in den Confessiones des Hl. Augustin zurückgeführt wird. Wie man z.B. in meinem Buch "Der sympathische Abgrund" (Toth 2009) nachlesen kann, setzt die Abbildung von den Gesichtszügen eines Menschen auf seinen Charakter ebenso wie die allgemeinere Form dieser "Methode", bei der aus gewissen regelmäßigen Strukturen auf deren Zugehörigkeit zu einem einzigen System geschlossen wird, insofern einen motivierten Zeichenbegriff voraus, als sie die Kontexturgrenze zwischen Zeichen und Objekt und damit die wechselseitige Transzendenz beider negiert. Nur auf diese Weise wird ein (pseudo-)legitimer Schluß z.B. von auffälligem, aber regelmäßigem Verhalten auf eine Charaktereigenschaft dessen, der das Verhalten zeigt, möglich, d.h. die Regelmäßigkeit auffälliger Strukturen wird als "Symptom" des Systems genommen und kann dadurch als Invarianz im Sinne der semiotischen Invarianztheorie (vgl. Bense 1975, S. 40 ff.) angenommen werden, denn, wie man auch z.B. in der Psychoanalyse Alfred Adlers nachgelesen kann: man weicht (angeblich) nicht um eine Haaresbreite von charakter-determinierten Verhaltensmustern ab.

4. Zunächst ist es also die Auffälligkeit, d.h. die Verfremdung von Norm-Strukturen, welche die Voraussetzung dafür bilden, daß z.B. ein Verhalten überhaupt als zeichenhaft interpretiert wird, denn wie ich z.B. in Toth (2012a) gezeigt habe, kann man das Zeichen als Verfremdung definieren, d.h. als "Novum" gegenüber der "automatisierten Folie" der Objektwelt. Wie bereits ausgeführt, benötigt man dann aber notwendig einen nicht-arbiträren Zeichenbegriff, um verfremdete Strukturen als Symptome ihnen übergeordneter semiotischer Systeme zu interpretieren, denn im Falle eines nicht-motivierten Zeichenmodells gäbe es ja eine Transzendenz-etablierende kontextuelle Grenze zwischen Zeichen und Objekt, d.h. zwischen Struktur und System, und verfremdete Strukturen könnten in diesem Fall auch als Ausdruck *anderer* Systeme interpretiert werden.¹ Es versteht sich schließlich von selbst, daß die Voraussetzung eines motivierten Zeichenbegriffs, d.h. die Annahme einer intrinsischen Relation zwischen Zeichen und Bezeichnetem, weiterhin die

1 Dieser Unterschied in der Abbildung von Strukturen auf ein oder mehrere Systeme kann auch sprachlich kodiert sein, z.B. im lat. Kontrast zwischen ablativus qualitatis (1 System) und genitivus qualitatis (mehrere Systeme).

Voraussetzung dafür ist, daß die Abbildungen zwischen System und Strukturen als bijektiv aufgefaßt werden können, und auf dieser Bijektivität, d.h. Umkehrbarkeit, beruht gerade die von Hanish in seiner "Harmonielehre" beschriebene Praxis der "Vokalübungen". Würde diese Lehre auf einem arbiträren Zeichenbegriff basieren, wäre sie einfach ausgeschlossen, da die Kontexturgrenze zwischen Zeichen und Objekt diese Umkehrung ausschliesse. Die stillschweigende Hypothese eines motivierten Zeichenbegriffs, d.h., semiotisch gesprochen, einer iconische Abbildungsbeziehung zwischen Strukturen und System ist nun gerade der Grund dafür, weshalb die Psychophysiognomik, das Profiling, die Traumsymbolik und viele weitere verwandte semiotische Strategien unwissenschaftlich sind: Denn die Aufhebung der kontextuellen Grenze zwischen Zeichen und Objekt gibt es auf der Basis der Gültigkeit der zweiwertigen aristotelischen Logik nur im Falle von Ostensiva, also von als Zeichen verwendetes Objekten. Bei diesen ermöglicht allerdings die Situation der Objekt-Zeichen-Verwendung deren scheinbaren semiotischen Sonderstatus (vgl. zuletzt Toth 2012b), denn wenn ich z.B. eine leere Zigarettenschachtel in die Höhe halte, so ist dieses Verhalten nur im situationellen Kontext eines gastronomischen Betriebs, z.B. einer Bar, kommunikativ, wenn ich aber dasselbe Verhalten in einem Juwelierladen zeige, wird es höchstens Kopfschütteln hervorrufen. Außerhalb des Kontextes von Ostensiva würde also die Aufhebung der Kontexturgrenze zwischen Zeichen und Objekt die Verabschiedung der zweiwertigen Logik und ihre Ersetzung durch eine mindestens dreiwertige Günther-Logik voraussetzen, und erst diese Ersetzung würde also die Nicht-Arbitrarität zwischen Zeichen und Objekt ermöglichen. Trotz der aufgewiesenen Unwissenschaftlichkeit ihres Ansatzes, muß festgehalten werden, daß Hanishs Methode durch und durch semiotisch ist und dadurch dem eingangs erwähnten Fehler der Vermischung relationaler und substantiell-entitätischer Modelle entgeht. Hanishs Methode stellt sogar einen bedeutenden Schritt in Richtung einer längst überfälligen relationalen Medizin dar.

Literatur

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Hanish, O.Z.A., Harmoniekunde. In: Wassermann, Nr. 61 (2012), S. 8-11

Toth, Alfred, Der sympathische Abgrund. Klagenfurt 2009

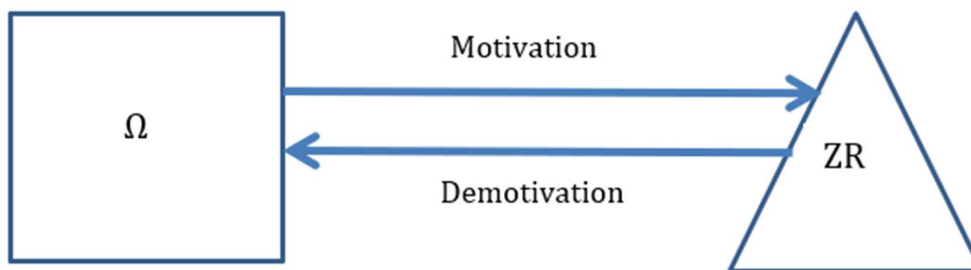
Toth, Alfred, Semiotische Differenzqualitäten. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012a

Toth, Alfred, Verweisung und Zuhandenheit. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012b

Semiotische Motivation und Demotivation

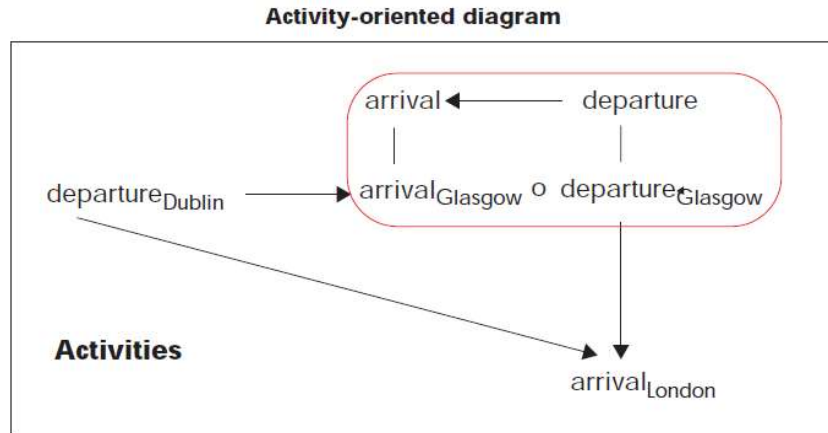
1. Bekanntlich versteht man seit de Saussure (1916) unter einem motivierten Zeichen soviel wie ein nicht-arbiträres, d.h. eines, das, in Benses Worten, das Objekt "mitführt". Saussures eigene Beispiele beschränken sich fast ausschließlich auf Lautsymbole wie z.B. Kuckuck, Wauwau, aber auch geräusch-nachahmende Verben wie klirren, knirschen, knattern. Eine offene Frage für die historische Linguistik ist, ob auch Onomatopoeika gemäß den für nicht-motivierte Appellativa gültigen Lautgesetzen vererbt werden, oder aber ob individualsprachliche Spontanbildung angenommen werden muß.

2. Uns interessiert hier aber der der Motivation gegenläufige Prozeß, denn umso mehr als auf dem Weg zu einem arbiträren Zeichen dessen Motivation abnimmt, desto mehr muß diejenige des Objektes zunehmen, und umso mehr als auf dem Weg zu einem nicht-arbiträren Zeichen dessen Motivation schwindet, desto mehr muß diejenige des Objektes abnehmen. Kurz gesagt, haben wir bei der Semiose die beiden "antiparallelen" Prozesse der Motivation und der Demotivation zu unterscheiden, wobei sowohl Objekt als auch Zeichen entweder motiviert oder demotiviert werden können:

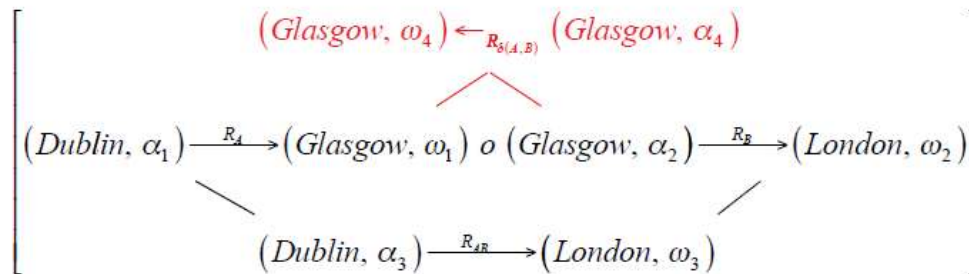


Da es sich hier um die Abbildung von Objekten auf Zeichen handelt, sind die Motivationstypen natürlich durch die drei Peirceschen Objektbezüge repräsentiert, d.h. dem motivierten Zeichen korrespondiert der iconische Objektbezug und dem unmotivierten Zeichen der symbolische Objektbezug. Da das Saussuresche Zeichen dyadisch ist, findet man allerdings keine terminologische Entsprechung für den indexikalischen Objektbezug.

3. Während die Motivation also keine nennenswerten Probleme bietet, eröffnet die Demotivation gravierende Schwierigkeiten, und zwar handelt es sich um zwei Fragen: 1. Was bedeutet Demotivation/Motivation eines Objektes, denn von Saussure kennen wir diese Prozesse ja nur vom Zeichen. 2. Welche Abbildungen sind es, welche die der Motivation bzw. Demotivation des Zeichens gegenläufige Motivation bzw. Demotivation des Objektes vornehmen? Eines ist gewiß: Wir können nicht einfach "konverse" iconische, indexikalische und symbolische Abbildungen heranziehen, da diese drei Objektfunktionen zwar die jeweiligen Zeichen als iconisch, indexikalisch oder symbolisch (hinsichtlich ihres Objektbezugs) bestimmen, aber nichts über die jeweiligen Objekte aussagen, d.h. wir wissen über die Domänen der Abbildungen gar nichts, in Sonderheit wissen wir nicht einmal, ob diese Objektfunktionen überhaupt umkehrbar sind oder nicht. Ein noch gravierender Einwand gegen einfache Konversion der Objektfunktionen ergibt sich aus Benses Invarianttheorie (1975, S. 39 ff.), die, ausgehend von der gegenseitigen Transzendenz von Objekt und Zeichen, bestimmt, daß zwar das Objekt das Zeichen, nicht aber umgekehrt das Zeichen das Objekt beeinflussen kann. Einfache Konversion der drei Objektfunktionen ist damit ausgeschlossen. Trotzdem gibt es eine Lösung, wenn man die von Kaehr (2007) eingeführte Theorie der Saltatorien heranzieht. Diese stellen sozusagen komplementäre Kategorien dar, allerdings setzen sie eine polykontexturale und keine monokontexturale Mathematik voraus. Kaehr selbst hatte eine schöne Illustration der von ihm den Morphismen der klassischen Kategorientheorie gegenübergestellten "Heteromorphismen" der nicht-klassischen Saltatorientheorie gegeben: "Departure is always the opposite of arrival. But this simple fact is also always doubled. The departure is the *double opposite* of arrival, the past arrival and the arrival in the future. Thus, the duplicity has to be realized at once" (2007, S. 19):



Die gegenseitige Komplementarität morphismischer und heteromorphischer Abbildungen lässt sich dann nach Kaehr in einem sog. Diamond-Modell darstellen:



Dabei korrespondieren also die nach rechts gerichteten schwarzen Pfeile den kategorialen Morphismen, mit denen auch die drei Objektfunktionen der Abbildungen von Objekten auf Zeichen formal ausgedrückt werden können. Die roten nach links gerichteten Pfeile korrespondieren dagegen den saltatorischen Heteromorphismen, mit denen wir nun die Abbildungen von Zeichen auf Objekte formalisieren können. Da Heteromorphismen in rein quantitativen Systemen nicht auftreten können (und daher in der Kategorietheorie fehlen), eignen sie sich a priori dafür, um Abbildungen darzustellen, welche gegen das Invarianzprinzip und schließlich gegen die drei Grundgesetze der Logik verstoßen.

Literatur

- Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975
 de Saussure, Ferdinand, Cours de linguistique générale. Paris 1916
 Kaehr, Rudolf, The Book of Diamonds. Glasgow 2007

Konvention und Distribution

1. Bekanntlich gilt das von Saussure neu formulierte Arbitraritätsgesetz von Zeichen, wonach die Relation zwischen Form und Inhalt eines zweiseitigen Zeichenmodells willkürlich ist, d.h. daß weder die Form vom Inhalt noch umgekehrt der Inhalt von der Form motiviert ist, als Kernstück der Semiotik schlechthin, denn auch Bense formuliert vor dem Hintergrund der Peirceschen Semiotik: "Jedes beliebige Etwas kann (im Prinzip) zum Zeichen erklärt werden" (1967, S. 9). Allerdings ist dazu zu sagen, daß, wenn hier von Semiotik die Rede ist, die an sich schon nicht-arbiträren Semiotiken und also nicht die Legion von zwischen dem Altertum und Walter Benjamin sowie Th. Adorno verbreiteten motivierten Semiotiken gemeint sind, deren Grundkonzeption an sich schon eine Unabhängigkeit von Zeichen und Bezeichnetem ausschließen (vgl. Toth 2008).

2. Was die Peircesche Semiotik anbetrifft, so ist sogleich festzustellen, daß die Peirceschen Objektbezüge die Relationen zwischen den *Relationen* eines Zeichens zu seinem bezeichneten Objekt sowie denjenigen eines Zeichens zu seinem Zeichenträger und also nicht die Relation zwischen Zeichen und bezeichnetem Objekt betreffen. Somit dürfen also der iconische und der indexikalische Objektbezug keinesfalls als Objektrelationen motivierter Zeichen interpretiert werden. Sowohl symbolische als auch iconische und indexikalische Objektbezüge stellen drei Spielarten der Saussureschen Arbitrarität dar. Eine weitere Spielart von Arbitrarität tritt in Benses Unterscheidung zwischen Zeichen- und Realitätsthematiken auf, die rekursiv definiert werden (vgl. Bense 1981, S. 11). Man könnte somit sagen:

2.1. Iconische Arbitrarität setzt eine Ähnlichkeit zwischen einem Abbild von einem Objekt und den Mitteln, die für dieses Abbild verwendet werden, voraus. Um es nochmals zu betonen: Damit wird keine Ähnlichkeit zwischen dem abgebildeten Objekt und seinem Abbild gefordert! Nur wegen dieses Unterschiedes kann z.B. die Taube als iconisches Zeichen für den Frieden verwendet werden, denn selbstverständlich besteht keinerlei intrinsische Ähnlichkeit zwischen beiden.

2.2. Indexikalische Arbitrarität setzt eine nexale oder kausale Verbindung zwischen dem Objektbezug des Zeichens eines bezeichneten Objektes und den Mitteln, mit denen diese Verbindung hergestellt wird, voraus. Es gilt erneut: Damit wird keinesfalls gefordert, daß ein Zeichen direkt auf sein dadurch bezeichnetes Objekt verweist. Im Gegenteil ermöglicht gerade die Einführung von Indizes eine fast beliebige reale Entfernung zwischen Zeichen und bezeichnetem Objekt. Z.B. kann bereits an einer Straßenkreuzung inmitten von Rom in die Richtung von Zürich, Wien oder sogar Berlin verwiesen werden. Umgekehrt ist ein direkt vor seinem Referenzobjekt aufgestellter Wegweiser völlig sinnlos. Daß der Index also nicht zwischen einem Zeichen und seinem Objekt, sondern zwischen zwei Relationen, die beide einschließen, definiert ist, macht es z.B. möglich, innerhalb eines Textes auf außerhalb von ihm liegende Referenzobjekte zu verweisen.

2.3. Zur symbolischen Arbitrarität ist lediglich zu wiederholen, daß auch in diesem dritten Fall nicht gemeint ist, daß die Relation zwischen einem realen Objekt und dem es bezeichnenden Zeichen unmotiviert ist, sondern unmotiviert ist die Relation eines Mittelbezugs zu seinem Objektbezug, d.h. es handelt sich wiederum um eine Relation zwischen zwei Relationen und daher um eine Metarelation, denn als solche wurde bekanntlich das Zeichen selbst durch Bense (1979, S. 53) definiert. Z.B. wird also nicht das Objekt Baum direkt, sondern das Konzept eines Baumes, d.h. eine Objektrelation, im Dt. durch Baum, im Engl. durch tree, im Ungarischen durch fa usw. bezeichnet. Dieser Unterschied wird fatalerweise auch in Saussures Semiotik ständig verwechselt, d.h. bei Saussure ist die Arbitrarität des "liens" zwischen Signifikant und Signifikat, d.h. zwischen Form und Inhalt und damit ebenfalls zwischen Relationen und nicht zwischen Objekten definiert.

3. Wir dürfen daher folgern, daß sowohl die Saussuresche als auch die Peircesche Semiotik vollständig arbiträre Semiotiken sind, die also die Novalissche Idee eines "sympathischen" (d.h. motivierten) "Abgrundes" zwischen dem realen Objekt und seinem bezeichnenden Zeichen ausschließen. Daher müßte eine Semiotik, in welcher somit entweder das Zeichen ein Teil des Objektes oder das Objekt ein Teil des Zeichens wäre, erst konstruiert werden. (Anhalts-

punkte dazu findet man z.B. in den Semiotiken von Paracelsus, Jacob Böhme und Hamann.) Als hundertprozentig unmotiviert Semiotik muß also auch diejenige von Peirce und Bense von der realitätsfernen Idealisierung ausgehen, daß die Konvention des Zeichengebrauchs, wie er sich nach der thetischen Introdution des Zeichens "einstellt", als Funktion aufgefaßt, die Gesamtheit der Menschheit, für die das betreffende Zeichen eingeführt wurde, zum Argument nimmt. Dementsprechend wird also individuell oder sozial abweichender Zeichengebrauch einfach als "falsch" geahndet. "Falsch" ist in diesem Zusammenhang somit nur dann gleichbedeutend mit konventionswidrig, wenn die Totalität der Interpreten, d.h. Zeichenverwender, unterstellt wird. Der Grund für diese Totalitätsstipulation ist einmal mehr die 2-wertige aristotelische Logik, die nur Platz für ein einziges Subjekt hat, d.h. die den Unterschied zwischen subjektivem und objektivem Subjekt, also z.B. zwischen Ich und Du, wegen ihres Mangels an Designationswerten gar nicht ausdrücken kann. Derselbe Mangel ist dann z.B. dafür verantwortlich, daß innerhalb der semiotischen Kommunikationstheorie von einer notwendig nicht-leeren Schnittmenge der Repertoires von (idealem) Sender und (idealem) Empfänger ausgegangen werden muß, falls die Kommunikation zustande kommen soll. Z.B. kann man die Sprecher des Deutschen bezüglich der Verwendung des Zeichens "bis" in zwei Gruppen einteilen, deren eine das Zeichen inklusiv und deren andere es exklusiv interpretieren, z.B. in dem Ausdruck "bis zum 31.12. geschlossen".

4. Eine Semiotik, die also die Differenzierung zwischen subjektiven und objektiven Subjekten zuläßt, welche somit die Konvention von Zeichen nicht auf die undifferenzierte Totalität der Zeichenverwender gründet, muß, da in diesem Fall mindestens zwei Subjekte vorausgesetzt sind, auf einer wenigstens 3-wertigen Logik fundiert sein, d.h. sie muß imstande sein, z.B. ein Ich-Zeichen von einem Du-Zeichen, und allgemein also das Ich-Zeichen des Zeichensetzers von den n Du-Zeichen der (potentiellen) Zeichenverwender zu unterscheiden. Man muß somit die auf der aristotelischen Logik gegründete Peircesche Semiotik mit ihrer Idenitätskette $\text{Ich} \equiv \text{Du}_1 \equiv \text{Du}_2 \equiv \text{Du}_3 \equiv \dots \equiv \text{Dun}$ auf eine Semiotik abbilden, in der gilt

Ich \neq Du₁ \neq Du₂ \neq Du₃ \neq ... \neq Du_n

und d.h. auf eine Logik gründen, welche über ein System distribuerter 2-wertiger Logiken verfügt, nämlich entsprechend der Anzahl von Subjekten, die ja allesamt als potentielle Zeichenverwender des vom Ich eingeführten Zeichens in Frage kommen. Man kann somit in der obigen Kette von Nicht-Identitäten Teilrelationen definieren, um gruppenspezifische und weitere soziale Zeichenverwendungen zu definieren, die in der Identitätskette der aristotelischen Logik also devianten oder falschen Zeichengebrauch bedeuten würden. Für die Linguistik kommen hierfür also neben Dialekten (als Teilmengen von Sprachen aufgefaßt) und identifikatorischen Sprachen wie Jiddisch oder Zigeunerisch bes. die Soziolekte, z.B. die Wiener Kellner- und Dirnensprache, das "Humpisch" der westfälischen "Tödden", das Berner Mattenenglische usw. in Frage, aber auch Phänomene wie die stets wechselnden und von Gebiet zu Gebiet verschiedenen Jugendsprachen, Switching-Phänomene wie das Züricher "Italienische" von Außersihl, das man am besten noch in den Filmen Kurt Frühs aus den 50er Jahren hört, sämtliche Formen pidginierter sowie kreolisierter Sprachen, aber auch lokal-identifikatorische "Misch-" und Übergangsdialekte (wie z.B. im nördlichen Deutschland in den Gebieten, wo Platt und Hochdeutsch aneinander stoßen), usw.

Für eine solche Semiotik mit über n Subjekten distribuerter Konventionalität genügt damit das in Toth (2012) vorgeschlagene, unikale ontisch-semiotische Modell, das man mit

$$M = [\Omega, Z]$$

abkürzen könnte, nicht mehr, sondern wir müssen übergehen zu einem semiotischen Verbundsystem

$$\mathfrak{M} = [M_1, M_2, M_3, \dots, M_n] = [[\Omega_1, Z_1], [\Omega_2, Z_2], [\Omega_3, Z_3], \dots, [\Omega_n, Z_n]],$$

worin also jedes $M_i = [\Omega_i, Z_i]$ die Konventionalitätsrelation des unikalen M der Peirceschen Semiotik zunächst auf jedes der n-Subjekte beschränkt.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden 1981

Toth, Alfred, Der sympathische Abgrund. Klagenfurt 2008

Toth, Alfred, Dreiteilung der semiotischen Systemtheorie. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012

Motivierte und polykontexturale Semiotik

1. Theoretisch können Zeichen und Objekt in den folgenden Relationen zueinander stehen:

1.1. $Z \parallel O$

1.2. $Z \nparallel O$

1.2.1. $Z = O$

1.2.2. $Z \subset O$

1.2.3. $Z \supset O$.

1.1. bezeichnet die Kontexturgrenze zwischen Zeichen und Objekt, d.h. die wechselseitige Transzendenz beider. Diese Relation kennzeichnet somit die nicht-arbiträren (unmotivierten) Semiotiken wie z.B. diejenige von de Saussure und Peirce. Allerdings fallen bereits die natürlichen Zeichen (Zeichen $\phi\upsilon\sigma\epsilon\iota$) unter die Relation 1.2, und zwar genau wie die zuletzt in Toth (2012) behandelten Ostensiva unter (1.2.1.), d.h. es besteht im Bereich von 1.2. eine intrinsische Relation zwischen Zeichen und Objekt, die demnach durch keine Kontexturgrenze voneinander getrennt und also einander auch nicht transzendent sind. Die Fälle unter 1.2. kennzeichnen somit die arbiträren (motivierten) Semiotiken, wie sie bes. im Mittelalter und in der Neuzeit noch bei Walter Benjamin sowie natürlich in der Kabbala und der ihr assoziierten Zahlenmystik vertreten sind.

2.1. $Z \parallel O$

Zeichen und Objekt sind nur deshalb einander transzendent, weil innerhalb der 2-wertigen aristotelischen Logik das Tertium non datur gilt, d.h. es gibt nichts Vermittelndes zwischen Z und O, und demzufolge werden sie durch eine Kontexturgrenze voneinander getrennt. Eine Vereinigung von Z und O bedarf also des Überganges zu einer Logik, in der ein Quartum, Quintum usw. non datur gilt, d.h. einer mindestens 3-wertigen Logik.

2.2. $Z = O$

Natürliche Zeichen und Ostensiva zeichnen sich dadurch aus, daß sich das Zeichen nicht aus ihnen verselbständigen kann, wie dies wegen der Arbitrarität z.B. bei Symbolen der Fall ist. Z.B. repräsentiert eine Eisblume nur sich selbst, aber im Gegensatz zur Eigenrealität der Zeichen $\theta\acute{\epsilon}\sigma\epsilon\iota$ eben als Objekt und nicht als Zeichen. Somit tritt an die Stelle der thetischen Einführung die Interpretation, da man der Eisblume wohl keine thetische Selbstintroduktion unterstellen kann. Ferner koinzidieren bei natürlichen Zeichen somit Realität und Mitrealität, d.h. sie stehen für nichts anderes als sich selbst. Etwas anders liegt der Fall bei Ostensiva. Es handelt sich hier zwar nicht um Zeichen $\phi\acute{\upsilon}\sigma\epsilon\iota$, die sich selbst präsentieren statt anderes zu repräsentieren, aber auch sie werden nicht etwa thetisch eingeführt: Das "Sich-selber-sprechen-Lassen" von Objekten funktioniert ja nur dann, wenn das Objektzeichen in eine Situation eingebettet ist, die keine Ambiguitäten zuläßt. Das bedeutet aber, daß wir neben der thetischen Einführung von Zeichen $\theta\acute{\epsilon}\sigma\epsilon\iota$ und der Interpretation von Zeichen $\phi\acute{\upsilon}\sigma\epsilon\iota$ noch die situationsbestimmte Zeichenhandlung bei Ostensiva unterscheiden müssen. Mit diesen drei Prozessen werden also Objekte zu Zeichen befördert.

1.2.2. $Z \subset O$

Typisch für diesen Fall ist die paracelsische Semiotik: "Die semiologische Ordnung des Paracelsus ist nicht nur eine Form des Wissens, sondern die Mimesis der in den Zeichen wirksamen Lebendigkeit der Natur. Das Zeichen ist das Wesen der Dinge" (Böhme 1988). Man beachte, daß dieser Fall impliziert, daß das Subjekt Teil des Objekts und damit das Objekt inhomogen, also Güntherisch gesprochen mit "Reflexionsbrocken durchsetzt" ist. Hier zeigt sich also eine intrinsische Beziehung zur v.a. von Heidegger und sogar dem früheren Bense vertretene Auffassung, wonach das Nichts ins Sein eingebettet ist (vgl. z.B. Bense 1952, S. 80 f.).

1.2.3. $Z \supset O$.

Dieser Fall, für den ich mindestens bislang keinerlei Zeugnisse gefunden habe, würde besagen, daß das Objekt ein Teil des Subjekts und also das Sein ein Teil des Nichts ist. Damit wird also die Semiose umgekehrt, die somit nicht mehr vom Objekt zum Zeichen, sondern vom Zeichen zum Objekt führt, d.h. nicht das Zeichen ist das Metaobjekt des Objektes (Bense 1967, S. 9), sondern es ist umgekehrt das Objekt ein Metazeichen des Zeichens. Hier kündigt sich also sozusagen die Polykontextualitätstheorie in Umkehrung des Heideggerschen Verhältnisses von Ontik und Meontik an, als deren einfachster Ausdruck wir die Transformation $(Z \parallel O) \rightarrow (Z \nparallel O)$ bestimmen können.

Man beachte, daß $(Z \parallel O)$ den Fall $(Z \neq O)$ einschließt und daß somit der Gegensatz $(Z \parallel O) \neq (Z \nparallel O)$ auf denjenigen von $(Z = O) \neq (Z \neq O)$ zurückgeführt werden kann. Zwischen diesen beiden Haupttypen des Verhältnisses von Zeichen und Objekt vermitteln somit die Typen $(Z \subset O)$ und $(Z \supset O)$ mit den Grenzfällen $(Z \subseteq O)$ und $(Z \supseteq O)$ für natürliche Zeichen und Ostensiva.

Literatur

Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Böhme, Hartmut, Natur und Subjekt. Frankfurt am Main 1988

Toth, Alfred, Ostensiva und Spuren. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012

Arbitrarität und Unsichtbarkeit

1. Bekanntlich herrschte die sog. objektive Semiotik, die auf einem nicht-arbiträren, d.h. motivierten Zeichenbegriff basiert, während des gesamten Mittelalters. Eine ihrer bekanntesten Auswirkungen ist die Monogenese-Theorie der Sprachen. Demnach könnte man sagen, daß die Geburt der Arbitrarität des Zeichens mit der babylonischen Sprachverwirrung einsetzt. Logisch gesehen aber sitzt der Grund, weshalb sich erst seit de Saussure das arbiträre Zeichenmodell durchzusetzen begann, in dem Nichtvollzug der Trennung von Objekt und Subjekt bzw. im fehlenden Autonomieanspruch des Subjekts. Noch um 1888 schreibt Nietzsche: "Das 'Subjekt' ist nichts Gegebenes, sondern etwas Hinzu-Erdichtetes, Dahinter-Gestecktes. – Ist es zuletzt nötig, den Interpreten noch hinter die Interpretation zu setzen?" (Hanser-Ausgabe, Bd. III, S. 903). Damit stehen wir bereits im Kern der Problematik des Peirceschen Zeichenbegriffs. Von Bense (1967, S. 9) erfahren wir zwar, daß das Objekt, das bezeichnet werden soll, stets "vorgegeben" sei und daß "jedes beliebige Etwas zum Zeichen erklärt" werden könne, aber vom Subjekt und der Relation des Subjekts zum Objekt ist keine Rede. Merkwürdigerweise schleicht sich das Subjekt dann aber in Gestalt des "Interpretanten" in die fertige Zeichenrelation ein, und man fragt sich, woher denn der Interpretant komme, in welcher Beziehung er zum Interpreten, d.h. zum Subjekt stehe, und von was für einem Bewußtsein hier denn eigentlich die Rede ist, wenn Bense später präzisiert, die Zeichenfunktion würde die "Disjunktion zwischen Welt und Bewußtsein überbrücken" (1975, S. 16).

2. Nun kann man bekanntlich ein Objekt auf drei Arten durch Zeichen repräsentieren. Durch die iconische Abbildung verdoppelt man das Objekt, indem man es (in piktoralem Sinne) abbildet, durch die indexikalische Abbildung schafft man eine Kopie, die auf das Objekt verweist, und durch die symbolische Abbildung substituiert man das Objekt durch ein Nichts, dessen Relation zum substituierten Objekt durch Konvention festgelegt wird. In anderen Worten: Nur im symbolischen Fall steht und fällt das Zeichen mit dem Subjekt, das demzufolge in die Relation des Zeichens zum Objekt hineinkommen muß, und ferner werden hierfür mindestens zwei Subjekte benötigt, damit überhaupt von

Konvention die Rede sein kann. Wenn also Nietzsche schrieb, die Wahrheit beginne immer erst mit zwei Personen, dann könnte man ergänzen, die Arbitrarität setze ebenfalls immer mindestens zwei Personen voraus. Damit dürfte erwiesen sein, daß Arbitrarität notwendig das autonome Subjekt voraussetzt und daß somit nur die künstlichen Zeichen die Präsenz von Subjekten in der Zeichenrelation voraussetzen, nicht aber die natürlichen Zeichen, denn diese werden von Subjekten außerhalb des Objekt-Zeichen-Systems interpretiert, da sie ja in keiner intrinsischen Relation mit dem als Zeichen erscheinenden Objekt stehen, denn natürliche Zeichen sind überhaupt nicht thetisch eingeführt, sondern bei ihnen ist nicht nur das Objekt, sondern auch dessen Zeichencharakter der Interpretation durch Subjekte vorgegeben. Und genau an diesem Punkt setzt die objektive Semiotik ein: Sie leugnet im Grunde die Berechtigung einer thetischen Introdution für *sämtliche* Zeichen, also in Sonderheit auch für künstliche, d.h. die Interpretation außersystemischer Subjekte bei Zeichen φύσει wird für Zeichen θέσει verallgemeinert. So argumentiert wiederum Nietzsche unmittelbar an das oben gegebene Zitat anschließend: "Soweit überhaupt das Wort 'Erkenntnis' Sinn hat, ist die Welt erkennbar: aber sie ist anders *deutbar*, sie hat keinen Sinn hinter sich, sondern unzählige Sinne. – 'Perspektivismus'" (Hanser-Ausgabe, Bd. III, S. 903).

3. Wir interpretieren also Objekte, anstatt irgendwelche phantasmagorischen "Metaobjekte" an ihre Stelle zu setzen und das Subjekt auf noch opakere Weise irgendwie in diese Metaobjekte hineinzuschmuggeln. Das ist nun exakt die Quintessenz aller Spielarten der objektiven Semiotik, d.h. es wird nicht nur von einer Einheit von Zeichen (Z) und Objekt (Ω) ausgegangen, sondern auch von derjenigen von Objekt und Subjekt. Damit wird erstens die Hypostase eines sich innerhalb der Zeichenrelation befindlichen "Interpretanten" überflüssig, und zweitens benötigt man vor allem überhaupt keine vom Objekt separierte Zeichenrelation, denn das Zeichen ist ja nichts anderes als das interpretierte Objekt

$$Z = I(\Omega).$$

Unter die Definition $Z = I(\Omega)$ fallen damit, wie bereits gesagt, sowohl natürliche als auch künstliche Zeichen. Wegen der Identität von Zeichen und Objekt kann das Auftreten von Arbitrarität somit nur dadurch erklärt werden, daß die Interpretation "nachläßt", die also nicht etwa als Abbildung $\Omega \rightarrow Z$, sondern als Abbildung $Z \rightarrow \Omega$ zu verstehen ist, so zwar, daß Bedeutung ($M \rightarrow O$) und Sinn ($O \rightarrow I$) mit dem Zeichen natürlich ebenfalls Teil des Objektes sind und die Abbildung einer im Sinne einer "Extraktion" als im Sinne einer "additiven" Zuordnung zu verstehen ist, d.h. wir haben

$$Z \rightarrow \Omega: (M \rightarrow O) \subset \Omega \wedge (O \rightarrow I) \subset \Omega,$$

und somit

$$(Z = I(\Omega)) = (Z \subset \Omega) = ((M \subset (O \subset I)) \subset \Omega).$$

Es gibt somit im wesentlichen nur einen einzigen Grund für das mögliche Nachlassen der Interpretation von Objekten: deren Absenz oder zumindest Unsichtbarkeit. Man bedenke die Entwicklung von der Makroskopie zur Mikroskopie: die letztere hat sozusagen, indem sie die Objekte in immer kleinere Teile zerlegte, sie der Sichtbarkeit und der Interpretation entzogen. Damit stimmt nicht nur per Zufall, daß die Heisenbergsche Unschärferelation die Unterscheidung von Subjekt und Objekt im Bereich der Hochenergiephysik verschwimmen läßt: Das dem Objekt nach Nietzsche "hinzugedichtete" Subjekt steht und fällt eben mit dem Objekt, und wo es entschwindet, entschwindet auch das Subjekt. Im Grunde ergibt sich hier also eine überraschende parallele Konzeption zwischen der objektiven Semiotik und der Günther-Kaehrschen Polykontextualitätstheorie: Zwar reduziert die letztere die Dichotomie von Objekt und Subjekt auf das Nichts der Kenogrammatik, aber Objekt und Subjekt fallen in ihr ebenso zusammen wie in der objektiven Semiotik, in der das Subjekt nichtautonomer Teil des Objekts ist, und in beiden Theoriemodellen tritt die Interpretation an die Stelle der Fichteschen Thetik, und zwar in der Polykontextualitätstheorie in Form der Belegung der Kenogramme und in der objektiven Semiotik in Form der Objektsinterpretation. Man ist somit berechtigt zu sagen: Arbitrarität entsteht, wo das Objekt

verschwindet, und sie wächst, indem sich das Objekt der Sichtbarkeit entzieht. Damit ist die strukturalistische Semiotik im Grunde weniger eine Theorie der nicht-arbiträren Zeichen als eine Theorie der unsichtbaren Objekte, während die prä-strukturalistische Semiotik (dual dazu) keine Theorie der arbiträren Zeichen, sondern eine Theorie der sichtbaren Objekte ist.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Opakisierung und Transparentierung des Subjekts

1. Arbitrarität entsteht, wo das Objekt verschwindet, und sie wächst, indem sich das Objekt der Sichtbarkeit entzieht. Deshalb wurde in Toth (2012) argumentiert, daß die strukturalistische Semiotik im Grunde weniger eine Theorie der nicht-arbiträren Zeichen als eine Theorie der unsichtbaren Objekte ist, während die prä-strukturalistische, objektive Semiotik primär keine Theorie der arbiträren Zeichen, sondern eine Theorie der sichtbaren Objekte ist. Eine mögliche Folgerung aus dieser hier zwischen objektiver und subjektiver Semiotik etablierten Dualität wäre, daß eine wirkliche Zeichentheorie im Sinne der von Bense (1967, S. 9) eingeführten, zugleich ihre Objekte substituierenden als auch sie verdoppelnden und auf sie hinweisenden "Metaobjekte" erst noch zu schreiben ist.

2. Nach Nietzsche ist das Subjekt dem Objekt "hinzugedichtet" (Hanser-Ausgabe, Bd. III, S. 903). Dieses Hinzudichten betrifft allerdings nur das sich nicht bereits innerhalb des Objektes befindliche Subjekt, d.h. es betrifft die Zeichen $\theta\acute{\epsilon}\sigma\epsilon\iota$ und nicht die Zeichen $\phi\acute{\upsilon}\sigma\epsilon\iota$, denn die letzteren sind bereits Einheiten von Objekt und Zeichen, und diese Erkenntnis bedarf keiner thetischen Einführung sondern einer Interpretation, oder wie Nietzsche sagt: "Es ist alles *subjektiv*, sagt ihr: aber das ist schon Auslegung" (loc. cit.). Der Übergang von der objektiven, auf der Motivation der Zeichen gegründeten Semiotik $\phi\acute{\upsilon}\sigma\epsilon\iota$ zur subjektiven, auf der Arbitrarität der Zeichen gegründeten Semiotik $\theta\acute{\epsilon}\sigma\epsilon\iota$ kann demnach durch die Transformation

$$[Z = I(\Omega)] \rightarrow [ZR = (M, O, I)]$$

beschrieben werden (z.B. der Übergang von der paracelsischen zur peirceschen Semiotik). Läßt also in der objektiven Semiotik die Interpretation nach, d.h. kann sie den Zeichenanteil der Objekte nicht mehr extrahieren, tritt an die Stelle der Identität von Objekt und Zeichen deren Transzendenz, d.h. es wird eine Kontexturgrenze zwischen Objekt und Zeichen etabliert. Die oben gegebene Transformation bedeutet also nicht etwa den Übergang von logischer 1-Wertigkeit zu logischer 2-Wertigkeit, sondern deutet im Grunde bereits den

Übergang von der Mono- zur Polykontextualität an. Zeichen und Objekt fallen innerhalb der objektiven Semiotik im Objekt, das zugleich objektiv und subjektiv fungiert, zusammen, und sie fallen innerhalb der Polykontextualitätstheorie zusammen, indem sie auf das strukturierte Nichts der Kenogrammatik reduziert werden.

3. Nun kann die Interpretation des Objektes in der Funktion $Z = I(\Omega)$ auf zwei verschiedene Weisen nachlassen, d.h. die Extraktion der Subjektivität des Objektes verhindern: erstens durch Opakisierung des Objekts und zweitens durch Opakisierung des Subjekts. Nachdem der erste Fall bereits in Toth (2012) behandelt wurde, geht es im folgenden also um die Opakisierung des Subjekts und dessen nachträgliche Transparentierung. So lesen wir bei Hartmut Böhme den für die Semiotik bedeutenden Satz: "Die Maske ist die Metapher für die Differenz zwischen Intention und Ausdruck, Signifikant und Signifikat" (1988, S. 18). Somit setzt aber die Maske als Metapher für einen bereits im Novalisschen Sinne nicht-sympathisch gewordenen Abgrund zwischen Zeichen und Bezeichnetem die Arbitrarität dieser Relation voraus, oder anders gesagt: Das Verschwinden des Objektes ist in einer objektiven Semiotik notwendige Bedingung für die Opakisierung des Subjekts. Da das Subjekt innerhalb der motivierten Semiotik als Teil des Objekts aufgefaßt wird

$$(Z = I(\Omega)) = (Z \subset \Omega) = ((M \subset (O \subset I)) \subset \Omega),$$

bedeutet also die dadurch entstehende Arbitrarität eine restituierende Transparentierung des Subjektes, und erst dieser Prozeß stiftet also Transzendenz zwischen dem Zeichen und seinem Objekt, indem es das Zeichen innerhalb einer symbolischen, d.h. konventionellen Abbildung auf ein Nichts abbildet, dessen Relation zum Objekt mit einer Gruppe von Subjekten steht und fällt. Nur auf diese Weise und nur aus diesem Grunde können Zeichen verschwinden, denn in einer objektiven Semiotik gilt das Theorem der qualitativen Erhaltung qua Einbettung des subjektiven in das objektive Objekt. Transparentierung bedeutet also die phantomatische Emergenz eines Nichts-Substitutes, durch das das bezeichnete Objekt weniger verdoppelt als gespiegelt, d.h. sozusagen um seinen Schatten komplementiert wird. Hier haben wir also die Ursache für

die Entstehung von "Doppelgängern", die somit als zwar identische, aber gleichzeitig von ihren Objekten diskretierte Zeichen aufzufassen sind, d.h. als "Personifizierungen" des subjektiven Objektanteils der objektiven Objekte und damit als Vergegenständlichungen des Extraktionsprozesses ($Z \rightarrow \Omega = (I(\Omega) = Z)$), durch den in der objektiven Semiotik nicht nur Zeichen φύσει, sondern auch Zeichen θέσει interpretiert werden: Interpretation also Extraktion subjektiver Subjekte aus objektiven Subjekten. In Panizzas philosophischem Hauptwerk lesen wir: "Was mir in der Natur entgegentritt, nach Abzug der Wirkung meiner Sinne, ist der Dämon (...). In der Erscheinungswelt trifft sich also der Dämon von zwei Seiten, maskiert, wie auf einem Maskenball. In zwei einander gegenüberstehenden Menschen, die sich messen, spielt also der Dämon mit seinem Alter Ego; beide in Maske. Und ich, der sinnliche Erfahrungsmensch, bin nur gut zum Maskenspiel. Wir sind nur Marionetten, gezogen an fremden, uns unbekanntem Schnüren" (1895, S. 190 f.).

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Böhme, Hartmut, Natur und Subjekt. Frankfurt am Main 1988

Panizza, Oskar, Der Illusionismus und Die Rettung der Persönlichkeit. Leipzig 1895

Toth, Alfred, Arbitrarität und Unsichtbarkeit. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012

Extraktion in der objektiven Semiotik

1. In Toth (2012a,b) hatten wir festgestellt, daß die objektive Semiotik, d.h. diejenige, welche eine nicht-arbiträre bzw. motivierte Relation zwischen Zeichen und bezeichnetem Objekt voraussetzt, nicht wie die subjektive, d.h. arbiträre bzw. unmotivierte Semiotik, eine Subjektautonomie kennt, sondern das Objekt gleichzeitig als objektives und als subjektives Objekt auffaßt. An die Stelle der thetischen Zuordnung eines Metaobjekts zu einem Objekt (vgl. Bense 1967, S. 9) in der subjektiven Semiotik, tritt also in der objektiven Semiotik die Extraktion des Subjektanteils des dergestalt "janusköpfigen" Objekts.

2. Man kann sehr oft feststellen, daß bei der Definition der (subjektiven) semiotischen Objektbezüge die Codomänen, die doch erst durch die betreffenden Abbildungen entstehen, bereits vorausgesetzt werden. So wird das Icon als eine quasi-injektive Abbildung aus der Merkmalsmenge des Objekts auf die Merkmalsmenge des Zeichens definiert – dabei gibt es vor der Abbildung doch noch gar kein Zeichen, denn das, was Bense (1967) die "Zuordnung" eines Metaobjekts zu einem Objekt nennt, entsteht ja erst nach der Abbildung, d.h. die Abbildung kann keine Zuordnung sein. In diesem Punkt stimmen die Definitionen des Index und des Symbols mit derjenigen des Icons überein. Diese drei Abbildungen sehen daher in Wirklichkeit vielmehr wie folgt aus.

2.1. Iconische Abbildung

$\Omega_1 \rightarrow \Omega_2$

Zunächst können durch Abbildungen natürlich wiederum nur Objekte erzeugt werden, d.h. deren Ummünzung zu Meta-Objekten (relativ zu ihren Objekten) geschieht post festum und in allen drei Bezügen vermöge Konvention. Bei der iconischen Abbildung werden so viele Merkmalsmengen wie möglich auf ein zweites Objekt abgebildet, damit dieses (Ω_2) ein Abbild von (Ω_1) ist.

2.2. Indexikalische Abbildung

$$\Omega_1 \leftarrow \Omega_2$$

Beim Index werden natürlich keine Elemente z.B. eines Wegweisers auf eine von ihm verwiesene Stadt abgebildet, sondern es findet die umgekehrte Abbildung statt, aber anstatt wie beim Icon möglichst viele Merkmale, d.h. Qualitäten abzubilden, genügt im Prinzip eine einzige Qualität, also im Falle des Wegweisers die Quantität der Richtung. Nicht die Beschaffenheit der Stadt, sondern nur ihre Lage wird durch eine minimale Kopie dieser Stadt, also den Wegweiser, angezeigt, der mit der Stadt außer der Richtung nichts gemein hat. (Werden sekundär Ortsangaben des Wegweisers und Entfernungsangaben des Referenzobjektes gemacht, so handelt es sich um ein semiotisches Objekt, vgl. Walther 1979, S. 122 f.).

2.3. Symbolische Abbildung

$$\Omega_1 \leftrightarrow \Omega_2$$

Die Bijektion von Abzubildendem und Abgebildetem ist der formale Ausdruck der konventionellen Verankerung des Zeichens in einer Gemeinschaft von Zeichenverwendern.

Da vom Standpunkt der Abbildungen aus gesehen, jeweils Objekte auf ein Nichts (■) projiziert werden (ähnlich wie ein Film auf eine leere Leinwand projiziert wird), könnte man subjektive semiotische Objektbezüge also auch wie folgt darstellen:

1. Iconische Abbildung

$$\Omega_1 \rightarrow \blacksquare; \blacksquare \leftarrow \Omega_2$$

2. Indexikalische Abbildung

$$\blacksquare \leftarrow \Omega_2; \blacksquare \leftarrow \Omega_1$$

3. Symbolische Abbildung

$$\Omega_1 \leftrightarrow \blacksquare; \blacksquare \leftarrow \Omega_2$$

3. Diese drei Abbildungstypen haben also alle gemein, daß es die Abbildungen selbst sind, welche die jeweilige Domäne erzeugen, d.h. es wird immer ein Subjekt *außerhalb* des Zeichen-Objekt-Systems präsupponiert, das wie ein deus/diabolus ex machina die Semiose durchführt. Nur auf diese Weise ist zu erklären, warum eine sekundäre Belegung des durch die drei Abbildungen erzeugten Nichts entsteht – und damit das jeweils zweite Objekt als Metaobjekt interpretiert werden kann. Dieser subjektautonomen Vorgangsweise gegenüber geht nun die objektive Semiotik, wie bereits angetönt, davon aus, daß das Objekt sowohl sich selbst als solches als auch sich selbst als Zeichen enthält, d.h. zugleich als objektives (oO) und als subjektives Objekt (sO) fungiert

$$[\Omega = [oO, sO]] \rightarrow \Sigma$$

m

$$\Sigma = I(\Omega),$$

d.h. das Zeichen ist nicht wie in der subjektiven Semiotik das thetisch introduzierte zweite (sekundäre) Objekt, sondern das interpretierte einzige Objekt, das demnach weder verdoppelt noch gespiegelt oder kopiert werden muß, und damit erübrigen sich natürlich auch die Abbildungen ins Nichts.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Toth, Alfred, Arbitrarität und Unsichtbarkeit. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012a

Toth, Alfred, Opakisierung und Transparentierung des Subjekts. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012b

Walther, Elisabeth, Allgemeine Zeichenlehre. 2. Aufl. Stuttgart 1979

Die Einführung der Objekte

1. Nietzsche schreibt in einem Fragment der 80er Jahre (Bd. III, S. 534 f.):

„Woher können wir wissen, *daß es Dinge gibt?* Die "Dingheit" ist erst von uns geschaffen. Die Frage ist, ob es nicht noch viele Arten geben könnte, eine solche *scheinbare* Welt zu schaffen – und ob nicht dieses Schaffen, Logisieren, Zurechtmachen, Fälschen die bestgarantierte *Realität* selbst ist: kurz, ob nicht das, was "Dinge setzt", allein real ist; und ob nicht die "Wirkung der äußeren Welt auf uns" auch nur eine Folge solcher wollenden Subjekte ist (...). Das *Subjekt allein ist beweisbar: Hypothese, daß es nur Subjekte gibt* – daß "Objekt" nur eine Art Wirkung von Subjekt auf Subjekt ist ... ein *modus des Subjekts.*“

In Toth (2012a) wurde argumentiert, daß Nietzsches Idee einer Semiotik, in der es keine Objekte gibt, dennoch eine sog. objektive, d.h. nicht-arbiträre bzw. motivierte Semiotik ist, wie sie besonders durch die Zeichentheorie des Paracelsus bekannt ist. Allerdings treten bei Nietzsche an die Stelle der objektiven Objekte die objektiven Subjekte und demnach an die Stelle der paracelsischen Interpretation der Objekte die Kommunikation zwischen logischen Du's. Den Platz des in Toth (2012b) als "Extraktion" bestimmten Abbildungstyps der objektiven Semiotik nimmt in Nietzsches Semiotik eher eine Form der Herausdestillation des Objektanteils der objektiven Subjekte ein. An die Stelle der logisch-epistemologischen Opposition der triadischen Semiotik

1. objektives Objekt : subjektives Subjekt

tritt also in der objektiven, z.B. paracelsischen Semiotik die Opposition

2. objektives Objekt : subjektives Objekt

und in der Nietzscheanischen Semiotik die Opposition

3. subjektives Subjekt : objektives Subjekt.

Thetische Introduction kann es daher nur in einer Semiotik des 1. Typs geben, während sie beim 2. und 3. Typ durch interpretative Verfahren ersetzt ist. Ernst Bloch spricht bezüglich einer Semiotik des 2. Typs von Dechiffrierung ("Real-Chiffren"), und bei Nietzsches zum 3. Typ gehörender Semiotik könnte man also eher von Befragung sprechen. Nun wird das objektive Objekt im 1. Typ einfach vorausgesetzt, im 2. Typ wird das Zeichens als "Wesen" des Objekts bestimmt, d.h. das letztere ebenfalls vorausgesetzt, aber im 3. Typ herrscht nun im Gegensatz zum 1. und 2. Typ in Umkehrung der üblichen Perspektive nicht Objekt-, sondern Subjektprimordialität, d.h. es werden nicht Zeichen aus Objekten hergestellt, sondern umgekehrt Objekte aus Zeichen abgeleitet.

2. Man könnte also diese "konverse" thetische Introduction vor dem theoretischen Hintergrund der Peirce-Bense-Semiotik wie folgt skizzieren:

$ZR \rightarrow \Omega$

$((((3.a) 2.b) 1.c) \rightarrow (1.a, (2.b, (3.c))))$.

Damit wird also die semiotische Inklusionsordnung für $((((3.a) 2.b) 1.c)$ mit $(a \leq b \leq c)$ durch die neue Ordnung $(a \geq b \geq c)$ ersetzt, d.h. wir erhalten durch Belegung der $a \dots c \in \{1, 2, 3\}$ genau die Differenzmenge der aus a, b, c ohne Inklusionsbeschränkung herstellbaren Tripel und der in der Peirceschen Semiotik "erlaubten" Trichotomien (die "neuen" Tripel sind im gestirnt):

(111)	*(121)	*(131)
(112)	(122)	*(132)
(113)	(123)	(133)
*(211)	*(221)	*(231)
*(212)	(222)	*(232)
*(213)	(223)	(233)
*(311)	*(321)	*(331)
*(312)	*(322)	*(332)
*(313)	*(323)	(333),

d.h. man erhält auf diese Weise erst dann das folgende Repräsentationssystem aller $33 = 27$ möglichen Tripel, wenn man nicht nur von

$ZR = (((3.a) 2.b) 1.c),$

sondern auch von deren Umkehrung

$ZR-1 = (1.a, (2.b, (3.c)))$

ausgeht, d.h. wenn man sozusagen die thetische Einführung in beiden Richtungen durchläuft, also vom Objekt zum Zeichen und vom Zeichen zum Objekt. Die Erklärung für diese bemerkenswerte Feststellung liegt im Grunde auf der Hand: Wie in Toth (2012b) gezeigt, ist die Peircesche Semiotik insofern zirkulär, als sie Objekte auf Zeichen abbildet, aber die Zeichen durch diese Abbildung erst herstellt. Nimmt man also die Präexistenz der Zeichen an, so ist die thetische Einführung überflüssig. Nimmt man hingegen die thetische Einführung (und damit notwendigerweise ein Subjekt) als präexistent an, dann bleibt nur der Schluß, daß die Objekte zunächst auf ein Nichts (also vielleicht Kenostrukturen) abgebildet werden, die dann erst sekundär mit den semiotischen Werten belegt werden. Damit wäre die Semiotik aber insofern nicht mehr selbst-konsistent, als sie der Kenogrammatik, d.h. einer viel tieferen Repräsentationsstufe, bedürfe, um sich selbst zu begründen, m.a.W., die Semiotik verlöre exakt jene Eigenschaft, die sie nach Peirce zur "Methode der Methoden" macht: nämlich den Anspruch, "tiefste" Fundierungen zu liefern (vgl. Bense 1986, S. 64 ff.) und daher "universal" zu sein (vgl. Bense 1983).

Den Anschluß an das eingangs gegebene Nietzsche-Zitat finden wir natürlich im durch und durch subjektiven Charakter der oben hergestellten 17 "objektiven" Tripel, denn diese "Objekte" wurden ja gemäß Voraussetzung aus Zeichen hergestellt, tragen somit deren subjektiven Charakter und sind daher natürlich logisch betrachtet keine objektiven, sondern subjektive Objekte. Das bedeutet aber: Die arithmetischen Folgen, die sich aus den Elementen der Differenzmenge zwischen den über einem Zahlentripel herstellbaren und den in der Peirceschen Semiotik qua Inklusionsbeschränkung aus ihnen herausge-

filterten Tripeln konstruieren lassen, konstituieren ganz genau die Basisrelationen einer objektiven Semiotik (2. Typ).

Literatur

Bense, Max, Das Universum der Zeichen. Baden-Baden 1983

Bense, Max, Repräsentation und Fundierung der Realitäten. Baden-Baden 1986

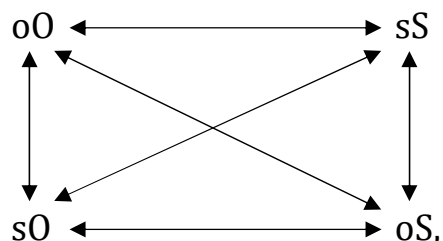
Toth, Alfred, Qualitäten als Quantitätsdifferenzierung. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012a

Toth, Alfred, Extraktion in der objektiven Semiotik. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012b

Logisch-epistemische Strukturen der Semiose

1. Daß bei der Semiose nicht einfach ein "vorgegebenes" Objekt "als Zeichen eingeführt" wird (vgl. Bense 1967, S. 9), dürfte spätestens dann klar sein, wenn man sich vergegenwärtigt, daß vor Saussure jahrhundertlang – und zeitweilig selbst nach dem "Cours" – sog. objektive Semiotiken vorgeherrscht haben, d.h. solche, die auf einem nicht-arbiträren Zeichenbegriff beruhen. Diese gehen also davon aus, daß das Objekt selbst das Zeichen motiviert, d.h. daß die Semiose Interpretation des Objektes und nicht thetische Einführung eines Nichts als Objektskopie bedeutet – und daß damit natürlich die Dichotomie von bezeichnetem Objekt und bezeichnendem Zeichen automatisch ausgeschlossen ist (vgl. Toth 2012a). Weniger bekannt – und angesichts der Flut diesbezüglicher Literatur völlig unverständlich – ist, daß Nietzsche der objektiven eine "subjektive" Semiotik gegenüberstellte, die auf der Idee basiert, daß die Differenz von subjektivem und objektivem Subjekt ausreicht und demzufolge die Annahme eines objektiven Objekts sich erübrigt (vgl. Toth 2012b).

2. Als Quintessenz soll festgehalten werden, daß also die logisch-epistemischen Funktionen von Objekt und Subjekt auch für die Semiose ausschlaggebend sind und daß dies ferner in Sonderheit auch für die Abbildungsrichtung zwischen Objekt und Zeichen gehört, denn selbstverständlich verhalten sich die thetische Einführung in den motivierten Semiotiken und die Objektinterpretation in den arbiträren Semiotiken wie eine Funktion und ihre Umkehrfunktion. Im folgenden stehen die Abkürzungen oO und sO für das objektive und das subjektive Objekt und oS und sS für das objektive und das subjektive Subjekt. Wir bekommen dann folgendes Schema



in dem natürlich die Dualbeziehungen

$$\times(sO) = oS$$

$$\times(oO) = sS$$

gelten. Die 6 theoretisch möglichen logisch-semiotischen Formen von Semiose sind dann

$$[oO, sO]$$

$$[oO, oS] \quad [sO, oS]$$

$$[oO, sS] \quad [sO, sS] \quad [oS, sS],$$

wobei nach dem eingangs Gesagten die Umkehrung eines Tripels, das entweder sS oder oO oder beide enthält, im Gültigkeitsbereich der 2-wertigen Logik ausgeschlossen ist, da die Präsenz von wenigstens einer "homogenen" logisch-epistemischen Funktion kontextuelle Transgression impliziert, d.h. das Zeichen kann dann nicht auf das ihm transzendente Objekt rückabgebildet werden ("Einmal Zeichen – immer Zeichen!").

3. Sehen wir uns nun die 6 Semiose-Funktionen im einzelnen kurz an. Wir haben also

- f1: $oO \leftarrow sS$ thetische Introduction (Peirce)
- f2: $oO \leftarrow oS$?
- f3: $oO \rightarrow sO$ obj. Semiotik (z.B. Paracelsus, J. Böhme, Hamann)
- f4: $sO \leftarrow oS$ Arbitrarität zw. signifiant u. signifié (Saussure)
- f5: $sO \leftarrow sS$??
- f6: $oS \rightarrow sS$ subj. Semiotik (Nietzsche)

Die eingetragenen Instanzen dürften ohne weiteres klar sein. f2 bildet einen Zeichenträger auf ein bezeichnetes Objekt ab, hier liegt also der Fall der sog. Anzeichen (natürliche Zeichen, Vorzeichen, Symptome usw.) vor. Durch f5 wird hingegen ein subjektives Subjekt auf ein subjektives Objekt abgebildet, d.h. es liegt ein bisher unbekannter Typus von theoretisch möglichen Semiotiken vor, in der sozusagen ein Zeichenträger thetisch eingeführt wird. Man wird sich also

den Kopf zerbrechen dürfen, ob es in der langen Geschichte der Semiotik auch für diesen Typus bereits Vorläuferkonzeptionen gegeben hat.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Toth, Alfred, Arbitrarität und Unsichtbarkeit. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012a

Toth, Alfred, Die Einführung der Objekte. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012b

Nummern-Figuren

1. Nummern sind, wie zuletzt in Toth (2013) dargestellt wurde, seltsame Gebilde, die zwar sowohl an Objekten als auch an Zeichen partizipieren, aber dennoch zwischen ihnen angesiedelt sind. Nummern sind nur innerhalb bestimmter Systeme eindeutig, und bei sich überschneidenden Systemen kommen sogar Mehrdeutigkeiten vor. Auf ein Objekt können mehrere Nummern abgebildet werden, und es kann eine einzige Nummer auf mehrere Objekte abgebildet werden. Semiotisch bezeichnet eine Nummer z.B. ein Haus, doch obwohl theoretisch verschiedene Nummern auf ein Haus abgebildet werden können, ist die Numerierung innerhalb bestimmter Systeme nicht-arbiträr. Arithmetisch fungieren Nummern sowohl ordinal als auch kardinal, doch so, daß ein Haus mit der Nummern n nicht notwendig das n -te Haus des betreffenden Systems sein muß. Da Häuser i.d.R. zweizeilig angeordnet sind, entfallen Nummern mit geraden Zahlen auf die eine und solche mit ungeraden Zahlen auf die andere Häuserzeile. Dennoch muß aber die Abbildung gerader auf ungerade Nummern ebenfalls nicht eindeutig sein.

2. Im folgenden wird nun auf eine weitere Besonderheit von Nummern hingewiesen: auf ihr Auftreten in bzw. als Figuren. Während Figuren bei Zeilen nichts Besonderes sind (vgl. etwa ihre Verwendung innerhalb der Konkreten Poesie), können flächige, sog. komplexe Zahlen in der quantitativen Arithmetik nur bei Schiefkörpern der Dimensionen 2, 4 und 8 auftreten. Dagegen sind innerhalb der quantitativen Arithmetik (vgl. Kronthaler 1986, S. 26 ff.) sowohl Proto-, Deutero- als auch Tritozahlen flächige Zahlen, und die Protozahlen erweisen sich als Faserungen der Peanozahlen. Bei Nummern hingegen ergibt sich die Flächigkeit ihrer arithmetischen Anteile aus den Referenzsystemen, d.h. aus den durch ihre semiotischen Anteile bezeichneten Objekten. Will man die Anzahl der einem System von Nummern zugeordneten Referenzsysteme als die Dimension der Nummer bezeichnen, so fällt diese natürlich nicht mit der Dimension ihres arithmetischen Anteils zusammen.

2.1. Nummern-Figuren mit 3 Referenzsystemen



Referenzsystem 1: Limmatquai 26.

Referenzsystem 2: Preyergasse 14, 16, Ø, 20, 22, 24.

Referenzsystem 3: Zähringerplatz 5.

2.2. Nummern-Figuren mit 4 Referenzsystemen



Referenzsystem 1: Niederdorfstr. 28, 30, 32.

Referenzsystem 2: Mühlegasse 12, 14, 16, 18, 20, 22, 24.

Referenzsystem 3: Zähringerplatz 1.

Referenzsystem 4: Preyergasse 13, 15, 17, 19, 21, 23.

2.3. Nummern-Figuren mit 5 Referenzsystemen



Referenzsystem 1: Brunnengasse 14, 18.

Referenzsystem 2: Predigerplatz 2, 6, 10, 14, 16, 22, 26, 30, 34.

Referenzsystem 3: Predigergasse 19, 17, 15, 13, 9, 7, 3.

Referenzsystem 4: Neumarkt 1, 3, 5, 7, 11, 13, 15, 17, 19.

Referenzsystem 5: Froschaugasse 2, 4, 8, 10, 12, Ø, 20, 22, 24, 26, 28, 30.

Literatur

Toth, Alfred, Arithmetik der Nummern. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2013

Systeme und Teilsysteme von Nummern

1. Unter den manchen Besonderheiten, welche Nummern als zwischen Zeichen und Objekten angesiedelten Entitäten auszeichnen (vgl. Toth 2013a-c), wollen wir folgende festhalten.

1.1. Nummern sind nur innerhalb bestimmter Systeme bzw. Teilsysteme eindeutig, und bei sich überschneidenden Systemen kommen Mehrdeutigkeiten vor.

1.2. Auf ein Objekt können mehrere Nummern abgebildet werden, und es kann eine Nummer auf mehrere Objekte abgebildet werden.

1.3. Semiotisch bezeichnet eine Nummer ein Objekt, doch obwohl theoretisch verschiedene Nummern auf ein Objekt abgebildet werden können, ist die Numerierung innerhalb bestimmter Systeme nicht-arbiträr.

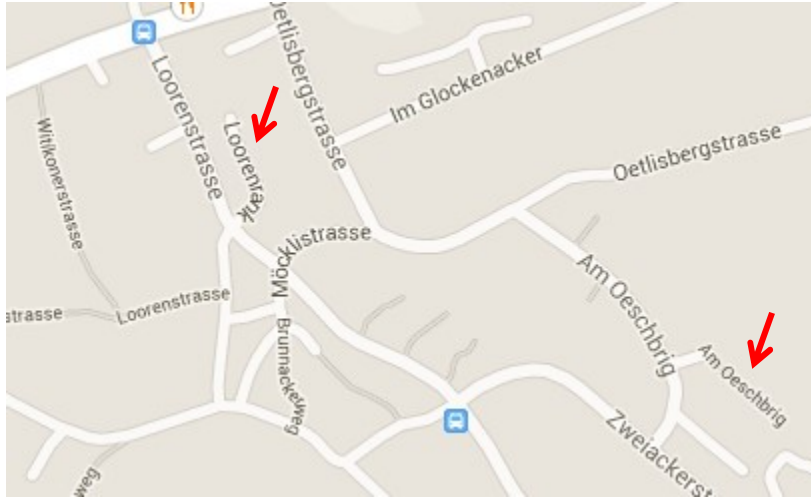
1.4. Arithmetisch fungieren Nummern sowohl ordinal als auch kardinal, doch so, daß ein Objekt mit der Nummern n nicht notwendig das n -te Objekt des betreffenden Systems sein muß.

1.5. Nummern bilden, hierin den komplexen und v.a. den qualitativen Zahlen ähnlich, Figuren, d.h. sie können nicht-lineare Ordnungen bilden.

Im folgenden zeigen wir drei Phänomene, welche durch Kombination arithmetischer und semiotischer Eigenschaften von Nummern entstehen: ihrer Möglichkeit, nicht-lineare Ordnungen zu bilden und die Teilsystembildung ihrer Referenzobjekte.

2.3. Schleifen (Loops) von Teilsystemen

2.3.1. Offene Loops



2.3.2. Geschlossene Loops



Literatur

Toth, Alfred, Arithmetik der Nummern I. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2013a

Toth, Alfred, Straßen-Loops. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2013b

Toth, Alfred, Nummern-Figuren. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2013c

Die Exessivität des Zeichens

1. Aus den beiden ontisch-semiotischen Äquivalenzsätzen (Toth 2013a)

SEMIOTISCH-TOPOLOGISCHES ÄQUIVALENZPRINZIP (Bense): Das Repertoire, zu dem ein selektiertes Zeichen gehört, kann als semiotischer Raum eingeführt werden. (Bense 1973, S. 80)

SYSTEMISCH-SEMIOTISCHES ÄQUIVALENZPRINZIP: Exessive Objektrelationen sind iconisch, adessive indexikalisch, und inessive symbolisch. (Toth 2013a)

sollte man vor allem lernen, daß es nicht genügt, Semiotik zu treiben und dabei das Objekt, das doch die Voraussetzung für die Zeichensetzung ist, zu vergessen. Tut man es trotzdem, so bekommt man eine pansemiotische Pseudowissenschaft (vgl. Eco 1977, S. 111 ff.). Wenn Bense im Anfang der wissenschaftlichen Semiotik axiomatisch feststellt, daß "jedes beliebige Etwas (im Prinzip) zum Zeichen erklärt" werden könne (1967, S. 9), so ist dieser Satz nur in einem sehr relativen Sinne richtig. Niemand versendet einen Brocken Zugspitze an Stelle einer Ansichtskarte (iconischer Fall). Niemand nimmt die Zugspitze als Erinnerungszeichen, um seiner Frau morgen Blumen mitzubringen, statt sein Taschentuch zu verknoten (indexikalischer Fall). Niemand kann als Einzelner und ad hoc eine beliebige Lautfolge zum Zeichen erklären, so wie dies Hugo Ball für Pluplusch und Pluplubasch vorgeschlagen hatte, sondern er bedient sich dafür konventionell etablierter Zeichen (symbolischer Fall).

2. Dennoch hat Bense sicher recht, wenn er sagt: "Das Seiende tritt als Zeichen auf, und Zeichen überleben in der rein semiotischen Dimension ihrer Bedeutungen den Verlust der Realität" (1952, S. 80). Allerdings muß man erst über die Objekte, welche das Sein bevölkern, Bescheid wissen, bevor man sich daran macht, die Gesetze der Zeichen, welche den Schein konstituieren, herauszufinden, denn sonst läuft man Gefahr, daß das "semiotische Universum" zu einer substitutiven Gegenwelt verkommt. Obwohl von Bense selbst wiederholt sehr klar erkannt wurde, daß selbst das Zeichen mit der "größten

Ontizität" (vgl. Bense 1976, S. 53 ff.), das Qualizeichen, das von ihm bezeichnete Objekt nicht erreicht, weil nämlich zwischen Zeichen und Objekt eine Kontexturgrenze verläuft, welche essentiell derjenigen zwischen Diesseits und Jenseits entspricht, spielt das Objekt in der Peirce-Bense-Semiotik lediglich die Rolle eines "Steines des Anstoßes": das Zeichen ist "Zuordnung (zu etwas, was Objekt sein kann)" (Bense 1967, S. 9), aber in dieser Statistenrolle als Gegenstand der Zuordnung erschöpft es sich auch. Sobald die thetische Einführung vollzogen ist, ist das Objekt innerhalb des Zeichens nur mehr als "Objektbezug" und innerhalb des verdoppelten Repräsentationssystems als "Realitätsthematik" vorhanden, d.h. als Schein und nicht als Sein. Im Grunde genommen kann eine solche Semiotik mit dem Icon-Begriff gar nichts anfangen, denn dieser ist ja durch eine nicht-leere Schnittmenge von sowohl dem Objekt als auch dem Zeichen zugehörigen Merkmalen definiert. Jedermann weiß, daß man einen Gegenstand oder eine Person braucht, um ihn bzw. sie zu photographieren, aber im abgeschlossenen semiotischen Universum gibt es weder Gegenstände noch Personen. Wie also soll eine semiotische Modelltheorie (vgl. Bense 1986, S. 128 ff.) Erfüllungsrelationen definieren, wenn der Semiotik nicht eine Ontik im Sinne einer Theorie bezeichneter Objekte gegenübergestellt wird (vgl. Toth 2012)?

3. Betrachten wir, wie zuletzt in Toth (2013b), die Einführung des Zeichens, die so genannte Metaobjektivation (μ), im Lichte der Systemtheorie, dann haben wir

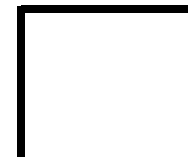
$$\mu: \begin{pmatrix} \Omega \\ U \end{pmatrix} \longrightarrow \begin{pmatrix} \Omega, Z(\Omega) \\ U \end{pmatrix}$$

Das Zeichen ersetzt also zwar das Objekt, d.h. ich versende z.B. eine Ansichtskarte der Zugspitze, statt diese selbst zur Post zu bringen, aber es ersetzt das Objekt so, daß es weiter bestehen bleibt. In anderen Worten: Das Zeichen ist eine Objekt-Kopie, und diese Kopie kann relativ zum Objekt iconisch, indexikalisch oder symbolisch sein. Ich kann ein Photo, eine Haarlocke oder einen Kosenamen meiner Geliebten bei mir tragen. Daß die Zeichen durch Realitätsverlust definiert sind, wie Bense schon sehr früh bemerkt hatte, trifft

somit zu. Ebenso trifft zu, daß dieser Realitätsverlust dafür verantwortlich ist, daß die Objekte in den Zeichen "überleben", wie Bense formuliert hatte. Nur deswegen ist es möglich, daß wir heute noch sehen können, wie ein Subjekt wie Karl Marx oder ein Objekt wie der Anhalter Bahnhof ausgesehen haben. Nun besteht aber die Natur der Realität in der Inessivität, in der systemtheoretischen Entsprechung des In-der-Welt-Seins, welche die Voraussetzung für Existenz bildet. Demgegenüber ist es die Natur der Zeichen, relativ zur Inessivität der Realität exessiv zu sein, denn sie sind essentielle Fragmente der Realität. Es fehlt ihnen eine Dimension der Realität, denn sie sind ja nur Kopien von ihr. In Toth (2013c) war als ontischer Graph der Inessivität



und als ontischer Graph der Exessivität



gegeben worden. Die Differenz zwischen den beiden Graphen drückt also einerseits den von Bense erkannten Verlust der Realität in den Zeichen aus und etabliert andererseits die logische Kontexturgrenze zwischen inessivem Objekt und exessivem Zeichen.

4. Die Exessivität des Zeichens dürfte auch der systemtheoretische Grund dafür sein, warum die vorwissenschaftliche Semiotik auf nicht-arbiträren Zeichenmodellen basiert (vgl. Meier-Oeser 1997) und weshalb sie v.a. von Anzeichen, Vorzeichen und Wunderzeichen dominiert ist.² Es ist ja gerade die Differenz zwischen der ontischen Vollständigkeit der Inessivität und der semiotischen Unvollständigkeit der Exessivität, welche eine Art von Vakuum erzeugt, das in Ermangelung von Sein mit Schein aufgefüllt wird. Um es noch deutlicher zu sagen: Die Abgeschlossenheit des inessiven Vierecks läßt eine

² Das geflügelte Wort "Nomen est omen" spricht Bände: Ausgerechnet das durch eine arbiträre Relation mit seinem bezeichneten Objekt definierte Nomen (Legizeichen) soll ein Omen, d.h. eine nicht-arbiträre, motivierte Relation zu seinem Objekt etablieren!

mythologische Gegenwelt nicht einmal aufkommen, aber die Offenheit des exessiven Dreiecks erzeugt sie und saugt sie an. Da das Zeichen relativ zu seinem Objekt transzendent ist, könnte man also sagen, daß die Transzendenz durch den systemtheoretischen Übergang von Inessivität zu Exessivität erzeugt wird. Im Grenzgebiet zwischen der Ontik als der Theorie der bezeichneten Objekte und der Semiotik als der Theorie der bezeichnenden Zeichen gibt es wohl kein schöneres Beispiel zur Illustration des Zusammenhang von Exessivität und Transzendenz des Zeichens als Gotthard Günthers "mythologische Geographie".

Die physisch-irdische Welt, in der man lebt, war zugleich der Inbegriff alles empirischen Seins. Jenseits des Weltozeans, über den Gipfeln der Berge und unmittelbar unter der Oberfläche der Erde begann schon die Transzendenz der Wirklichkeit" (Günther 2000, S. 31).

Wesentlich für diese Weltanschauung war, daß die Erdlandschaft, abgesehen von ihrer strengen horizontalen Begrenzung (...) als eine zweidimensionale Daseinsebene erlebt wurde. Und zwar zwar es eine Ebene im mathematisch genauen Sinn des Wortes. Erhob man sich auch nur im Geringsten über sie oder drang man in Höhlen und unterirdischen Gängen auch nur ein wenig unter ihre Oberfläche, so begann schon der Abweg ins Jenseits. In den Höhlen lauerten Drachen (...). In den tieferen Schächten pochten und hämmerten spannenlange Wesen, die Zwerge (...). Überall, wo Pflanzen und Bäume ihre Wurzeln in den nährenden Boden senkten, erstreckte sich das Reich der Demeter und anderer Erdmütter. Ganz das Gleiche galt vom Wasser. Auch seine Tiefen bargen mystische Geheimnisse. Nur auf seiner Oberfläche war der Mensch erlaubt und eben geduldet. In den Wellen und unter ihnen spielten Tritonen und Nereiden und die ganze Hierarchie der Meeressgottheiten, ihre Herrschaft in immer tiefere Wasserschichten ausdehnend bis zu dem flüssigen Palast des Poseidon, dem obersten Gott aller Meere und dem ebenbürtigen Gatten der Erdmutter. Unter dem Palast aber lauerte im schlammigen Ozeanboden Leviathan, das Ungeheuer des uferlosen Weltozeans. (a.a.O., S. 166 f.)

"Der Weg in die Tiefe (führt) sofort in geisterhafte, metaphysische Bereiche" (Günther 2000, S. 169). Daß hier nicht eigentlich die Tiefe im Sinne der Abwärts-Relation, sondern die Exessivität, d.h. gleichermaßen die vertikale wie die horizontale Tiefe gemeint ist, erhellt aus den Sagen über Geistererscheinungen. In der "Mythologischen Landeskunde Graubündens" kommen Geister nicht nur aus natürlichen, sondern auch aus künstlichen Objekten wie Kochherden, Brunnen, Jauchegruben und Kellern, v.a. aber bewohnen sie auch die Häuser der Lebenden, d.h. umgebungsexessive Systeme der Oberfläche (vgl. Toth 2013d) und sogar exessive Teilsysteme von ihnen wie z.B. Backöfen (vgl. Büchli, Bd. 3, S. 193, 324 f., 330 f.). Als exessiv werden auch Spiegel und andere vertikale und horizontale Oberflächen aufgefaßt. Bekannt ist E.T.A. Hoffmanns Abenteuer der Silvesternacht, in welchem Erasmus das Bild der Giulietta aus dem Spiegel entreißt. Wenn Bense in seinem ersten Buch feststellte: "Das gespiegelte Ich ist die logische Wurzel des Nichtsbegriffs", dann ergibt sich ferner der Zusammenhang zwischen der exessiven Transzendenz des Zeichens relativ zum inessiven Objekt mit der Zuweisung des Objekts zur logischen Positivität und derjenigen des Zeichens zur logischen Negativität. Daß das Nichts mindestens für den frühen Bense tatsächlich eine exessive Relation darstellt, erhellt aus der Bemerkung: "Das Nichts ist ein Teil des Seins geworden (...). Es tritt "das Nichts des Nichtseienden stets implizit auf, es schimmert durch das Sein hindurch, es partizipiert am Sein, wie in Platons mythischer Welt" (Bense 1952, S. 81). Daraus folgt also, daß das Zeichen ein Teil des Objekts ist, so wie der exessive ontische Graph ein Teilgraph des inessiven ist.

Literatur

Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Vermittlung der Realitäten. Baden-Baden 1976

Bense, Max, Repräsentation und Fundierung der Realitäten. Baden-Baden
1976

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Büchli, Arnold, Mythologische Landeskunde von Graubünden. 4 Bde. Disentis
1989-1992

Eco, Umberto, Zeichen. Frankfurt am Main 1977

Günther, Gotthard, Die amerikanische Apokalypse. München 2000

Meier-Oeser, Stephan, Die Spur des Zeichens. Berlin 1997

Toth, Alfred, Systeme, Teilsysteme und Objekte I-IV. In: Electronic Journal for
Mathematical Semiotics 2012

Toth, Alfred, Lagetheoretische Objektrelationen. In: Electronic Journal for
Mathematical Semiotics 2013a

Toth, Alfred, System- und Zeichen-Definition. In: Electronic Journal for
Mathematical Semiotics 2013b

Toth, Alfred, Ontische und semiotische Graphen. In: Electronic Journal for
Mathematical Semiotics 2013c

Toth, Alfred, Systeme als konverse Umgebungen. In: Electronic Journal for
Mathematical Semiotics 2013d

Arbitrarität von Nummern

1. Das von de Saussure (1916) postulierte, jedoch nicht von ihm entdeckte "Arbitraritätsgesetz" von Zeichen besagt, daß die Zuordnung eines Zeichens zu einem Objekt, d.h. der Metaobjektivationsprozeß (vgl. Bense 1967, S. 9), in dem Sinne willkürlich ist, als die Relation zwischen Bezeichnendem und Bezeichnetem unmotiviert ist, d.h. daß weder das Objekt eine "Zeichenspur" noch das Zeichen eine "Objektspur" trägt.³ Wie allerdings bekannt sein dürfte, hat nicht nur bereits de Saussure die Gültigkeit seines Gesetzes eingeschränkt, sondern gilt dieses generell nur für die Teilmenge symbolischer Zeichen, d.h. also von Zeichen mit symbolischem Objektbezug, nicht aber für solche mit iconischem und indexikalischem Objektbezug. Bei Nummern ist nun, wie in Toth (2014a, b) dargelegt, eine dreifache, d.h. eine arithmetische, semiotische und ontische Referenz zu unterscheiden, und es stellt sich daher die Frage, inwiefern bei Nummern von Arbitrarität gesprochen werden kann. Grundsätzlich, und daher vorab, ist festzustellen, daß für ihren Zahlenanteil die Eigenrealität der Zahlen gilt, die Bense (1992) festgestellt hatte, d.h. Zahlen sind wegen ihres indexikalischen Objektbezugs, der die Binnensymmetrie innerhalb der Dualinvarianz garantiert, nicht-arbiträr. Dennoch ist allgemein bekannt, daß z.B. die Häuser einer Straße auf ganz verschiedene Arten numeriert werden können, z.B. von West nach Ost oder umgekehrt, fortlaufend in einer oder in beiden Richtungen, mit 1 anfangend oder nicht, zusätzlich durch a, b, c, ... numeriert usw.

2.1. Arbitrarität des arithmetischen Anfangs

Sie ergibt sich durch die Ungültigkeit der Peano-Axiome für Nummern trotz der Tatsache, daß deren Zahlenanteile den natürlichen Zahlen entsprechen.

³ Eine m.W. nie diskutierte Frage ist jedoch, ob diese Absenz von Zeichen- bzw. Objektspur vor oder nach dem Bezeichnungsprozeß angenommen wird. Im Einklang mit Derridas Grammatologie ist es nämlich sehr wohl denkbar, daß die konventionelle Verwendung symbolischer Zeichen gerade für solche komplementären Spuren über die Kontexturgrenzen von Objekt und Zeichen hinweg sorgen. Hingegen führte die Annahme dieser Spuren vor dem Metaobjektivationsprozeß automatisch zur Eliminierung der Arbitrarität, setzte damit aber auch die Wirksamkeit der Konvention außer Kraft.



Im Falle der auf dem Planausschnitt abgebildeten Plattenstraße lautet deren arithmetischer Anfang

$\emptyset, 2, \emptyset, \emptyset, \emptyset, \emptyset, \emptyset, \emptyset, \emptyset, \emptyset, 11, 12, 13, 14, \dots$

2.2. Arbitrarität der arithmetischen Richtung

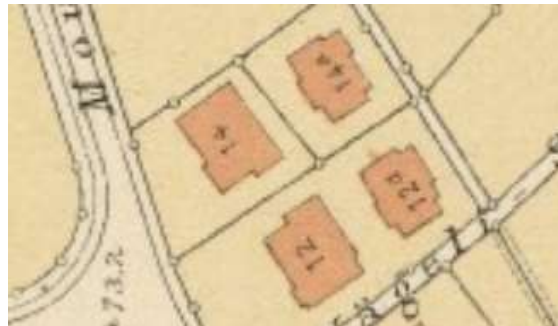
Mögliche Ordnungen des arithmetischen Anteils von Nummern sind: $\Rightarrow, \Leftarrow, \Leftarrow, \Rightarrow$. Im folgenden Planausschnitt weisen die Hoch- und die Kantstraße zueinander konverse arithmetische Ordnungen auf.



2.3. Arbitrarität der ontischen Ordnung

Selbst dann, wenn der arithmetische Anteil von Nummern linear geordnet ist, brauchen die numerierten Objekte ontisch nicht linear geordnet zu sein. Die arithmetische Ordnung kann dann entweder außer Kraft gesetzt werden (die

beiden Häuser links im Bild), oder es wird der primären eine sekundäre arithmetische Ordnung superponiert (die beiden Häuser rechts im Bild)



Dabei kann die sekundäre arithmetische Ordnung sogar zur primären werden, wie dies anhand der beiden folgenden historischen Bilder ersichtlich ist, wo eine lineare Ordnung

39, 39a, 39b, 39c, 39d

vorliegt, in welcher bei den durch 39 und 39a numerierten Objekten 39 ein Teilsystem von 39a ist und 39c und 39d Adysteme von 39b sind.



2.4. Arbitrarität semiotischer Nicht-Redundanz

Als effektive Zeichen aufgefaßt (vgl. Bense 1975, S. 94 ff.), stellen Nummern, z.B. als Schilder, semiotische Objekte dar, bei denen per definitionem ontische und semiotische Referenz nicht-identisch sind. Diese referentielle Nicht-Identität führt dazu, daß bei mehrfacher Numerierung dennoch keine semiotische Redundanz entsteht, wie man anhand des Kontrastes auf den beiden folgenden Bildern erkennen kann.



Krönleinstr. 4, 8044 Zürich



Krähbühlstr. 84, 8044 Zürich

Literatur

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Die Eigenrealität der Zeichen. Baden-Baden 1992

Toth, Alfred, Objektale und semiotische Referenz bei semiotischen Objekten. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014a

Toth, Alfred, Referenz von Nummern. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014b

Zum metaphysischen Hintergrund der ontisch-semiotischen Äquivalenz

1. Das zuerst in Toth (2013) formulierte ontisch-semiotische Äquivalenzprinzip lautet

ONTISCH-SEMIOTISCHES ÄQUIVALENZPRINZIP: Exessive Objektrelationen sind iconisch, adessive indexikalisch, und inessive symbolisch.

Nun wurde in Toth (2014) bewiesen, daß das Äquivalenzprinzip nicht auf den semiotischen Objektbezug beschränkt ist, sondern mit Ausnahme der beiden bereits von Bense (1976) als Pole semiotischer Repräsentativität herausgestellten Subzeichen (1.1) mit der höchsten Ontizität und geringsten Semiotizität und (3.3) mit der höchsten Semiotizität und geringsten Ontizität sämtliche Subrelationen der kleinen semiotischen Matrix umfaßt

	.1	.2	.3
1.	1.1	$\times \text{Ex}(\Omega)$	$\times \text{Ex}(\Omega) \circ \text{In}(\Omega)$
2.	$\text{Ex}(\Omega)$	$\text{Ad}(\Omega)$	$\text{In}(\Omega)$
3.	$\times \text{In}(\Omega) \circ \text{Ex}(\Omega)$	$\times \text{In}(\Omega)$	3.3

mit

$$(2.2) := (2.1) \circ (1.2) \cong \text{Ex}(\Omega) \circ \times \text{Ex}(\Omega)$$

$$(2.3) := (2.1) \circ (1.3) \cong \text{Ex}(\Omega) \circ (\times \text{Ex}(\Omega) \circ \text{In}(\Omega))$$

$$(3.2) := (3.1) \circ (1.2) \cong (\times \text{In}(\Omega) \circ \text{Ex}(\Omega)) \circ \times \text{Ex}(\Omega)$$

$$(3.3) := (3.1) \circ (1.3) \cong (\times \text{In}(\Omega) \circ \text{Ex}(\Omega)) \circ (\times \text{Ex}(\Omega) \circ \text{In}(\Omega)) \\ (3.2) \circ (2.3) \cong ((\times \text{In}(\Omega) \circ \text{Ex}(\Omega)) \circ \times \text{Ex}(\Omega)) \circ (\text{Ex}(\Omega) \circ (\times \text{Ex}(\Omega) \circ \text{In}(\Omega))).$$

2. Benses Axiom, das ich einmal als das fundamentale Axiom der Semiotik bezeichnet hatte und das besagt, "jedes beliebige Etwas (im Prinzip) zum Zeichen erklärt" werden kann (Bense 1967, S. 9), setzt voraus, daß ein Objekt (Ω) vorgegeben und damit ein Zeichen (Z) nachgegeben ist, d.h. die Metaobjektivierung ist eine Funktion der Form

$$\mu: \Omega \rightarrow Z.$$

Demgegenüber gehen die meisten Schöpfungsmythen, darunter der christliche, von der zu μ konversen Funktion

$$\mu^{-1}: Z \rightarrow \Omega$$

aus. So heißt es z.B. in Gen. 1, 3: "Gott sprach: Es werde Licht. Und es ward Licht". Hier wird also nicht einem vorgegebenen Objekt ein Zeichen abgebildet, sondern einem vorgegebenen Zeichen wird ein Objekt abgebildet. Diese rein formale Konversionsrelation der beiden μ -Funktionen ist jedoch metaphysisch betrachtet denkbar verschieden: Bei μ erzeugt nicht das Objekt das Zeichen, sondern dieses ist gemäß Benses Axiom frei wählbar. Nach dem Abbildungsprozeß sind Objekt und Zeichen koexistent, d.h. weder substituiert das Zeichen das Objekt noch vice versa. Bei μ^{-1} hingegen erzeugt das Zeichen das Objekt, d.h. die Abbildung erzeugt aus dem Bild das Urbild. Erst dieser Umstand – und nicht die konverse Funktion⁴ – läßt somit die Funktion μ^{-1} mystisch werden.⁵

3. Für beide Fälle, d.h. sowohl für die Metaobjektivierung μ als auch für die Metasemiotisierung μ^{-1} , gilt jedoch, daß Objekt und Zeichen in zwei verschiede-

4 Auch logisch gesehen, ist es ohne Belang, welchen der beiden Variablen für die logischen Werte W(ahr) und F(alsch) in $G = (x, y)$ man mit W oder mit F belegt, d.h. man kann eine Logik statt wie üblich auf der Position problemlos auch auf der Negation aufbauen, ohne daß sich an der klassischen aristotelischen Logik etwas ändert. Es handelt sich bloß um eine Vertauschung der Symbole. Im Falle der konversen Abbildung bedeutet steht also W für Falsch und F für Wahr.

5 Eine höchst interessante Frage ist, wie es sich mit dem Verhältnis von Koexistenz und Substitution von Bild und Urbild bei μ^{-1} verhält: Falls nämlich das Zeichen nicht durch das von ihm erzeugte Objekt substituiert wird, muß es in einer Welt, in der solche konversen Metaobjektivierungen bzw. "Metasemiotisierungen" ablaufen, notwendig qualitative Erhaltung geben.

nen Kontexturen (K) liegen, d.h. daß durch sie eine Kontexturgrenze (\parallel) verläuft

$$K_{\mu} = [\Omega \parallel Z],$$

$$K_{\mu^{-1}} = [Z \parallel O].$$

Metaphysisch bedeutet das, daß im Falle der Metaobjektivierung das Zeichen vom Objekt aus und im Falle der Metasubjektivierung das Objekt vom Zeichen aus transzendent ist. Nun wurde jedoch in Toth (2014) dargelegt, daß die ontische Eigenschaft der Exessivität nicht nur der iconischen Objektrelation, sondern dem Zeichen an sich wesentlich eignet, d.h. daß vor jeglicher ontischer und semiotischer Differenzierung die Exessivität des Zeichens der Inessivität des Objektes gegenübersteht.

Die erste These, diejenige der Exessivität des Zeichens, würde bedeuten, daß Zeichen mit iconischem Objektbezug, d.h. Abbilder, die ursprünglichen Zeichenarten darstellen. Dadurch würde sich erklären, weshalb durch Jahrhunderte hindurch bis zu de Saussure (jedoch teilweise auch nach ihm, z.B. in den Zeichentheorien Walter Benjamins und Theodor Adornos) die Motiviertheit, d.h. die Nicht-Arbitrarität des Zeichens axiomatisch als Basis dieser Semiotiken angenommen wurde (vgl. Meier-Oeser 1997).

Die zweite These, diejenige der Inessivität des Objektes, scheint eine gewisse Bestätigung einer Auffassung des jungen Bense zu finden. In dessen erster Buchpublikation steht zu lesen: "Raum und Sein sind wesentlich identisch" (Bense 1934, S. 19).

4. Wiederum vor dem Hintergrund der Metaphysik stellt sich hier nun jedoch eine ganz andere Sachlage dar. Wenn das Objekt ontisch betrachtet inessiv und das Zeichen ontisch betrachtet exessiv ist, dann muß eine der beiden folgenden Relationen gelten

$$R1(Z \subset \Omega)$$

$$R2(\Omega \subset Z).$$

Damit werden aber in beiden Fällen die Kontexturgrenzen zwischen Objekt und Zeichen aufgehoben, d.h. die beiden Gleichungen K_{μ} und $K_{\mu-1}$ werden zu Ungleichungen.

Setzt man das Zeichen nach der herkömmlichen Logik in den Bereich der Negativität und das Objekt in denjenigen der Positivität, d.h. geht man von dem folgenden ontisch-semiotisch-logischen Korrespondenzschema

ontisch:	inessiv	exessiv
semiotisch:	Objekt	Zeichen
logisch:	positiv	negativ

aus, dann würde der erste Fall ($R1(Z \subset \Omega)$) bedeuten, daß das Nichts ein Teil des Seins ist. Tatsächlich vertritt Bense diesen Fall in seiner "Theorie Kafkas": "Das Nichts ist ein Teil des Seins geworden (...). Es tritt "das Nichts des Nichtseienden stets implizit auf, es schimmert durch das Sein hindurch, es partizipiert am Sein, wie in Platons mythischer Welt" (Bense 1952, S. 81). Der zweite Fall ($R2(\Omega \subset Z)$) bedeutet natürlich, daß das Sein ein Teil des Nichts ist. Die beiden Fälle sind also im Grunde lediglich Spielarten der seit Kant, mindestens aber seit Hegel heftig diskutierten Materialismus-Idealismus-Diskussion. Während die materialistische Hypothese davon ausgeht, daß die Objekte, die wahrgenommen werden, realiter existieren (und sich dadurch wiederum als Spielart der wohl bereits vorsokratischen Eidolon-Theorie entpuppt, wonach also quasi "Splitter" der Objekte in die Richtung der wahrnehmenden Subjekte abgebildet und dort als Zeichen wahrgenommen werden), geht die idealistische Hypothese davon aus, daß die Außenwelt illusorisch ist, d.h. nur idealiter existiert und also eine Abbildung oder besser gesagt eine Projektion darstellt, die von den sie erzeugenden Subjekten in Richtung einer erst zu kreierenden Außenwelt abläuft.

5. Damit kommen wir zum Schluß: Metaobjektivation und Metasemiotisation

$$K_{\mu} = [\Omega \parallel Z],$$

$$K_{\mu-1} = [Z \parallel O]$$

und die beiden Objekt-Zeichen-Inklusionen

$$R1(Z \subset \Omega)$$

$$R2(\Omega \subset Z)$$

sind je zueinander isomorph, insofern gilt

$$K\mu = [\Omega \parallel Z] \cong R2(\Omega \subset Z)$$

$$K\mu^{-1} = [Z \parallel O] \cong R1(Z \subset \Omega).$$

Was sie von der Gleichheit unterscheidet, ist lediglich, daß die $K\mu$ und $K\mu^{-1}$ transzendent, $R1$ und $R2$ jedoch nicht-transzendent sind, d.h. es gilt

$$K\mu = [\Omega \# Z] \text{ mit } R2(\Omega \subset Z)$$

$$K\mu^{-1} = [Z \# O] \text{ mit } R1(Z \subset \Omega).$$

Literatur

Bense, Max, Raum und Ich. Berlin 1934

Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Vermittlung der Realitäten. Baden-Baden 1976

Meier-Oeser, Stephan, Die Spur des Zeichens. Berlin 1997

Toth, Alfred, Die Exessivität des Zeichens I-II. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2013

Toth, Alfred, Vollständige und unvollständige ontisch-semiotische Isomorphien. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2014

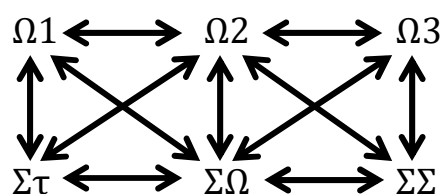
Kann die Semiotik als Vermittlerin zwischen Logik und Ontik fungieren?

1. Das fundamentale Axiom der Semiotik (vgl. Bense 1967, S. 9) besagt, daß ein Objekt Ω_1 vorgegeben sein muß, das durch den Prozeß der thetischen Setzung (vgl. Bense/Walther 1973, S. 26) in ein Zeichen im Sinne eines Metaobjektes ($Z = \Omega_2$) transformiert wird. Ferner bedarf jedes realisierte Zeichen eines Zeichenträgers (vgl. Bense/Walther 1973, S. 137), der von Bense als weiteres Metaobjekt bzw. Präobjekt (Ω_3) bezeichnet wird. Die Semiotik hat es also mit einem Minimum von drei Objekten zu tun, von denen nur die Objekte Ω_1 und Ω_3 in einer (evtl. sogar echten) Teilmengenrelation stehen können, und zwar nach Toth (2014) bei natürlichen Zeichen und bei Ostensiva. Hingegen sind alle drei Objekte bei künstlichen Zeichen paarweise verschieden.

2. Da sich die triadische Zeichenrelation nach Bense (1971, S. 39 ff.) als Kommunikationsschema darstellen läßt, setzt die Semiotik zwei verschiedene Subjekte, ein objektives ($\Sigma\Omega$) und ein subjektives Subjekt ($\Sigma\Sigma$), voraus. Da zudem Zeichensetzer ($\Sigma\tau$) und Zeichenverwender praktisch nie koinzidieren, folgt daraus ein absolutes Minimum von drei Subjekten.

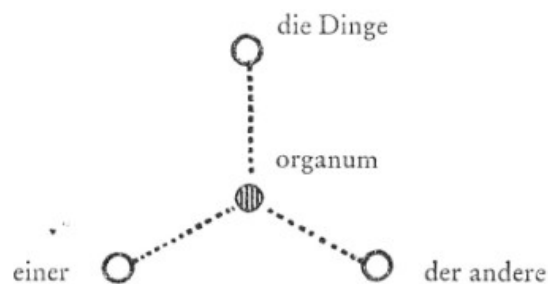
3. Die Semiotik selbst basiert auf einer triadischen Zeichenrelation, die eine monadische und eine dyadische Subrelation enthält, von denen die letztere wiederum die erstere enthält (vgl. Bense 1979, S. 53 u. 67). Die erstheitliche Relation wird als Relation des Zeichens zu seinem Zeichenträger, d.h. also zu Ω_3 , die zweitheitliche Relation wird als Relation des Zeichens zu seinem bezeichneten Objektes, d.h. also zu Ω_1 , definiert. Der Interpretant, d.h. der Subjektanteil der Zeichenrelation kann demzufolge $\Sigma\tau$, $\Sigma\Omega$ oder $\Sigma\Sigma$ sein.

4. Wenn wir diese nicht ganz einfachen Verhältnisse kurz zusammenfassen, ergibt sich ein relationales ontisch-semiotisches System der folgenden Gestalt.



Nun besitzt allerdings die 2-wertige aristotelische Logik nur einen Platz für ein Objekt und einen Platz für ein Subjekt. Zudem stehen beide in einem Austauschverhältnis, das sie willkürlich austauschbar macht (vgl. Günther 2000, S. 230). Die Semiotik besitzt hingegen 3 Objekte und 3 Subjekte, die zudem nicht-isomorph zu einander sind. Die einzige Logik, die im Stande ist, mehrere Subjekte bei gleichzeitiger Wahrung der logischen 2-Wertigkeit für jede Teillogik im Rahmen ihres Verbundsystems zu handhaben, ist die von Gotthard Günther begründete polykontexturale Logik (vgl. Günther 1976-80). Allerdings verfügt auch sie nur über einen Objektbegriff. Um das obige ontisch-semiotische System auf eine Logik abzubilden, müßte diese also nicht nur über Transoperatoren verfügen, die logische Teilsysteme über den Kontexturbereich des Nichts, sondern auch über denjenigen des Seins aufeinander abbilden.

5. Da es eine solche Logik bisher nicht gibt – es würde sich wohl um eine Logik handeln, die selbst eine Vermittlung zwischen Logik und Ontologie darstellt –, steht bisher nur fest, daß die Semiotik als Vermittlung zwischen Ontik und Logik in Frage kommt. Als Modell könnte das leider in der semiotischen Literatur zu diesem Zwecke kaum benutzte Modell Bühlers dienen (Bühler 1969, S. 94).



Als "organum" würde – übrigens in Einklang mit Bühlers Sprachtheorie (vgl. Bühler 1934) – das Zeichen dienen (deren funktionale Differenzierung Bühlers bekanntlich der peirceschen Objektrelation isomorph ist). Im Einklang mit den differenten Objektbegriffen der Bense-Semiotik verbindet Bühlers Modell eine Pluralität von Dingen und in teilweiser Übereinstimmung mit den differenten Subjektbegriffen der Bense-Semiotik unterscheidet es wie im semiotischen Kommunikationsmodell zwischen Ich- und Du-Subjekt und setzt damit eine mindestens 3-wertige nicht-klassische Logik voraus (vgl. Günther 1976, S. 336 ff.).

Übrigens hat das Böhlersche Modell, das offenbar nichts mit dem gegabelten Graphenmodell von Peirce zu tun hat, dem der mittlere Knoten fehlt – denn ansonsten wäre das Peircesche Zeichenmodell ja tetradisch und nicht triadisch – seine Vorläufer in der frühneuzeitlichen Semiotik. Vgl. die folgenden interessanten Feststellungen Hartmut Böhmes zum Zeichenbegriff des Paracelsus: "Das Zeichen bei Paracelsus siedelt an der Grenze zwischen Außen und Innen, Oben und Unten, Sichtbarem und Unsichtbarem". – "Das tertium datur einer Zeichenlehre, welche die metaphysische Kluft zwischen Dingen und Menschen durch das Spiel der wesentlichen Ähnlichkeiten überückt" (Böhme 1988). Auch wenn das letztere Zitat auf die typische Nichtarbitrarität der voraussureschen Zeichenmodelle verweist, so stellt die Aufhebung des logischen Drittsatzes auch die Bedingung für die Operation der polykontexturalen Transjunktionen dar, mittels deren 2-wertige logische Teilsysteme verbunden werden, d.h. ein Tertium datur wird bereits für eine 3-wertige nicht-klassische Logik gefordert, als deren Modell dasjenige Böhlers ja dienen kann.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Zeichen und Design. Baden-Baden 1971

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Böhme, Hartmut, Natur und Subjekt. Frankfurt am Main 1988

Böhler, Karl, Sprachtheorie. Jena 1934

Böhler, Karl, Die Axiomatik der Sprachwissenschaften. Frankfurt am Main 1969

Günther, Gotthard, Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik. 3 Bde. Hamburg 1976-1980

Günther, Gotthard, Die amerikanische Apokalypse. München 2000

Toth, Alfred, Zeichen als Entlastung von Objekten. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014

Zur Nicht-Arbitrarität von Namen I

1. Namen sind Zeichen, also solche bezeichnen sie Objekte, d.h. die letzteren werden auf die ersteren abgebildet durch eine nach Bense (1967, S. 9) Metaobjektivierung genannte Transformation, d.h. Objekte beeinflussen Zeichen, aber der konverse Vorgang ist durch die semiotische Invariantentheorie (vgl. Bense 1975, S. 39 ff.) ausgeschlossen und kommt daher nur in Scheinrealitäten wie der Namenmagie vor, z.B. bei Alice im Wunderland in jener Szene, da das Reh erst dann, als es sich seines Namens erinnert, die Gleichung Reh = scheues Tür aufstellen kann und vor Alice flieht (vgl. dazu Nöth 1976). Logisch würde die Umkehrung der Metaobjektivierungsabbildung die Aufhebung der Dichotomie von Zeichen und Objekt und damit die Zulassung eines Tertium datur bedeuten, also nicht weniger als die Aufhebung der 2-wertigen aristotelischen Logik.

2. Dass Namen sowohl arbiträr als auch nicht-arbiträr und gleichzeitig weder arbiträr noch nicht-arbiträr sind, wurde bereits in Toth (2014) dargestellt. Im folgenden seien zwei sowohl ontisch als auch semiotisch vollkommen verschiedene Arten der Nicht-Arbitrarität von Namen analysiert, angeregt durch einen Text von Elizabeth Ellen Tedaldi, die mich kürzlich wegen eines meiner Bücher angeschrieben hatte (vgl. Tedaldi 2014).

2.1. Konverse Bezeichnungsfunktion

“Namen beeinflussen auf erstaunliche Weise, wie wir handeln und behandelt werden, wie wir uns fühlen und uns selber sehen. Dass in Deutschland eine Julia, von der man nichts weiss ausser ihren Namen, nur aufgrund dieses Namens intelligent erscheint und eine Elfriede dumm, war das Resultat einer Befragung aus dem Jahr 1999, und dass Kevin aus gutem Grund allein zu Hause ist, zeigte 2011 eine Analyse der Klickraten einer Online-Dating-Site: Dort klickten die Frauen den Namen Alexander doppelt so häufig an” (Tedaldi 2014).

Unwissenschaftlich gesagt: Ein Mädchen, das Flora heißt, trägt einen Kühennamen, und wenn ein Schweizer einen angeblich typisch hochdeutschen männlichen Vornamen nennen muß, kommt ihm Detlev in den Sinn, ähnlich wie

dem Deutschen, wenn er nach einem angeblich typisch schweizerischen männlichen Vornamen gefragt wird, Urs in den Sinn kommt. In allen diesen Fällen wird also nicht ein semiotischer Mittelbezug auf einen semiotischen Objektbezug abgebildet, sondern die dazu konverse Abbildung

$$f: M(N) \leftarrow O(N)$$

tritt ein, insofern die Bezeichnung eines Objektes bzw. einer Person durch einen Namen auf die Laut- bzw. Schriftgestalt dieses Namens rückabgebildet wird.

2.2. Subjektabbildungen durch Namen

“Da nennt man das allersüßeste Baby der Welt Gerold und kaum geht der kleine Gerold in den Kindergarten, da erschießt ein gewisser Gerold Stadler seine Frau. Um das Kind nicht allzusehr zu traumatisieren entscheiden sich die Eltern, dem Kind künftig den Kurznamen Geri zu geben und wieder ein paar Jahre später - Gerold / Geri ist mittlerweile in der Pubertät- steht ein anderer Geri wegen Nacktselfies wochenlang im medialen Rampenlicht” (Tedaldi).

$$g: N(\Sigma_i) \rightarrow N(\Sigma_j)$$

Man wird seinen Sohn heutzutage kaum im deutschen Sprachraum Adolf oder im italienischen Sprachraum Benito nennen, denn dadurch könnte das durch den Namen bezeichnete Subjekt qua Namensübertragung in nicht nur semiotische, sondern auch ontische Nachbarschaft des jeweils bekanntesten, negativ konnotierten, Adolf bzw. Benito gebracht werden. Wie die Umkehrung der Bezeichnungsfunktion im Fall 2.1. gehört also auch die von der semiotischen Abbildung mitgeführte Subjektabbildung in diesem Fall 2.2. zur in 1. genannten Namenmagie, wenn auch nur im weiteren Sinne. Es handelt sich in allen drei Fällen um durch die semiotischen Invariantentheorie ontisch ausgeschlossene Abbildungen. Ersetzt man in der Abbildung g die Subjekte durch Objekte,

$$h: N(\Omega_i) \rightarrow N(\Omega_j),$$

dann bekommt man die zu den subjektalen gehörigen objektalen Pendants, die sich v.a. bei Ortsnamen finden, vgl. z.B. Darmstadt, Nierstein (Rheinland-Pfalz),

"Hengasch" (angesiedelt in der Eifel). Als Besonderheit sei erwähnt, daß zwar nicht bei Subjekten, aber bei Objekten sogar solche quasi-magischen Paare auftreten, wie z.B. Frauenfeld und Mannheim, "Kaltental" und Bad Warmbrunn. Daß solche von Namen, d.h. Zeichen, mitgeführten Objektabbildungen auch prinzipiell ausgeschlossen sind, ergibt sich durch die zwar nicht den Subjekten, aber den Objekten eigenen Lokalisierungen, d.h. Ortsfunktionen von Ortsnamen: Liesberg befindet sich nicht in der Nähe von Liestal, Frankenberg in Hessen ist weit entfernt von Frankental in Zürich-Höngg, und aus der iconischen Abbildung zwischen Künsnacht (ZH) und Küssnacht (SZ) folgt weder eine ontische Ähnlichkeit der beiden Städte noch ihre systemtheoretische Nachbarschaft.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Nöth, Winfried, Alice im Wunderland der Zeichen. In: Semiosis 7, 1976, S. 21-34

Tedaldi, Elizabeth Ellen, Philosophie beim Spaziergang mit dem Hund. In: <http://derschneevongestern.blogspot.com/>, 4.9.2014

Toth, Alfred, Zur Arbitrarität von Namen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014

Objekt- und Umgebungsabhängigkeit bei Namen

1. Zur Differenzierung von Objekt- und Umgebungsabhängigkeit vgl. Toth (2014a). Bereits in Toth (2014b, c) hatten wir festgestellt, daß zwar jeder Name ein Zeichen ist, daß aber die Umkehrung dieses Satzes natürlich nicht gilt. Ferner hatten wir gezeigt, daß Namen wegen ihrer Funktionsabhängigkeit von Ort und Zeit

$$N = f(l, t)$$

sich in mancher Hinsicht nicht wie Zeichen, sondern wie Objekte verhalten. Nun stellen aber Objekte nach Toth (2012) Minimalformen von Systemen dar, und zu diesen gehören gemäß der Definition des allgemeinen Systems

$$S^* = [S, U]$$

auch Umgebungen. Bei Namen finden wir somit die ebenfalls nicht semiotische sondern ontische Eigenschaft, daß sie nicht nur objekt-, sondern auch umgebungsabhängig sein können. Als Beispiele dienen, wie bereits in Toth (2014b), Namen von Restaurants der Stadt Zürich.

2. Objektabhängigkeit

2.1. Exessivität

Burg: Annaburg, Elisabethburg, Engelburg, Felsenburg, Frohburg, Idaburg, Josefsburg, Limmatburg, Rosenburg, Schützenburg, Utoburg.

Halle: Bierhalle Wolf, Centralhalle, Gambrinushalle, Kornhaushalle, Küferhalle, Martahalle, Metzgerhalle, Stadthalle.

Haus: Rosenhaus, Schützenhaus.

Heim: Fischerheim, Friedheim, Jägerheim, Neuheim, Schweizerheim.

Hof: Aegeterhof, Albishof, Ankerhof, Centralhof (vgl. die Varianten: La Boite de Nuit u. Schwyzerhüsli), Bayrischer Hof, Bederhof, Bernerhof, Bollerhof, Cholehof, Einsiedlerhof, Engehof, Escherhof, Eyhof, Feldhof, Freihof, Gartenhof, Gertrudhof/Trudihof, Glärnischhof, Hardhof, Habsburg, Heldenburg, Heinrichsburg, Industriefhof, Kehlhof, Körnerhof, Kyburgerhof, Lindenbacherhof,

Löwenhof, Oberhof, Oerlikonerhof, Plattenhof, Posthof, Predigerhof, Römerhof, Schmiedhof, Schweizerhof, Sihlfeldhof, Sihlhof, Sonnenhof, St. Gallerhof, Steinhof, Tessinerhof, Utohof, Tobelhof, Werdhof, Werkhof, Westhof, Wipkinghof, Zwinglihof.

Hütte: Chämihütte, Wurzhütte.

Keller: Felsenkeller, Lindenhofkeller, Walliserkeller, Zeughauskeller.

Schloß: Goldenes Schloss, Hardschloss, Schlössli, Splügenschloss, Wehrli-schloss, Weisses Schloss, Werdschlössli.

Stube, Stübli: Antoniusstübli, Bauernstube/Burestube, Braustube, Fischerstube/Fischstube, Hockstübli, Kanzleistube, Körnerstube, Schmi(e)dstube, Schützenstube, Theaterstube, (Schweizer) Weinstube, Winzerstübli.

Weitere Benennungstypen: Arche; Bauernschänke; die Buffet-Namen (als pars pro toto, z.B. Bahnhofbuffet); Schwarzer Chessel; Gartenlaube, Reblaube; aus Deutschland importiert: Mathäserbräu, Utobräu.

Alle diese Namen bezeichnen also Systeme, in welches das Subjekt ein-kehren kann, relativ zu dem es sich also in exessiver Lagerrelation, d.h. so wie in einer Wohnung, befindet. Es ist eine bekannte Tatsache, daß Wirtshäuser als externe Wohnzimmer dienen bzw., logisch ausgedrückt, daß dem extensionalen Raum der Stube der intensionale Raum der Wirtsstube korrespondiert.

2.2. Adessivität

Birchegg, Blaueck, Brunegg, Falkenegg, Feldegg, Freieck, Sonneck, Friedaueck, Heinrichseck, Hornegg, Jungholzeck, Kanzleieck (vgl. den exessiven Namen: Kanzleistube), Konradeck, Kornhauseck, Leoneck, Roseneck, Scheidegg, Schöneck (dagegen: Schöneggstraße), Sonnegg, Staffeleck, Thaleck, Turneck, Warteck (kaum von der gleichnamigen Basler Biermarke/Brauerei abgeleitet), Windegg, Wynegg, Zeltegg.

Im Gegensatz zum Typus 2.1. bezeichnen die Namen dieses Typus 2.2. nicht das System, welches das Subjekt qua Exessivität aufnimmt, sondern den Ort, an dem sich das System befindet, welche das Subjekt dann aufnehmen wird.

2.3. Inessivität

Sehr selten sind echte inessive Restaurantnamen: Pavillon, Korea-Pavillon (der letztere hat soeben seinen Namen qua thematischer Substitution in "Brasserie Nestor" gewechselt). Unechte Fälle von Inessivität sind Namen, welche die vorgebliche Stimmung oder Geisteshaltung bezeichnen, welche das in das betreffende Restaurant einkehrende Subjekt erwartet: Concordia, Einkehr, Eintracht, Frohsinn, Frieden, Harmonie, Schützenruh, Sunnezyt, Neue Welt, Zukunft.

3. Umgebungsabhängigkeit

Man beachte, daß die mit dem Grundwort "Hof" zusammengesetzten Namen objektabhängig und nicht umgebungsabhängig sind, d.h. das Wort, das als Zeichen normalerweise eine zwar eingegrenzte, aber offene Ebene bezeichnet, bezeichnet bei Namen gerade die Abgeschlossenheit.

Garten: Albisgarten, Baumgarten, Dufourgarten, Hopfengarten, Löwengarten, Rosengarten, Schützengarten, Seegarten.

Auch die folgenden Typen von Umgebungsabhängigkeit sind von den in 2.2. behandelten Ortsbezeichnungen fernzuhalten. Während der Typus "Kanzlei-eck" die Ecke an der Kanzleistraße bezeichnet, an der sich das Restaurant dieses Namens befindet, bezeichnen die folgenden Namen nicht die Objekte, sondern die Teilsysteme der Umgebungen, in die sie eingebettet sind.

Adlisberg, Berghalde, Bullingerplatz, Degenried, Blumenau, Drahtzug, Du Pont, Eierbrecht, Enzenbühl, Flüela (wegen Flüelastraße, 8048 Zürich), Flühgasse/Obere Flühgasse, Freienstein, Friedau, Friedbrunnen, Gessnerallee, Goldbrunnen, Grütli, Güterbahnhof, Hammer (vgl. Drahtzug), Hegibach, Höcklerbrücke, Hofwiese, Hornbach, Klosbächli, Kreuzplatz, Letzitor, Limmatberg, Limmatfels, Limmatplatz, Limmattal, Lindenhof (nicht exessiv, sondern da am Ausgang zum Lindenhofhügel gelegen), Muggenbühl, Mühletal, Neumünster, Nordstrasse, Oberes/Unteres Triemli, Rangierbahnhof, Riesbächli, Rietberg, Schaffhauserplatz, Schönau, Seebahn, Seefeld, Sihlfeld, Sihlpost, Sihlstrom (!), Sonnenberg, Spirgarten (nicht exessiv, sondern nach dem Altstetter Quartier), Talwiese, Tramstation, Untere Mühlehalde, Unteres Albisgüetli, Utogrund, Uto-Kulm, Uto-Staffel, Vier Wachten, Vorbahnhof, Waid, Waidberg, Wartau,

Werdplatz, Ziegelhütte (nicht exessiv, sondern nach der Umgebung, in welcher sich eine Ziegelhütte befand).

Literatur

Toth, Alfred, Systeme, Teilsysteme und Objekte I-IV. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2012

Toth, Alfred, Umgebungsabhängigkeit. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2014a

Toth, Alfred, Zur Arbitrarität von Namen I-II. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014b

Toth, Alfred, Zur Nicht-Arbitrarität von Namen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014c

Objekte, Zeichen, Namen, Nummern und Zahlen I

1. Da jeder Name ein Zeichen ist, die Umkehrung dieses Satzes aber nicht gilt (vgl. Toth 2014a), gilt die metaobjektive Abbildung vermöge Bense (1967, S. 9)

$$\mu: \Omega \rightarrow Z$$

nicht nur für Zeichen (Z), sondern auch für Namen (N). Wir können dies wie folgt ausdrücken

$$N \subset Z.$$

Im Gegensatz zu Zeichen sind Objekte funktional von Ort (l) und Zeit abhängig, d.h.

$$\Omega = f(l, t).$$

Da dies nach Toth (2014b, c) auch für Namen gilt, haben wir

$$N = f(l, t).$$

Weil Zeichen und Objekte eine der logischen Dichotomie von Position und Negation folgende 2-wertige Dichotomie bilden

$$Z^* = \Omega^* = [Z, \Omega],$$

kann also sowohl das Objekt als Umgebung des Zeichens, als auch das Zeichen als Umgebung des Objektes fungieren, d.h. Zeichen und Objekt sind isomorph der in Toth (2012) gegebenen Systemdefinition

$$S^* = [S, U].$$

Da Namen Objekte orts- und zeitabhängig sind, bekommen wir wegen $N \subset Z$

$$Z^{**} = \Omega^{**} = [Z, N, \Omega].$$

2. Nummern, wie in Toth (2014d) und weiteren Arbeiten ausführlich dargestellt, verhalten sich einerseits wie Zahlen, indem sie deren kardinale und ordinale Eigenschaften teilen, andererseits aber bezeichnen sie Objekte, wie es Zeichen und Namen tun. Im Gegensatz zu Namen, die als Personennamen auf

Subjekte und als Ortsnamen auf Objekte referieren, referieren Nummern normalerweise (außer etwa bei Fußballspielern, Häftlingen u.ä.) ausschließlich auf Objekte. Wie für Namen und Objekte, aber anders als für Zeichen und Zahlen, gilt schließlich auch für Nummern

$Nu = f(l, t)$.

Unter den Zeichen ist Orts- und Zeitabhängigkeit nur den Signalen eigen (vgl. Meyer-Eppler 1969, S. 6 ff.), d.h. Objekte, Namen und Nummern folgen in ihren ontischen Eigenschaften der lokalen und temporalen Deixis der Signale und stehen damit den Zeichen und den Zahlen gegenüber, die gegenüber diesen deiktischen Eigenschaften neutral sind. Ferner hatte Bense (1992) nachgewiesen, daß das dualinvariante, eigenreale semiotische Dualsystem als Modell gleichermaßen für die "Zahl als solche" wie für das "Zeichen als solches" gilt. Somit wird unsere systemtheoretisch motivierte Differenzierung in

Objekte, Namen, Nummern

einerseits, sowie in

Zeichen, Zahlen

andererseits durch die präsemiotische Differenz zwischen Präsentation und Repräsentation gestützt. Im Unterschied zu den Zeichen ist bei Zahlen, um mit Hegel zu sprechen, die Repräsentation aller Qualitäten bis auf die eine Qualität der Quantität reduziert. Nummern sind daher sowohl von Zahlen als auch von Zeichen funktional abhängig. Namen dagegen sind sowohl von Zeichen als auch von Objekten funktional abhängig.

Literatur

Bense, Max, Die Eigenrealität der Zeichen. Baden-Baden 1992

Meyer-Eppler, W[olfgang], Grundlagen und Anwendungen der Informationstheorie. 2. Aufl. Heidelberg 1969

Toth, Alfred, Systeme, Teilsysteme und Objekte I-IV. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2012

- Toth, Alfred, Zur Arbitrarität von Namen I-II. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014a
- Toth, Alfred, Zur Nicht-Arbitrarität von Namen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014b
- Toth, Alfred, Objekt- und Umgebungsabhängigkeit von Namen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014c
- Toth, Alfred, Arbitrarität von Nummern. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014d

Zur Arbitrarität von Zeichen I

1. Zu den Voraussetzungen vgl. Toth (2014a, b).

2. Im Gegensatz zu Namen sind bei Zeichen (vgl. Toth 2014c), nachdem sie einmal thetisch eingeführt sind, sowohl die bezeichneten Objekte als auch die sie bezeichnenden Zeichen konstant. Zeichen werden i.d.R. nur dann eliminiert, wenn auch ihre bezeichneten Objekte eliminiert werden (z.B. Schreibmaschine, Schüttstein, Umdrucker). Wie jedoch Beispiele wie Sandbüchse, Federwisch oder Ofenkrücke zeigen, haben Zeichen gegenüber eine größere Konstanz als es die von ihnen bezeichneten Objekte haben. Umgekehrt ist aber der Fall, daß ein Objekt sein Zeichen verliert, ausgeschlossen, da dies die Konversion der Metaobjektivierung (vgl. Bense 1967, S. 9) voraussetzte, d.h. die Umkehrung bzw. Rückgängigmachung der Zeichensetzung, die jedoch wegen eines hierzu erforderlichen Tertium datur gegen die 2-wertige aristotelische Logik und den auf ihr beruhenden Invarianzsatz der Semiotik (vgl. Bense 1975, S. 35 ff.) verstieße.

3. Bei Namen, obwohl diese zwar Zeichen sind, aber wie in Toth (2014c) gezeigt, auch Objekteigenschaften haben, treten nun jedoch, wie im folgenden gezeigt wird, sowohl Elimination von Zeichen als auch Elimination von Objekten problemlos und regelmäßig auf. Auch in dieser Hinsicht unterscheiden sich also Zeichen und Namen in markanter Weise hinsichtlich ihrer Arbitrarität.

3.1. Zeichenverlust

Dieser tritt bei Substitutionen von Namen, wie auf dem folgenden Bild besonders schön sichtbar, auf. Es ist für Zeichen, d.h. für Appellativa, gänzlich undenkbar, daß z.B. eine Orange plötzlich als Banane oder als Tisch bezeichnet wird. Wo gleiche Objekte verschiedene Namen tragen, handelt es sich um Scheinausnahmen, die temporal und/oder lokal funktional abhängig sind, z.B. bei Apfelsine vs. Orange oder bei ung. *török paradicsom* ("türkische Tomate") vs. *padlizsán*. Dieses letztere, aus dem Türkischen entlehnte, Wort bezeichnet, wie einst das erste, die Aubergine. Ebenfalls zu den Scheinausnahme gehören die aus der Linguistik bekannten Fälle von "Bedeutungswandel", semiotisch

liegt nicht Wandel der Bedeutung, sondern der Bezeichnungsfunktion, d.h. der Objektrelation und nicht der Interpretantenrelation der Zeichen vor, wie z.B. bei franz. perron "Freitreppe" vs. schwed. Perron "Bahnsteig". Hier liegt ursprüngliche Identität der Objektrelation vor.



Quedlinburg

3.2. Objektverlust

Dieser Fall ist fast gänzlich auf die Ortsnamen unter den Namen restringiert. Z.B. werden in der Stadt Zürich weder am Neumarkt noch am daran anschließenden Rindermarkt heute noch Märkte abgehalten. Weil bei Namen, anders als bei Zeichen, Objektelimination nicht die Elimination von Namen nach sich zieht, sind Namensübetragungen vom ursprünglichen Referenzobjekt auf ein anderes, neues Referenzobjekt möglich, wie z.B. im Falle des Schwamendinger Restaurants "Ziegelhütte", wo nach 1873, da die alte Ziegelei aufgegeben wurde, der Name auf einen eine Gastwirtschaft, überging. Während in diesem Fall allerdings das neue System ein Anbau des alten, d.h. der ehemaligen Ziegelei, ist, liegt im nächsten Fall Übergang von einem auf ein anderes, gänzlich von ihm detachiertes System vor. Das ursprüngliche Rest. Römerhof an der Züricher Asylstraße lag dort, wo sich seit der Jugendstilzeit der Systemkomplex mit der Talstation der Dolderbahn befindet.



Rest. Römerhof, 8032 Zürich (1896),

in den 50er Jahren wurde der Name jedoch auf ein Restaurant in einem Gebäude gerade gegenüber von dem ursprünglichen System übertragen.



Ehem. Rest. Römerhof, Asylstr. 60, 8032 Zürich (2009)

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Toth, Alfred, Zur Arbitrarität von Namen I-II. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014a

Toth, Alfred, Zur Nicht-Arbitrarität von Namen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014b

Toth, Alfred, Objekte, Zeichen, Namen, Nummern und Zahlen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014c

Zur Arbitrarität von Zeichen II

1. In Toth (2014a) hatten wir festgestellt, daß bei Namen, anders als bei Zeichen, sowohl Zeichen- als auch Objektelimination regelmäßig vorkommen und daß bei letzterer sogar Substitutionen der Referenzobjekte gang und gäbe sind.

2. Eine weitere Eigenschaft, die darauf zurückzuführen ist, daß Namen im Gegensatz zu Zeichen Objekteigenschaften aufweisen (vgl. Toth 2014b) liegt in der nicht nur bei Subjekten (Personennamen), sondern auch bei Objekten (Ortsnamen) vorkommenden Pseudonymie. Während bei appellativen Zeichen zwar Homonymie, d.h. Gleichheit der Mittelbezüge, und Synonymie, d.h. Gleichheit bzw. Ähnlichkeit der Objektbezüge – niemals aber Gleichheit der Interpretantenbezüge, eine Tatsache, die in der Linguistik durchwegs vergessen wird – auftreten können, liegt bei Pseudonymie nicht subrelationale semiotische Gleichheit, sondern Differenz zwischen logischer Extensionalität und Intensionalität vor. Vom metasemiotischen (linguistischen) Standpunkt aus gesehen, sind "Morgenstern" und "Abendstern" einfach Synonyme, da diese Wörter (Zeichen) das gleiche Referenzobjekt haben, auch wenn die beiden Wörter in Zeitfunktion nicht-gleich sind, aber Zeit- und Ortsabhängigkeit ist gerade eine Eigenschaft, die bei Namen, nicht aber bei Zeichen relevant ist (vgl. Toth 2014b). Somit gelten in der Linguistik nicht nur temporal, sondern auch lokal differente Wort-Paare wie z.B. Apfelsine und Orange, als Synonyme.

3. Im Gegensatz zu Homonymie und Synonymie handelt es sich bei Pseudonymie also darum, daß ein und dasselbe Objekt temporal und/oder lokal unabhängig zwei Namen abgebildet bekommt. Das bedeutet, daß hier Namen, die als Zeichen fungieren, plötzlich semiotisch und also trotz ihrer ontischen Eigenschaft nicht-ontisch behandelt werden. Es besteht somit eine komplementäre Relation zwischen Homonymie und Synonymie einerseits und Pseudonymie andererseits, die in der komplementären Relevanz semiotischer und ontischer Eigenschaften von Namen begründet ist.

3.1. Objektale Pseudonymie



Rest. Rheinfelder Bierhaus = Rest. Bluetige Duume, Marktgasse 19, 8001 Zürich

Hierhin gehören auch die Zeichenanteile bestimmter semiotischer Objekte (vgl. Toth 2008), besonders bei sog. Markenbezeichnungen. Diese Zeichenanteile von Marken verhalten sich nämlich nicht wie Zeichen, sondern ebenfalls wie Namen. Daher ist es möglich, daß z.B., wie im unten abgebildeten Fall, der deutsche Lebensmittelgroßist Aldi Nord Produkte, die den Markennamen seiner amerikanischen Schwestercompagnie Trader Joe's tragen, verkaufen kann.

3.2. Subjektale Pseudonymie

Da diese die außerhalb von Ontik und Semiotik fast allein bekannte Form von Pseudonymie darstellt und daher sattsam bekannt ist, möge der Hinweis genügen, daß hier auf ein Subjekt zwei verschiedene Namen abgebildet werden.



Rex Gildo = Ludwig Franz Hirtreiter

Im Gegensatz zur Synonymie, die als semiotische Subrelation niemals identische, sondern nur ähnliche Referenzobjekte bezeichnen kann, handelt es sich bei subjektaler, wie auch bei objektaler, Pseudonymie, nicht nur um Identität, sondern um Selbstidentität der pseudonymen Objekte und Subjekte.

Literatur

- Toth, Alfred, Zeichenobjekte und Objektzeichen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2008
- Toth, Alfred, Zur Arbitrarität von Namen I-III. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014a
- Toth, Alfred, Zur Nicht-Arbitrarität von Namen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014b
- Toth, Alfred, Objekte, Zeichen, Namen, Nummern und Zahlen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014c